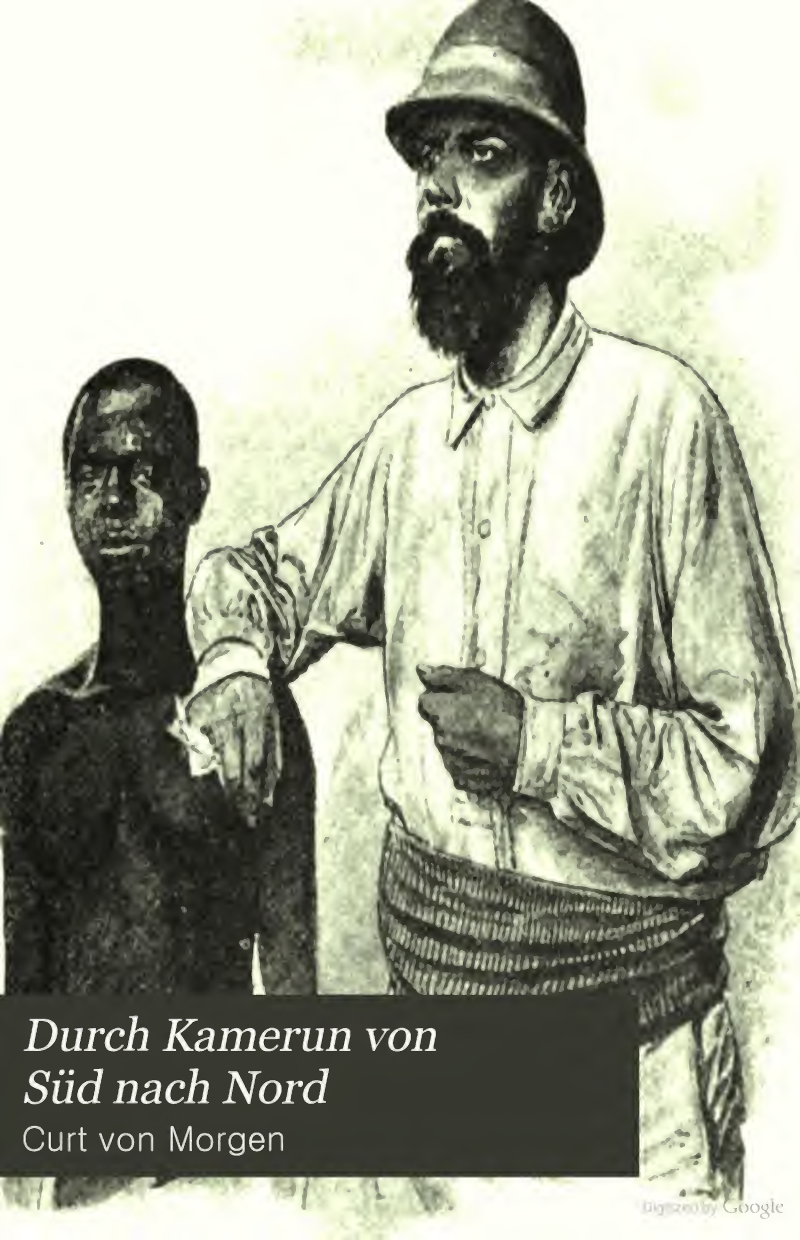


Durch Kamerun von Süd nach Nord

Curt von Morgen

Durch Kamerun

von Süd nach Nord.



Curt Morgen



0

Durch Kamerun

von Süd nach Nord.

Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889 bis 1891.

Von

C. Morgen,

Premierlieutenant à la suite des 4. Oberschlesischen Infanterieregiments Nr. 63, commandirt zum Auswärtigen Amt.

Mit 19 Separatbildern und 50 Abbildungen im Text von R. Hellgrewe, einem Porträt und einer Karte.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1893.

Vorwort.

Es ist anfangs nicht meine Absicht gewesen, außer den amtlichen Berichten, welche in den „Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten" Aufnahme gefunden haben, weiteres über meine Thätigkeit in Afrika zu veröffentlichen. Indeß wiederholte Anfragen und Bitten meiner Freunde und nicht zum mindesten die Thatsache, daß trotz des mit afrikanischer Lektüre übersättigten Büchermarkts gerade über das weitere Hinterland von Kamerun, welches zur Zeit lebhaft in der Tagespresse behandelt wird, keinerlei Aufzeichnungen existiren, veranlassen mich jetzt, ein Jahr nach meiner Rückkehr nach Europa, meine Beobachtungen und Erlebnisse in Form eines Buches zu veröffentlichen.

In der Darstellung, die auf den genauen Aufzeichnungen meiner Tagebücher aufgebaut ist, habe ich mich besonders bemüht, die wissenschaftlichen Beobachtungen in möglichst knapper Form an geeigneten Stellen in den chronologisch geordneten Text einzuflechten, um Abwechselung hineinzubringen und eine Anhäufung des trockenen Materials zu vermeiden. Gleichzeitig bin ich bestrebt gewesen, die Verhältnisse nach Möglichkeit objectiv darzustellen, während die darangeknüpften Betrachtungen meine subjective Ueberzeugung wiedergeben sollen. Daß es an gegentheiligen Ansichten nicht fehlen wird, dessen bin ich mir wohl bewußt. Es ist aber auch nicht die Absicht

des Buches, lärmende Reclame für die coloniale Sache zu machen, dasselbe soll vielmehr ein übersichtliches Material zur Beurtheilung unserer westafrikanischen Colonie geben. Ist dieses in der nachfolgenden Darstellung gelungen, so hat das Buch seinen Zweck erfüllt.

Die Schreibweise der geographischen Namen in Text und Karte ist bereits nach den vom Auswärtigen Amte neuerdings festgesetzten Normen erfolgt (s. Anhang).

Die Karte ist unter Benutzung des schon vorhandenen Materials, vorzüglich aber nach meinen eigenen Kompaß-Aufnahmen construirt. Bei dem beweglichen Charakter meiner Expedition, bei den großen Tagemärschen waren genaue Vermessungen mit der Kippregel oder gar Bestimmungen von Länge und Breite ausgeschlossen; insbesondere wären letztere hier nicht nur zwecklos gewesen, sondern ihre Unzuverlässigkeit hätte zu falschen Annahmen führen können. Ein sorgfältig aufgenommenes Itinerar verdient unter solchen Verhältnissen den meisten Anspruch auf Richtigkeit. Man erhält dadurch ein Skelet, das wol verbesserungs- und ergänzungsfähig ist, das aber eine vorzügliche Grundlage für weitere topographische Arbeiten bildet. Jedenfalls dürfte die Karte schon deßhalb von Werth sein, weil sie die erste Specialkarte des Kamerungebietes ist, in welcher alle bisher gemachten Aufnahmen Berücksichtigung gefunden haben.

Zum Schluß drängt es mich, allen denen, die an dem Erscheinen des Werkes Antheil haben, meinen Mitarbeitern hüben und drüben, den herzlichsten Dank für ihre Mühe und Aufopferung auszudrücken.

Haus Neu-Cladow an der Havel, im September 1892.

Curt Morgen.

Inhaltsverzeichniß.



Abbildungen im Text.

Separatbilder.

Karte.

Einleitung.

Die erste wirksame Anregung zur Gründung unserer westafrikanischen Colonien wurde bereits im Jahre 1882 gegeben. Am 28. Juni dieses Jahres wurde in Paris eine Convention zwischen England und Frankreich abgeschlossen, betreffend die Festsetzung einer Demarcationslinie für die Ausdehnung ihrer beiderseitigen Besitzungen an der Westküste Afrikas nördlich von Sierra Leone. Nach Artikel 5 und 6 dieser Convention sollten die Angehörigen der Contrahenten in ihren beiderseitigen Besitzungen an der ganzen Westküste Afrikas auf gleichem Fuße behandelt werden.

Diese in den französischen Documents parlementaires im März 1883 veröffentlichte Convention veranlaßte den damaligen Staatssecretär des Auswärtigen Amts, Grafen Hatzfeldt, die bestehenden Handelsverträge mit denjenigen Staaten, welche Colonien in Westafrika besitzen, durch Zusatzconventionen zu ergänzen und die Interessen des deutschen Handels gegen Benachtheiligungen thunlichst sicher zu stellen. Die Senate der Hansestädte wurden ersucht, ihre diesbezüglichen Wünsche geltend zu machen, da gerade an der Westküste vorwiegend der hanseatische Handelsstand vertreten war. Allein von Hamburger Firmen befanden sich an der Westküste folgende:

In Sierra Leone: Rosenbusch u. Comp.
In Liberia (an 4 Plätzen): C. Woermann.
An der Goldküste (Accra): R. Müller.

In Wydah: C. Goedelt.

In Klein- und Groß-Popo: Wölber u. Brohm; Grumbach u. Comp.

In Porto Novo, Lagos: Witt u. Büsch; G. L. Gaiser; Voigt, Schabert u. Comp.

In Kamerun und verschiedenen Plätzen zwischen Bimbia und Eloby an der Bai von Biafra: C. Woermann; Jantzen u. Thormählen.

In Gabun und Umgegend: C. Woermann; Jantzen u. Thormählen; Goedelt u. Gütschow.

In Ambriz und Kinsembo: Alexander Stock.

Die Bremer Firmen waren an der Westküste hauptsächlich durch F. M. Vietor Söhne an der Goldküste und F. A. E. Lüderitz in Lagos vertreten.

Die Freie Hansestadt Lübeck hatte an der Westküste Afrikas keine ansässigen Firmen, und der Senat äußerte auch keinerlei Wünsche auf die erwähnte Anfrage.

Die Senatscommission Bremens für Reichs- und auswärtige Angelegenheiten hatte bezüglich der Lage der deutschen Factoreien in den englischen Colonien nichts zu erinnern, dagegen wurden Klagen der Bremer Kaufleute, welche in Klein- und Groß-Popo angesessen waren, zur Sprache gebracht. Diese beiden Orte lagen auf der von keiner europäischen Macht in Besitz genommenen Strecke von Danoe bis Lagos. Hier sollten die Neger von den französischen Händlern gegen die deutschen Concurrenten aufgewiegelt worden sein, und es wurde der Wunsch ausgesprochen, daß ein deutsches Kriegsschiff erscheinen möge, um den Häuptlingen mehr Respect vor der deutschen Nation beizubringen. Gleichzeitig möge versucht werden, mit den Eingeborenen ein Vertragsverhältniß abzuschließen.

Von der größten Wichtigkeit war indessen der von der Hamburger Handelskammer abgefaßte ausführliche Bericht vom 6. Juli 1883. In Bezug auf die Behandlung der Deutschen in den

englischen Colonien wurde bis auf Sierra Leone anerkannt, daß sie mit den Engländern im allgemeinen gleichberechtigt seien. Nur in Sierra Leone war der dort angesessenen Firma Rosenbusch nicht gestattet worden, Grundeigenthum zu erwerben, weshalb die Mitglieder dieses Hauses sich genöthigt gesehen hatten, sich naturalisiren zu lassen. Hieran anknüpfend und unter Hinweis auf die Stationen der norddeutschen und Baseler Missionsgesellschaften wurde für die Goldküste ein deutscher Consul gewünscht.

In den französischen Colonien, hieß es im Bericht weiter, hatten ursprünglich die Deutschen die gleichen Rechte wie die Franzosen selbst genossen, speciell hatte in der Colonie Gabun die seit 1862 dort angesessene Firma C. Woermann ohne Schwierigkeiten Grundeigenthum erwerben können und stets den gewünschten Schutz gegen eingeborene Stämme erhalten. Erst nachdem der bekannte französische Forscher de Brazza in Zeitungen und öffentlichen Vorträgen darauf hingewiesen hatte, daß bisher keine einzige französische Firma in dieser französischen Colonie etablirt sei, nahm die Colonialregierung Gabuns eine andere Haltung an und legte den deutschen und englischen Firmen alle möglichen Hindernisse in den Weg. So wurde im Januar 1883 ein Decret erlassen, in welchem der Import von Gewehren gänzlich verboten wurde und selbst den Europäern nur gestattet war, Jagdgewehre bei sich zu führen. Das Verbot wurde damit motivirt, daß die Eingeborenen nicht mit Waffen versorgt werden sollten, welche sie im Falle eines Krieges gegen die Colonialregierung gebrauchen könnten. Trotzdem bewilligte die französische Kammer allein 100000 alte Gewehre für die Colonie Gabun, welche für die Eingeborenen bestimmt waren, und zwar dies auf die besondere Befürwortung des Ministers Ferry.

Die Handelskammer von Hamburg bat nun, im Interesse ihrer Clienten die Aufhebung eines derartigen, den bestehenden

Verträgen widersprechenden Erlasses bei der französischen Regierung erwirken zu wollen.

Auch bezüglich der in den portugiesischen Colonien Angola und Benguela bestehenden Differenzialzölle, mit welchen alle durch nicht portugiesische Schiffe eingeführten Waaren belastet waren, bat die genannte Handelskammer zu interveniren.

Ein fernerer triftiger Klagegrund war in der Denkschrift betreffs der Negerrepublik Liberia angegeben. Hier hatte die liberianische Regierung, trotz des mit dem Norddeutschen Bunde am 31. October 1867 abgeschlossenen Handelsvertrages, nach welchem Deutschland unter die Zahl der meistbegünstigten Nationen gehörte, von der Woermann-Linie Hafenabgaben erhoben, welche von den englischen Schiffen nicht verlangt wurden.

Am meisten wurde jedoch die Nothwendigkeit eines Schutzes der deutschen Kaufleute für diejenigen Gebiete betont, wo sie ohne Protectorat eines civilisirten Staates ausschließlich mit den selbständigen Negerstämmen in Verkehr standen und deren Willkür völlig preisgegeben waren. Hier helfe nur das Erscheinen einer bewaffneten Macht, eines Kriegsschiffes. Es wäre daher eine Flottenstation wünschenswerth. Am besten hierzu eigne sich Fernando Poo, die spanische Insel in der Bai von Biafra, die auch leicht zu erwerben sei, da sie Spanien nichts einbrächte; außerdem liege sie besonders günstig in der Mitte des westafrikanischen Handelsgebiets und besitze einen vorzüglichen Hafen.

Wenn aber einmal Fernando Poo in Besitz genommen würde, so müßte auch die gegenüberliegende Küste in deutsche Hand übergehen; andernfalls würden andere Nationen sie erwerben, und Deutschland müsse dann überhaupt auf einen praktischen Vortheil in Westafrika verzichten.

Nach allen diesen Deductionen faßte die Hamburger Handelskammer ihre Wünsche wie folgt zusammen:

1. Ernennung eines deutschen Consuls an der Goldküste.
2. Abschluß von Verträgen mit England, eventuell auch Frankreich, durch welche den Deutschen in den Colonien dieser Staaten in jeder Beziehung, namentlich bezüglich des Erwerbes von Grundeigenthum, gleiche Rechte mit den Angehörigen derselben gewährleistet werden (besonders mit Bezug auf die Verhältnisse in Sierra Leone).
3. Einwirkung auf Frankreich zwecks Aufhebung der Benachtheiligung des deutschen Handels, wie sie durch das Verbot der Einfuhr von Gewehren in der Colonie Gabun und die gleichzeitige Einfuhr großer Quantitäten zum Handel bestimmter Gewehre durch de Brazza herbeigeführt wird.
4. Bewirkung der Anerkennung des Inkraftbestehens des Handelsvertrags durch die liberianische Regierung, eventuelle Revision des Vertrags und Sicherung gleicher Behandlung der Deutschen in Liberia mit den Angehörigen anderer Staaten.
5. Schutz der deutschen Interessen in den von unabhängigen Negerstämmen bewohnten Districten durch Abschluß von Verträgen mit den Häuptlingen und durch Verwendung von Kriegsschiffen zu diesem Zweck.
6. Neutralisirung der Kongomündung und des benachbarten Küstenstriches.
7. Begründung einer Flottenstation (Fernando Poo).
8. Erwerbung eines Küstenstriches in Westafrika zur Gründung einer Handelscolonie Biafrabai.

Auf diese Denkschrift erfolgte nun seitens des Ministers eine Antwort dahin, daß die Reichsregierung eine commissarische Vertretung der deutschen Interessen an der Westküste beabsichtige und ebenso die dauernde Stationirung von Kriegs-

schiffen ins Auge gefaßt habe; vorläufig solle S. M. S. „Sophie" mit dem Schutz der deutschen Interessen beauftragt werden. Nach dem Bekanntwerden dieses Schreibens sandte die Firma Jantzen u. Thormählen, deren beide Inhaber viele Jahre als Agenten der Firma C. Woermann in Westafrika thätig gewesen waren, ein Gutachten ein, in welchem die Aufmerksamkeit der Regierung besonders auf das Gebiet an der Biafrabai, speciell Kamerun und Malimba, gelenkt wurde. Es wurde angegeben, daß gerade hier die deutschen Handelshäuser es verstanden hätten, die Concurrenz der älter angesessenen englischen Firmen zu bekämpfen. Dieses Gutachten war vom 5. Februar 1884 datirt.

Unter dem 19. März 1884 erging nun an den Generalconsul in Tunis, Dr. Nachtigal, seitens des Fürsten Bismarck eine ausführliche Instruction, in welcher der Abschluß von Freundschafts-, Handels- und Protectorats-Verträgen in Angra Pequena und dem Küstenstrich zwischen dem Nigerdelta und Gabun, insbesondere die Strecke gegenüber der Insel Fernando Poo in der Bai von Biafra, ins Auge gefaßt war. In der Einleitung dieser Instruction war jedoch vorausgeschickt, daß das Reich nicht beabsichtige, einen größern Verwaltungsapparat einzurichten oder gar Garnisonen zum Schutze des Landes zu errichten. Dr. Nachtigal wurde ermächtigt, nur eine ihm geeignet erscheinende Persönlichkeit als interimistischen Vertreter Sr. Maj. des Kaisers einzusetzen. Am Schluß der Instruction wurde Nachtigal aufgefordert, Klein-Popo anzulaufen, um die wegen Gewaltthätigkeiten gegen deutsche Firmen von S. M. S. „Sophie" festgenommenen Geiseln der feindlichen Lawson-Partei wieder in Freiheit zu setzen. Dagegen war ausdrücklich hervorgehoben, daß trotz der unter dem 5. März erfolgten Eingabe des Königs von Klein-Popo und Grigi um Uebernahme des deutschen Protectorats durch Se. Maj. den Kaiser angesichts der französischen Ansprüche die

Regierung dieses Gesuch auf sich beruhen lassen, und falls Frankreich seinen angeblich früher abgeschlossenen Vertrag publicire, denselben auch respectiren würde. Es war daher hierdurch eine Besitzung im Togogebiet anscheinend ausgeschlossen. Aber die dortigen Verhältnisse gestalteten sich schließlich für uns günstiger als die schriftlichen Abmachungen und Instructionen.

Als Dr. Nachtigal am 2. Juni an Bord S. M. S. „Möwe" vor Klein-Popo vor Anker ging, erfuhr er zwar, daß den Deutschen seit der Abwesenheit der „Sophie" keine Unbill geschehen sei, aber die Intriguen der im englischen Interesse wühlenden Lawson-Partei waren besonders in Lome und Bagida derartige, daß selbst die deutschfreundlichen Eingeborenen aus Angst vor den Engländern — namentlich hatte es der englische Commandant von Quitta an diesbezüglichen Drohungen nicht fehlen lassen — die deutschen Factoreien von ihrem Grund und Boden entfernen wollten. In Rücksicht auf diese Zustände, ferner, da im Togogebiet der Handel hauptsächlich in deutschen Händen ruhte, und schließlich, da das Gebiet in Anbetracht der weit ins Innere führenden Handelswege ein vielversprechendes war, entschloß sich Dr. Nachtigal, dieses Land unter deutsches Protectorat zu stellen. Am 5. Juli erfolgte die Aufhissung der deutschen Flagge in Bagida und am 6. in Lome; von hier aus dampfte die „Möwe" nach Weidah und dann nach Kamerun, wo sie am 11. Juli anlangte.

Hier hatten die beiden Agenten der Firmen C. Woermann und Jantzen u. Thormählen, E. Schmidt und Joh. Voß, bereits seit langer Zeit im Einverständniß mit ihren Chefs Unterhandlungen gepflogen, um die Hoheitsrechte in „Cameroons" zu erlangen. Diese Anstrengungen hatten nach langen Auseinandersetzungen den Erfolg gehabt, daß sämmtliche Häuptlinge die betreffenden Verträge, trotzdem von englischer Seite dagegen intriguirt wurde, zu unterzeichnen gewillt waren. Man

erwartete sehnsüchtig die „Möwe“, um alles perfect zu machen, als am 10. Juli nachmittags das englische Kanonenboot „Goshawk“, durch die englischen Kaufleute herbeigerufen, in Kamerun einlief. Man glaubte schon alles verloren, aber glücklicherweise befand sich der englische Consul nicht an Bord, und der Commandant konnte nur die einflußreichsten Häuptlinge Bell und Akwa ersuchen, mit dem Unterzeichnen der Abtretungsurkunde an die Deutschen zu warten, bis der englische Consul aus Bonny einträfe, was in einigen Tagen erfolgen würde. Am 11. früh dampfte das englische Kanonenboot wieder aus dem Hafen, und am Abend fuhr, wie schon erwähnt, die „Möwe“ ein. An demselben Tage unterzeichnete Deido, und am nächsten Bell und Akwa die von den Kaufleuten aufgesetzten Verträge, mit denen sich der Generalconsul einverstanden erklärt hatte. Am 14. Juli 1884, achtzehn Jahre, nachdem der erste Deutsche, Herr Thormählen, als Agent der Firma C. Woermann sich hier niedergelassen hatte, wurde Kamerun durch Flaggenhissung in den Orten der drei genannten Häuptlinge unter deutschen Schutz gestellt. Die betreffende Abtretungsurkunde lautete:

We, the undersigned independent Kings and Chiefs of the Country called „Cameroons“, situated on the River Cameroons, between the River Bimbia on the North Side, the River Qua-Qua on the South Side and up to 4° 10′ North lat. have in a meeting held to-day in the German Factory on King Aqua's Beach (für King Deido „on the German Hulk «Luise»“) voluntarily concluded as follows:

We give this day our rights of Sovereignty, the Legislation and Management of this our Country entirely up to Mr. Eduard Schmidt, acting for the firm C. Woermann, and Mr. Johannes Voss, acting for Messrs. Jantzen & Thormählen, both in Hamburg, and for many years trading in this River.

We have conveyed our rights of Sovereignty, the

Legislation and Management of this our Country to the firms mentioned above under the following reservations:

1. Under reservation of the rights of third persons,
2. Reserving that all friendship and commercial treaties made before with other foreign governments shall have full power,
3. That the land cultivated by us now and the places the towns are built on, shall be the property of the present owners and their successors,
4. That the Coumie* shall be paid annually as it has been paid to the Kings and Chiefs before,
5. That during the first time of establishing an administration here, our country-fashion will be respected.

Cameroons, the 12th (11th) July 1884.

(Folgen die Unterschriften.)

Ich füge die deutsche Uebersetzung der Urkunde bei:

Wir, die unterzeichneten unabhängigen Könige und Häuptlinge des Landes, genannt „Cameroons“, am Kamerunfluß zwischen dem Bimbiafluß nördlich, dem Kwa-Kwafluß südlich und aufwärts zum 4° 10′ n. Br. gelegen, haben in einer am heutigen Tage abgehaltenen Versammlung in der deutschen Factorei an König Akwa's Strand (für König Deido auf der deutschen Hulk „Luise“) freiwillig Folgendes beschlossen:

Wir treten heute unsere Rechte auf die Landeshoheit, Gesetzgebung und Verwaltung unseres Landes endgültig an Herrn Eduard Schmidt, wirkend für die Firma C. Woermann, und

* Abgaben der Factoreien an die Häuptlinge für Abtretung von Land und für Schutz. Der „Coumie“ wurde später vom Kaiserlichen Gouvernement übernommen.

Herrn Johannes Voß, wirkend für die Herren Jantzen u. Thormählen, beide in Hamburg, welche bereits viele Jahre im Flusse Handel treiben, ab.

Wir haben unsere Rechte auf die Landeshoheit, Gesetzgebung und Verwaltung an die oben erwähnten Firmen unter folgendem Vorbehalt übertragen:

1. Unter dem Vorbehalt der Rechte dritter Personen,
2. Mit dem Vorbehalt, daß alle Freundschafts- und Handelsverträge, welche vorher mit anderen fremden Staaten geschlossen sind, volle Kraft behalten sollen,
3. Daß das durch uns zur Zeit bebaute Land und die Plätze, auf denen die Dörfer erbaut sind, das Eigenthum der gegenwärtigen Besitzer und deren Nachfolger bleiben sollen,
4. Daß der „Commie" wie bisher jährlich an die Könige und Häuptlinge gezahlt werden soll,
5. Daß während der ersten Zeit, in der eine Verwaltung hier eingesetzt wird, unsere Landessitte berücksichtigt wird.

Kamerun, 12. (11.) Juli 1884.

Nach dem Act des Flaggenhissens erließ Dr. Nachtigal ein Circular an die Vertreter der fünf in Kamerun ansässigen englischen Firmen, um dieselben hinsichtlich ihrer Handelsinteressen zu beruhigen. Diesem Erlaß folgte ein zweiter bezüglich des bis dahin bestehenden Court of Equity, welcher unter dem bisherigen Vorsitz des englischen Consuls die Differenzen zwischen Fremden und Eingeborenen auszugleichen hatte. Nachtigal schlug nun ein gleiches Schiedsgericht vor, nur mit dem Unterschiede, daß dasselbe fortan unter deutschem Protectorate zu arbeiten hätte. Die englischen Kaufleute zeigten zwar ihre Bereitwilligkeit, bei diesem provisorischen Gerichtshofe

mitzuwirken, doch wollten sie zuvor noch mit dem englischen Consul bezüglich dieses Punktes conferiren.

Am 19. Juli lief das englische Kanonenboot „Flirt" mit dem englischen Consul Hewett an Bord im Kamerunfluß ein. Der Consul ließ sofort die Häuptlinge Bell und Akwa an Bord entbitten, welcher Aufforderung jedoch nur King Bell Folge leistete. Dieser mußte hier alle möglichen Vorwürfe hören, welche darin gipfelten, daß er mit der Unterzeichnung nicht bis zur Ankunft des Consuls gewartet hätte.

Am folgenden Tage machte der „too late Consul", wie ihn seitdem die Engländer der dortigen Gegend nannten, Besuch an Bord der „Möwe", welcher sofort von Nachtigal erwidert wurde. Hierbei protestirte Mr. Hewett zunächst gegen die Unterstellung des Kamerungebiets unter die Oberhoheit Seiner Majestät des Deutschen Kaisers, da die Häuptlinge durch frühere Versprechen bereits an England gebunden gewesen seien, und ferner gegen den Versuch, den Court of Equity aufzuheben, da derselbe durch einen Staatsvertrag eingesetzt sei. Bezüglich des letzten Punktes zeigte sich Dr. Nachtigal entgegenkommend und ließ im allgemeinen Interesse den Court noch fortbestehen, den Protest gegen die Besitzergreifung nahm der Generalconsul dagegen nur zur Berichterstattung an den Reichskanzler an.

Nachdem Dr. Buchner, der Begleiter Nachtigal's, provisorisch zum Gouverneur von Kamerun ernannt worden war, dampfte die „Möwe" am 20. nach Bimbia. Hier hatte noch Tags zuvor der Commandant des englischen Kriegsschiffes „Opal" versucht, den District in Besitz zu nehmen. Am 21. Juli wurde jedoch auch hier die deutsche Flagge gehißt. In ähnlicher Weise wie in Kamerun erfolgte am 22. im Malimbagebiet, am 23. in Klein-Batanga, am 24. in Kribi die Protectoratserklärung. Bei den weiter südlich gelegenen Theilen spielten bereits französische Interessen mit, die zu Unterhandlungen des Dr. Nachtigal mit dem französischen Gouverneur,

Herrn Cornut Gentille, in Gabun führten, welche ihre Erledigung erst in dem im Februar 1885 mit der französischen Regierung geschlossenen Abkommen fanden.

Von Gabun aus begab sich Nachtigal nach Angra Pequena, um die durch die Lüderitz'schen Verträge erworbenen Länder definitiv unter deutsche Flagge zu bringen.

Während im Süden des Kamerungebiets infolge der Besitzergreifung Differenzen mit Frankreich entstanden, hatte, wie es vorauszusehen war, die englische Regierung durch ihren Geschäftsträger in Berlin, Mr. Charles Scott, gegen die Unterstellung des eigentlichen Kamerungebiets am Kamerunflusse Protest erhoben, indem sie sich auf Petitionen der Könige Bell und Akwa vom 7. August 1879 und 6. November 1881 stützte. In dem Londoner Uebereinkommen von 1886 wurden indeß die strittigen Gebiete schließlich endgültig Deutschland zuerkannt.

Nachdem nun diese Länder unter deutschen Schutz gestellt waren, mußte die Regierung daran denken, eine Verwaltung für dieselben einzurichten. Um diese Angelegenheit zu erörtern, lud der Reichskanzler am 25. September 1884 die Inhaber der Firmen C. Woermann und Jantzen u. Thormählen zu einer Besprechung nach Friedrichsruh ein. In dieser Conferenz regte Fürst Bismarck die Bildung eines Syndikats der größeren westafrikanischen Firmen in Hamburg für Kamerun an; ferner einigte man sich über die Einsetzung eines Gouverneurs, der in der Ausübung der Verwaltung und in der Rechtspflege durch ein aus den Vertretern der in Kamerun ansässigen Firmen gebildetes Collegium unterstützt werden sollte. Das Syndikat hielt sich nur kurze Zeit. Die Regierung hat dann die Verwaltung in jeder Beziehung selbständig übernommen.

Ferner wurde in Friedrichsruh festgesetzt, daß, um das Ansehen des Gouvernements zu erhöhen, häufiger Kriegsschiffe das Kamerungebiet besuchen sollten.

Inzwischen hatten die Intriguen englischer Agenten in Kamerun nicht geruht, um die schwererrungene Colonie uns mit Gewalt zu entreißen. Insbesondere hatten der Pole Scholz-Rogozinsky in Victoria und der Viceconsul Buchan in Kamerun wiederholt versucht, die Eingeborenen gegen das neue deutsche Protectorat aufzureizen. Diesen Unruhen gegenüber befand sich Dr. Buchner ohne jegliche Machtentfaltung. Es mußte schleunigst ein Geschwader in die aufständischen Gebiete entsandt werden, welches unter dem Commando des Admirals Knorr Ende December 1884 in Kamerun anlangte und den Eingeborenen Respect vor den deutschen Waffen beibrachte. Nach Niederwerfung des Aufstandes wurde alsdann eine umfassendere Verwaltung eingesetzt, bestehend aus dem Consul Freiherrn von Soden als Gouverneur, Herrn J. von Puttkamer als Kanzler und Herrn Dr. Krabbes als Secretär nebst einigen Unterbeamten, welche im Juli 1885 in Kamerun eintrafen. Ebenso wurden dort ständig zwei Kriegsschiffe stationirt.

Nach und nach hat sich die Organisation weiter entwickelt. Jetzt steht an der Spitze der Verwaltung ein Gouverneur, der, wie es bei der Entfernung vom Mutterlande nicht anders sein kann, große Vollmachten und Strafcompetenzen besitzt. Er hat das Recht, Europäer aus der Colonie auszuweisen; gegen Eingeborene kann er auf Todesstrafe erkennen.

Unter dem Gouverneur stehen zwei Bezirksamtleute, einer in Victoria für den Nordbezirk, der andere in Kribi für den Süddistrict. Den Bezirksamtleuten ist ein aus sechs Mitgliedern bestehender Gemeinderath beigegeben.

Im Innern sind gegenwärtig zwei von der Regierung ausgesandte Expeditionen thätig.

Die Gerichtsbarkeit erster Instanz übt ein dem Gouverneur unterstellter Kanzler aus, welcher auch in Abwesenheit des Gouverneurs die Stellvertretung in den allgemeinen Regierungsgeschäften übernimmt.

Vor das Gouvernementsgericht kommen alle Streitigkeiten zwischen Schwarzen von verschiedenen Stämmen, zwischen Schwarzen und Weißen und Weißen untereinander; ferner ausnahmslos jeder Mord und Todtschlag. Streitigkeiten zwischen Eingeborenen desselben Stammes dagegen unterliegen dem Eingeborenen-Schiedsgericht. Natürlich erstrecken sich die Bestimmungen nur auf die Stämme, welche vom Gouvernement erreichbar sind, also in erster Linie auf die Dualla.

Die Thätigkeit der Verwaltung wird unterstützt von den Schulen, welche Bildung und Civilisation verbreiten und ein brauchbares schwarzes Beamtenpersonal heranziehen. Abgesehen von den in den vier Missionen unterrichteten Zöglingen, befinden sich zwei Regierungsschulen in Bell- und Deido-Dorf, welche stark besucht sind.

Um das Ansehen der Regierung bei den Eingeborenen zu erhöhen, auch um kleinere Strafexpeditionen ins Innere auszuführen, hat man neuerdings eine kleine schwarze Schutztruppe von 54 Mann gebildet, die für das dortige Klima ausdauernder und im afrikanischen Gefecht gewandter ist als die Besatzung der Kriegsschiffe. Nunmehr steht die in jeder Beziehung praktisch organisirte Verwaltung auch geschützt und gesichert da und ist in der Lage, ihren Befehlen wenigstens an der Küste Nachdruck zu verleihen und nöthigenfalls den Gehorsam zu erzwingen. Durch die Schutztruppe werden in Zukunft manche Zwistigkeiten und Kämpfe vermieden werden, denn auch in Afrika trifft das alte lateinische Sprichwort zu: „Si vis pacem, para bellum.“



Ausfahrt der „Marie Woermann“ aus Cuxhaven.

Erstes Kapitel.

Zur afrikanischen Küste.

Angeregt durch die interessante Lectüre der Reisebeschreibungen hervorragender Afrikaforscher und die Briefe meines verstorbenen Bruders, der in den Fluten des Ogowe seinen Tod gefunden, war in mir seit langen Jahren der glühende Wunsch rege geworden, mitzuwirken an dem großen Culturwerke der Erschließung des dunkeln Erdtheils und der Aufklärung der dort lebenden Völker durch europäische Gesittung und Civilisation. Dabei will ich nicht leugnen, daß ein gewisser Hang zu Abenteuern, ein ehrgeiziges Verlangen, es den Männern nachzuthun, die auf diesem Gebiete bereits so große und schöne Erfolge errungen hatten, mich erfüllte.

Die Berichte eines Stanley, eines Wißmann über ihre großen Züge und Entdeckungen ließen mich nicht mehr ruhig schlafen, mir wurde es zu eng in meiner Garnison und ich

unternahm Schritte, um auf irgendeine Art in Afrika in Thätigkeit zu treten. Aber alle meine Versuche waren vergebens, überall war geeigneter Ersatz vorhanden, und man verwies mich auf unabsehbare Zeit. Auch die deutschen Besitzergreifungen, die ich mit dem größten Interesse verfolgte, brachten trotz vieler Bemühungen keine Anstellung für mich.

Da endlich kam die militärische Action unter Wißmann an der Ostküste. Ich begab mich nach Berlin, meldete mich für diese Truppe und bereitete mich durch einen mehrwöchentlichen Cursus am Orientalischen Seminar in der ostafrikanischen Negersprache, dem Kisuaheli, für meine neue Stellung vor. Jedoch das Schicksal sollte mir nicht den Osten, sondern den Westen Afrikas als Feld meiner Thätigkeit zuweisen.

Im Juli des Jahres 1889 war der von der Kongoerforschung her bereits bekannte Lieutenant Tappenbeck, der seit 1887 bei der Kund'schen Forschungsexpedition in Kamerun mit Erfolg thätig gewesen war, an den Folgen eines Malariafiebers daselbst verstorben. An seiner Stelle erhielt ich vom Auswärtigen Amte das Commissorium nach dem Kamerungebiete. Meine Ausrüstung war schnell erledigt, und bereits am 1. September desselben Jahres trat die „Marie Woermann", auf der ich mich eingeschifft hatte, von Hamburg aus die Fahrt nach Kamerun an. Noch einmal sah ich, nachdem wir Cuxhaven passirt hatten, deutsch-europäisches Land, das in der Abenddämmerung langsam unseren Blicken entschwand. Noch einmal dachte ich der zurückbleibenden Angehörigen, von denen ich mehrere, darunter meine theure Mutter, nicht mehr wiedersehen sollte; dann ging mein Blick vorwärts in die weite See hinaus, und meine Gedanken schweiften in die Ferne, nach dem Lande meiner zukünftigen Thätigkeit.

An Bord befanden sich mehrere sogenannte „alte Afrikaner", die zum Theil das gleiche Reiseziel hatten und deren Mittheilungen mich aufs lebhafteste interessirten. Sie hatten einen

mehrmonatlichen Urlaub in der Heimat verlebt und waren eigentlich froh darüber, nun wieder nach ihrem geliebten Afrika zurückkehren zu können. Diese Sehnsucht kam mir als Neuling denn doch etwas sonderbar vor; denn wenn ich auch mit Begeisterung und größtem Interesse an meine neue Arbeit ging, so konnte ich mir doch nicht vorstellen, daß der Aufenthalt in Afrika und das Leben dort an und für sich angenehmer als in der Heimat sein sollte. Jetzt, wo ich Afrika kennen gelernt habe, verstehe ich diese Gefühle vollkommen. Wer die Tropen mit ihrer Pracht, mit ihren großartigen Naturerscheinungen nie kennen gelernt, wer die dortige Freiheit des Lebens nicht selbst gekostet hat, der kann die Sehnsucht, die den Dortgewesenen immer wieder nach dem schönen Lande zurückzieht, auch nicht verstehen. In meiner Erinnerung haben sich alle die Mühseligkeiten, all die Gefahren und Strapazen unter dem Eindruck der imposanten afrikanischen Natur und des interessanten, urwüchsigen Lebens daselbst verwischt.

Neben den genußreichen, zum Theil lehrreichen Unterhaltungen an Bord boten aber vor allem die See selbst und die Plätze, an denen wir vorüberfuhren oder auf kurze Zeit Anker warfen, eine reiche und schöne Abwechselung. Noch einmal hatten wir auf den Canarischen Inseln europäische Verhältnisse gesehen, dann brachte uns der Dampfer in fünftägiger Fahrt von Las Palmas auf Gran Canaria nach Gorée, dem ersten afrikanischen Platze, der in französischen Händen ist. Aber auch von hier ging es nach kurzem, wenigstündigem Aufenthalt weiter, und erst in Monrovia, der Hauptstadt der Negerrepublik Liberia, erhielt ich den ersten, allerdings nur oberflächlichen Einblick in das afrikanische Leben. Hier wurden die ersten schwarzen Passagiere an Bord genommen, von denen der größere Theil als Arbeiter für die südlicher gelegenen Factoreien, ein kleiner zur Ergänzung und Unterstützung der Schiffsbesatzung angeworben wurde.

So interessant nun auch für mich auf der weitern Reise die Beobachtung dieser schwarzen Menschenkinder war, so wurde die Reinlichkeit, die Ruhe und Bequemlichkeit durch sie gerade nicht vermehrt, was um so unangenehmer war, je mehr man jetzt bei der zunehmenden Hitze auf den Aufenthalt in den untern Kajüten verzichten mußte und auf das Deck angewiesen war. Nachdem wir noch einige englische Colonien und das deutsche Togogebiet angelaufen hatten, ankerten wir schließlich am 26. September vor Victoria, wo wir den imposanten Anblick des 3960 m hohen Kamerunberges uns gegenüber genossen, und landeten tags darauf, nachdem wir in zweistündiger Fahrt die untere Mangroveregion des Flusses passirt hatten, in Kamerun selbst.

Wie anders hatte ich mir diesen Ort vorgestellt, und wie angenehm wurde ich überrascht! Am Strande des Kamerunflusses entlang sah man stattliche, schmucke Häuser, meist aus Holz und mit Wellblech gedeckt, die man mir als die Factoreien der in Kamerun vertretenen deutschen und englischen Firmen bezeichnete. Die Flaggen auf den Vorplätzen, welche zu Ehren der Ankunft unsers Dampfers gehißt waren, zeigten die Inhaber der Häuser und deren Nationalität an.

Auf einer Anhöhe über den Factoreien, auf der Joßplatte, erhob sich das schöne, luftig gebaute, massive Gouvernementsgebäude, das mit den Beamtenhäusern ringsum und den weiten parkartigen Anlagen von der Thätigkeit des ersten deutschen Gouverneurs Freiherrn von Soden zeugt. An das Gouvernementsterrain reihen sich die übrigens vom Flusse aus versteckt liegenden Dörfer der Eingeborenen, der Dualla, an, und zwar ist für die Bezeichnung der einzelnen Orte immer der Name des betreffenden Häuptlings üblich: Joß-, Akwa-, Bell- und Deido-Dorf.

Alle diese erwähnten Bauten und Dörfer befinden sich auf dem linken Ufer des Flusses, während auf dem rechten nur Hickory, ebenfalls ein Dualladorf, gelegen ist. Die Dualla,

welche durchweg Händler sind, beleben durch ihre großen, mit Producten gefüllten Kanoes den Fluß. Näher am Ufer liegen die Hulks, verankerte Schiffsrumpfe, die noch aus der Zeit herstammen, wo man den Handelsverkehr lediglich von den Schiffen aus betrieb, und welche nun als schwimmende Factoreien und Lagerräume aufgebraucht werden.

Der europäische Handel mit der Westküste Afrikas begann



Gouvernementsgebäude mit Nachtigal Denkmal.

in den meisten Fällen mit der Heraussendung von Segelschiffen, welche ein sortirtes Waarenlager bei sich führten. Die Kapitäne suchten einen für den Handel geeigneten Punkt aus, wechselten auch zuweilen ihren Standort, takelten ab, und der Handel begann, indem die Eingeborenen mit ihren Kanoes an Bord kamen und die Producte ihres Landes feilboten. War das Lager ausverkauft, was oft ein Jahr und noch länger dauerte, so wurde wieder aufgetakelt und nach Hause gefahren.

Diese Art des Handelsverkehrs bot durch ihren beweglichen Charakter, da man die Orte nach Belieben wechseln konnte und dabei theure stabile Einrichtungen, wie Häuserbauten, erspart blieben, eine große Rentabilität, zumal da die Eingeborenen für die europäischen Waaren höhere Preise zahlten als heute. Gleichzeitig gewährte diese Weise gegen eventuelle räuberische Ueberfälle seitens der unbekannten Einwohner eine große Sicherheit.

Mit der Zunahme des Handels reichte jedoch diese Art des Verkehrs auf die Dauer nicht mehr aus. Man entsandte größere Schiffe, welche nicht mehr ganz seetüchtig waren, und ließ sie als ständige „Hulks“ an der Küste. Sie wurden durch kleinere Segelschiffe, später durch Dampfer, mit Waaren versorgt und ergänzt. Erst als man allmählich mehr Zutrauen zu den Eingeborenen gewonnen hatte, entschloß man sich zur festen Ansiedelung am Lande, wodurch nicht allein der Handel ein bequemerer und flotterer, sondern auch die sanitären Verhältnisse der Europäer bedeutend bessere wurden.

Außer diesen Hulks und den überaus zahlreichen Kanoes der Eingeborenen bemerkte ich bei meiner Einfahrt in das Kamerunbecken noch zwei deutsche Kriegsschiffe, einige kleinere Flußfahrzeuge und vor Anker liegende deutsche und englische Dampfer, welche alle zusammen mit dem malerischen Hintergrunde ein fröhliches, eigenartiges Bild abgaben und dabei auch Zeugniß ablegten für den regen Handelsverkehr.

Kamerun ist im Gegensatz zu den anderen westafrikanischen Plätzen ein vorzüglicher Hafen. Während man allenthalben, z. B. auch in Klein-Popo, durch eine starke Brandung, bei der man fast jedesmal zum mindesten ein Sturzbad zu gewärtigen hat, an Land gelangt, während man in Lagos nur mit eigens dafür gebauten „Barre“-Dampfern die oft haushohen Brecher passiren kann, wobei schon so manches Fahrzeug gestrandet und so manches Menschenleben verloren gegangen

ist, vollzieht sich der Ausfluß des Kamerun-Aestuariums ohne Bildung jeglicher Barre und Brandung glatt ins Meer.

Bald nach meiner Ankunft in Kamerun begab ich mich zu dem Kaiserlichen Gouverneur Freiherrn von Soden und erfuhr hier, daß der Leiter unserer Expedition, Hauptmann Kund, sich zur Zeit noch in Klein-Popo aufhielt, um neue Träger anzuwerben, und daß seine Ankunft erst in etwa zehn Tagen zu erwarten sei. Diese Zwischenzeit war mir für meine Orientirung über das Land und seine Bewohner sehr erwünscht. In einem der Beamtenhäuser gut untergebracht, machte ich mich vor allem daran, die Factoreien zu besuchen, wo man die Eingeborenen in ihrer Hauptthätigkeit, im Handeln und Feilschen, beobachten konnte. Hier erhielt ich die richtige Anschauung über die Art und Weise des Handels und der Händler.

Während in den ältern englischen Colonien bereits vielfach für baares Geld die Handelsproducte eingekauft werden, herrscht in Kamerun noch ausschließlich der Tauschhandel. Elfenbein, Palmöl und Palmkerne, das sind die Haupthandelsproducte Kameruns; sie werden gegen Zeuge, Perlen, Kupferstangen, Gewehre, Pulver u. s. w. eingetauscht. Und trotzdem existirt eine bestimmte, althergebrachte Währung: das Cru. Dasselbe hat einen dehnbaren Werth und kommt, je nach der Wahl des schwarzen Händlers, dem Kaufmann auf 12 bis 16 Mark zu stehen. Das Cru hat 4 Keg, das Keg 2 Piggen und dieses $2^1/_2$ Bar. Allmählich jedoch fangen indeß auch die Dualla an, den Werth des Baargeldes zu verstehen, und beginnen bereits die klingende Münze, die sie verzinsen lassen können, den als todtes Kapital in Holz- oder Blechkoffern liegenden Stoffen u. s. w. vorzuziehen. Aber auch den europäischen Kaufleuten wird durch diese moderne Art des Handelsverkehrs mancher Verlust erspart bleiben. Das bei dem bisherigen Verkehr übliche Trust-System (Vorschuß-System) wird dadurch verschwinden. Die meisten schwarzen Händler lassen sich nämlich in den

Factoreien, ehe sie sich ins Innere zum Ankauf begeben, eine Menge Waaren im voraus mitgeben und bringen schließlich die dafür eingehandelten Producte nicht an die Vorschuß gebende Stelle zurück, sondern behalten sie zum Theil sogar für sich selbst.

Auch mit Ausflügen in die Umgegend, besonders in die angrenzenden Dualladörfer, füllte ich meine Zeit aus. Das an die Dörfer angrenzende Terrain ist landeinwärts mit Buschwald bestanden, der in der unmittelbaren Nähe der Ortschaften für die Pflanzungen der Eingeborenen stellenweise ausgerodet ist. In den Flußniederungen und an den Creeks gedeiht üppiger Mangrovewald. Der Eindruck, den ich von den einzelnen Ortschaften erhielt, war ein durchaus günstiger. Die Hütten sind rechteckig aus Bambu erbaut und mit großen Planten- und Bananenblättern eingedeckt. Nur einzelne Häuptlinge, z. B. King Bell, gestatten sich den Luxus eines Breterhauses und zwar mit einer umlaufenden Veranda. In neuester Zeit hat sein Sohn und Nachfolger Manga Bell sogar für die Mannschaften der einlaufenden Dampfer eine Bierwirthschaft errichtet.

Gleich anfangs besuchte ich auch die Schule. Als ich am zweiten Tage nach meiner Ankunft durch das Belldorf schlenderte, klang mir aus einem zu linker Hand gelegenen, in Form eines Schweizerhauses aufgeführten Gebäude das von mehreren Kinderstimmen mit einem eigenthümlichen Accent gesungene Lied: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang" entgegen. Ich bog von der Hauptstraße ab, schritt durch einen kleinen Garten auf das Haus zu und gelangte durch eine Thür in einen großen, hohen Raum. Das Leben, das sich hier abspielte, war so drollig, daß sich meine Lachmuskeln sehr erregt fühlten. Auf dem Mittelgange zwischen den beiden Reihen der Schulbänke marschirte eine kleine Negerschar von 40—50 Knaben, an der Spitze der Lehrer Flad, im Tritt auf und ab

und sang im Takte dazu patriotische Lieder. In einer Ecke hatte der alte Bell, den ich tags zuvor kennen gelernt hatte, Posto gefaßt und begleitete den Gesang durch Händeklatschen. Bald ertönte das „Halt“ des Lehrers und „Setzen“, worauf ein jeder der kleinen Krausköpfe seinen Platz in den Bänken einnahm. Der Gesangsprobe folgten Lese-, Schreib- und Rechenübungen, die sowol von der pädagogischen Gabe des Lehrers, als auch von der Intelligenz und dem Fleiße seiner



Schulhaus in Kamerun.

Schüler zeugten. Ich verließ die Schule mit dem Gefühl, daß uns hier in den jungen Dualla eine civilisirte, nützliche Bevölkerung heranwächst.

So verging die Zeit, bis am 5. October das von mir sehnlichst erwartete Gouvernementsfahrzeug „Nachtigal“ mit Hauptmann Kund und funfzig Togoträgern eintraf. Sofort begab ich mich an Bord, um meinen nunmehrigen Chef, der damals noch wohlauf war, zu begrüßen. Prüfend sah mir der kühne Forscher ins Auge. Ob ich wol der richtige Ersatz für seinen

so früh dahingegangenen, erprobten Freund und Begleiter Tappenbeck sein werde? Dann drückten wir uns die Hände als Zeichen, daß wir gemeinsam mit Einsetzung aller unserer Kräfte das große Werk fortsetzen wollten.

Den ersten und leider auch einzigen Auftrag erhielt ich von ihm, nämlich, mich mit den neuangeworbenen Trägern zu unserer an der südlichen Batangaküste gelegenen Kribistation, dem Ausgangspunkte für den Vormarsch ins Innere, zu begeben. Hier sollte ich für diese und die dort bereits befindlichen siebzig anderen Expeditionsleute die Vorbereitungen für die Reise treffen. Zwei Tage später verließ ich mit der „Nachtigal" Kamerun und langte am 8. October, nachdem wir für einen Tag Malimba angelaufen hatten, in dem idyllisch gelegenen Kribi an. Der Ort besteht außer der Expeditionsfarm aus einem etwa 100 m von dieser entfernt liegenden Dorfe und einer Plantage der Kamerun-Land- und Plantagen-Gesellschaft. Die Umgebung, besonders der Kribifluß, ein reißender Gebirgsbach, und die umschließenden schönen Wälder, gefiel mir außerordentlich, und alle Tage freute ich mich von neuem auf meiner Veranda über den Durchblick durch den Wald auf die offene See.

Hier in Kribi begann jetzt eine rege Thätigkeit. Zunächst mußten die Lasten für die Träger gepackt werden, und das war für den Neuling eine schwere Aufgabe. Keine der auf dem Kopfe zu tragenden Lasten durfte über 60, möglichst aber auch nicht unter 50 Pfund schwer sein; zudem mußten Form, Inhalt und die Art der Verpackung beobachtet werden. Die für die Buschpfade praktischste Form ist schmal und länglich, wie es die geringe Breite der Wege erfordert. Der Inhalt der einzelnen Lasten, bis auf die Zeugballen, mußte aus Artikeln von verschiedenem Gewicht und verschiedener Art zusammengesetzt werden, damit unnöthiges Oeffnen vermieden wurde. Während die Stoffe in wasserdichte Leinwand geschnürt wurden,

wurden die übrigen Artikel in graue Blechkoffer gepackt. Diese waren der bequemern Handhabung halber an den untern Kanten und Ecken abgerundet. Nur die Conservenbüchsen und die Metallpatronen konnten in Holzkisten transportirt werden. Die



Mein Vorgänger Hauptmann Kund.

beiden Zelte für Europäer bestanden aus je drei Lasten; den schwersten Theil derselben bildeten die Zeltwände, dann das als Schutz gegen Regen und Sonnenstrahlen dienende Ueberdach, und am leichtesten zu befördern waren die sechs

zusammensetzbaren Holzpfähle, welche das Gerüst des Zeltes ausmachten.

Die Waaren selbst waren, den Bedürfnissen der im Innern wohnenden Stämme entsprechend, besonders ausgewählt. Die hauptsächlich mitgenommenen Tauschartikel für die heidnischen Stämme bestanden in blauem Kattunzeug, blauen Glasperlen, kleinen weißen Porzellanknöpfen, billigen Filzhüten und Messern, für die muhammedanischen Sudanneger dagegen in weißen und rothen Zeugen, türkischen Fes, geraden, langen Schwertern, Spiegeln, Rasirmessern, Messingketten und weißen Glasperlen.

Außer dem Packen der Lasten mußten die Kleidungsstücke und Waffen für die Träger in Stand gesetzt und vertheilt werden. Als Bekleidung erhielt jeder Mann ein wollenes Matrosenhemd und eine Matrosenmütze, die Träger islamitischen Glaubens statt der letztern einen Fes. Außerdem wurde einem jeden als Mantel und Schlafdecke eine große wollene Decke übergeben. Die Bewaffnung des einzelnen Mannes bestand in einem Remington-Carabiner mit 50 Patronen und einem Buschmesser zum Wegebahnen. Die besseren Schützen erhielten statt der Remington-Carabiner Mauser-Cavallerie-Carabiner M 71.

Mit der Vertheilung der Waffen hatte es jedoch noch seine Schwierigkeiten. Der sogenannte Headman, d. h. der Anführer der neuangeworbenen Leute, trat, als ich die Gewehre ausgeben wollte, vor mich hin und sagte nach weit ausgreifender Erzählung über die Eigenthümlichkeiten seines Stammes in gebrochenem Englisch: „Master, Gewehre nehmen wir nicht, wir sind angeworben als Träger im Frieden, aber nicht als Soldaten für den Krieg.“ Ich erwiderte ihm: „Gut, wenn ihr keine Waffen haben wollt, die euch zur Vertheidigung bei einem feindlichen Ueberfall dienen sollen, so mögt ihr euch todtschlagen lassen wie alte Weiber“, und ging in mein Haus zurück. Nach kaum einer Stunde erschien derselbe Headman

wieder und erklärte mir abermals in langer Rede, daß seine Leute keine Weiber seien, sondern die Gewehre nehmen wollten.



Im Reisekostüm.

Später haben sich übrigens gerade diese Togoleute in der Stunde der Gefahr ausgezeichnet benommen.

Mitten in diesen Vorbereitungen erschien am 22. October die „Nachtigal“ mit Hauptmann Kund vor Kribi. Ich eilte sofort an Bord und fand hier den Mann, der unser Führer in die unbekannten Gegenden sein sollte, infolge eines apoplektischen Anfalls in einem geistig und körperlich derartig zerrütteten Zustande vor, daß ich seinen Ausspruch: „Ich kann nicht mit“ bereits vorher ahnte. Am nächsten Morgen brachte das Fahrzeug den Schwerkranken wieder nach Kamerun zurück und ließ mir statt seiner einen Assistenten in der Person des neuengagirten Botanikers Georg Zenker zurück.

So niederschmetternd der Verlust des erprobten Leiters der Expedition, durch den ich ja erst in die Verhältnisse eingeweiht werden sollte, auch war, so überkam mich doch ein Gefühl des Stolzes, daß man mir die schwierige Aufgabe übertragen hatte, und als ich am 5. November mit meiner Expedition ins Innere aufbrach, stand bei mir der Entschluß fest, meinen Auftrag, von der Yaúndestation aus einen kürzern Weg am Sannaga entlang nach Kamerun aufzufinden, auszuführen oder unterzugehen.



Ziegelei auf dem Gouvernement Kamerun.



Westafrikanischer Urwald.

Zweites Kapitel.

Zu den Yaúnde.

Dicht östlich von Kribi erstreckt sich ein etwa 120 km breiter, unbewohnter Urwaldgürtel. Nur hin und wieder verkünden Pfiffe und einige für den Europäer unarticulirte Zurufe das Vorhandensein jener kleinen, gelben Menschen, von denen Schweinfurth und Stanley schon berichtet haben, und die hier, ohne jeden festen Wohnsitz, lediglich der Jagd obliegen. Zum Schutz gegen Regen und Kälte bauen sie sich auf ihren Lagerplätzen kleine Hütten, befinden sich jedoch am Tage mit ihren Familien stets auf der Wanderung, um dem Wild, meist den hier vorkommenden kleinen Zwergantilopen, nachzustellen.

Die Weiber sind dabei die Lastthiere des Mannes; sie schleppen selbst ihre Säuglinge in einem über der Schulter bandelierartig hängenden Gestell aus Antilopenfell — eine auch weiter im Innern verbreitete Tragweise der Kinder — mit sich.

Von Zeit zu Zeit wagen sich diese Nomaden auch in die Ansiedelungen der an den sonst unbewohnten Urwald angrenzenden Volksstämme, um die Erträgnisse der Jagd, Fleisch und Felle, gegen europäische Artikel, hauptsächlich Gewehre und Pulver, einzutauschen. Bei einer derartigen Gelegenheit erblickte ich einmal ein solches Individuum, welches mir mehr durch seine hellgelbe Hautfarbe als durch seine außergewöhnlich geringe Körpergröße auffiel. Leider entfloh es bei meinem Anblick scheu, sodaß meine weiteren ethnologischen Studien verhindert wurden. Meine Leute mit ihren Adleraugen riefen mir allerdings auf dem Marsche wiederholt zu: „Look, Massa, the small yellow bushman", ich dagegen erblickte in der angedeuteten Richtung nur ein Bewegen der Sträucher.

In diesen unerschlossenen Urwald drang ich am 5. November 1889, nachdem ich noch eine ermunternde Anrede an die Träger gehalten hatte, mit meiner 120 Mann starken Karavane in folgender Marschordnung ein: An der Spitze schritt ich selbst, um durch Kompaß und Uhr die Wegerichtung zu bestimmen. Diese Revisionen mußten hier alle zwei bis drei Minuten vorgenommen werden, da die Dichtigkeit des Urwaldes weite Peilungen unmöglich machte und die häufigen Biegungen des Pfades ein ebenso häufiges Ablesen erforderten. Mir folgte zunächst mein Leibdiener Zampa, ein etwa achtzehnjähriger strammer Bursche, der sich mir auf meinen späteren Reisen durch seine Unerschrockenheit, seine Anhänglichkeit und seine Pflege als ein zuverlässiger, treuer Mensch erwiesen hat, und den ich aus Dankbarkeit für seine Treue zur Erziehung mit nach Europa genommen habe. Er wurde bald eine geachtete und wichtige Persönlichkeit in der Expedition. Man nahm an,

daß ich ihn über die Stimmung der Träger ausforschte und er von mir meine Pläne erfuhr. Abends, wenn Zampa, nachdem er meine Aufwartung vollendet hatte, am Lagerfeuer erschien, verstummte plötzlich die Unterhaltung und alles hing



Mein Diener Zampa.

erwartungsvoll an seinen Lippen. Erst machte er es sich bequem und nach einer längern Pause, während alles wartete, eröffnete er das Gespräch.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Neger, wol ein Mangel an Energie, daß sie eine jede Erzählung mit einer weit aus-

holenden Einleitung, welche die Sache selbst gar nicht betrifft, beginnen. Der Uebergang zur eigentlich beabsichtigten Darstellung erfolgt indeß meist sehr geschickt, sodaß ein Negrophile diese Eigenthümlichkeit der Erzählungsgabe und Erzählungslust der Neger zuzuschreiben geneigt ist. Den Europäer bringt diese Weitschweifigkeit oft zur Verzweiflung; der Schwarze dagegen ist verblüfft, wenn man sofort auf den Kern der Sache eingeht; er braucht eine gewisse Zeit der Vorbereitung, in ähnlicher Weise, wie er eine gute Weile nöthig hat, ehe er, eben aus dem Schlafe geweckt, Herr seiner Gedanken wird. Er dehnt und reckt sich erst eine Zeit lang, bis endlich auch sein Gehirn erwacht.

Zampa begann seine Erzählungen in der Regel mit der Geschichte meiner Herkunft, mit einem Vergleich meiner Person mit anderen Europäern, die er kannte, wobei er stets zu erkennen gab, daß ich zum mindesten etwas sonderbar sein müßte, um dies gefährliche und beschwerliche Leben im „Busch" dem weit bequemern an der Küste vorzuziehen. Allmählich ging er dann auf das über, was seine Kameraden eigentlich wissen wollten, die Richtung und das Ziel des nächsten Tagemarsches. Trotzdem ich selber in den meisten Fällen dies nicht wissen konnte, prahlte doch Zampa stets, Mitwisser meines Planes zu sein, hüllte seine Worte indessen in ein so geheimnißvolles Dunkel, daß niemand daraus klug wurde, aber auch keiner weitere Fragen that. Am sehnlichsten wurde Zampa erwartet, wenn ich den „Zauber mit der Glasröhre" gemacht, d. h. eine Höhenmessung mit dem Hypsometer vorgenommen hatte. Dann mußte sich in den nächsten Tagen etwas ganz Besonderes zutragen. Trotz dieser Schnurren ließ ich Zampa, dem ich oft von meinem Zelt aus zuhörte, ruhig gewähren, er erheiterte mich damit, und es diente außerdem dazu, den Respect der Leute vor meiner Person zu erhöhen.

Nächst Zampa folgte auf dem Marsche ein zweiter, speciell

zum Reinigen meiner Sachen bestimmter Boy, dann mein Koch, aus Togo stammend, und zwei besonders gewandte und später als Dolmetscher dienende Lagosleute. Dieser Spitze schloß sich die übrige Karavane an, stets einer hinter dem andern gehend, wie es bei dem engen Buschpfade nicht anders möglich war. Und zwar marschirten stets die einzelnen Volksstämme in sich geschlossen, an ihrer Queue die betreffenden Headleute, um Zurückbleibende anzufeuern oder ihnen ihre Lasten tragen zu helfen. Den Schluß des Zuges bildete der andere Europäer der Expedition, Herr Zenker, mit dem Medicinkasten, um etwaige Verwundete oder Kranke behandeln zu können.

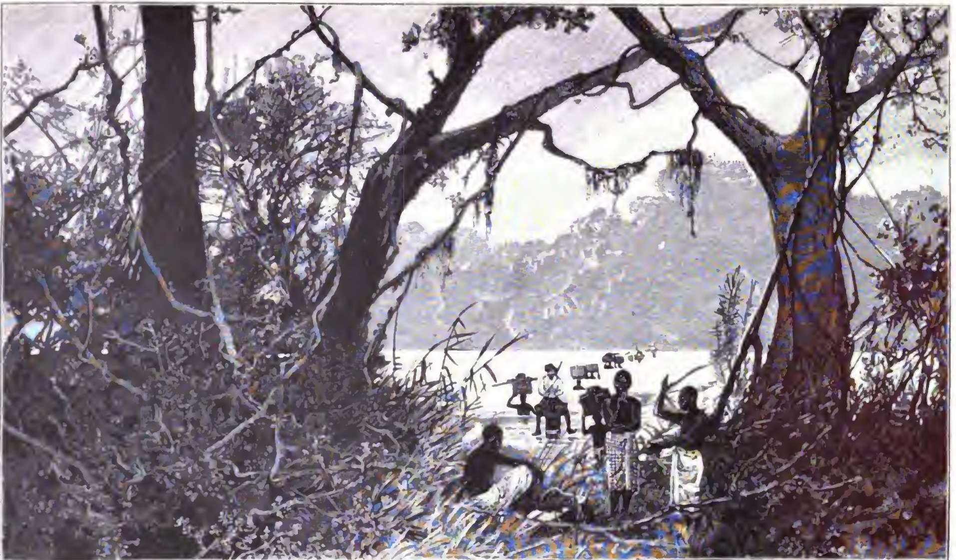
Die Karavane mit den des Tragens noch ungewohnten Leuten schleppte sich nur langsam vorwärts. Alle Augenblicke setzte sich ein Träger am Wege hin und verlangte eine Ruhepause. Da die Küste noch zu nahe war und zu Fluchtgedanken verleiten konnte, ging ich nachsichtig mit den Leuten um und beschloß, den ersten Tag nur mit einem kleinen Marsch zu beginnen. Als ich gegen Mittag an einem Bache Halt machte, fehlte indeß noch die Hälfte meiner Expedition. Am Nachmittag langten zwar noch einzelne Nachzügler in Trupps zu zweien und dreien an, die Queue mit Herrn Zenker jedoch traf erst am folgenden Vormittag gegen 11 Uhr im Lager ein. Drei Leute kamen überhaupt nicht, sie hatten sich seitwärts gedrückt, um zur Küste zurückzukehren, denn einem Verlaufen hatte ich dadurch vorgebeugt, daß ich von Zeit zu Zeit eine den Leuten bekannt gegebene Expeditionsmarke, drei Kerben, in die Bäume hatte einhauen lassen.

Ein halber Tag war bereits nutzlos verflossen, ich mußte schneller marschiren, wollte ich unangenehmen Folgen, ja einer Katastrophe aus dem Wege gehen. Ich setzte meinen Trägern die Consequenzen ihrer Lässigkeit auseinander, aber der Erfolg war wieder ein entgegengesetzter; denn auch am zweiten Tage hatte ich einen Ausfall von drei Leuten zu beklagen, und die

zurückgelegte Strecke war wiederum eine geringe. Wenn nun auch in den nächsten Tagen der Marsch etwas flotter von statten ging, so waren wir doch am siebenten Tage, an welchem wir die erste Ansiedelung erreichen sollten, noch weit davon entfernt, da 12 km Tagesmarsch zu den bedeutendsten Leistungen auf diesem Theil der Reise gehörten. Es waren auch Hindernisse mannichfaltiger Art, die unsern Marsch aufhielten. Wenn auch die Regenzeit vorüber war, so spürte man ihre Folgen doch noch an den stark angeschwollenen Bächen, die in der trockenen Zeit mit Leichtigkeit passirt werden, jetzt jedoch nicht durchwatet werden konnten, und über welche auch keine Brücke und kein Steg führte. Wiederholt mußte die bei der ungeheuern Härte des afrikanischen Holzes schwierige und zeitraubende Arbeit des Baumfällens vorgenommen werden, um einen Uebergang herzustellen. Oefter fanden wir zwar Ueberbrückungen dieser Art vor, es hatte sich aber durch das darüber hinströmende Wasser eine derartig glatte Moosschicht an dem Stamm festgesetzt, daß das Ueberschreiten äußerst unsicher von statten ging, und daß selbst die barfuß gehenden Träger wiederholt unfreiwillige Bäder in den gelben Fluten nahmen. Ihre Lasten verschwanden dabei auf Nimmerwiedersehen.

Mit meiner eigenen Passage machte ich derartig schlechte Erfahrungen, daß ich mich schließlich stets den Schultern eines kräftigen Mannes anvertraute, wobei ich das jenseitige Ufer meist trocken erreichte, eine Beförderungsart, die für mich in gesundheitlicher Beziehung weit vorzuziehen war, da ich mir bei selbständigem Durchwaten und Durchschwimmen der Wasserläufe mehrere kleine Fieberanfälle zugezogen hatte.

Außer diesen Hindernissen war es der Wald selbst, der unsern Marsch verlangsamte. Die von den Bäumen herabhängenden, unentwirrbaren Lianen bildeten besonders für die neu angeworbenen Träger ein ermüdendes Hinderniß. Oft



Passage eines Flusses im Urwald. S. 34.

genug verwickelten sie sich völlig mit ihren Lasten in den Unmengen von Schlinggewächsen, und ihre Hintermänner mußten sie aus denselben vollständig heraushauen. Ebenso kam dazu, daß gerade diese Leute, da sie bei dem Tragen der Lasten auf dem Kopfe ihre Aufmerksamkeit weniger auf den Weg lenken konnten, sich an den vielen Wurzeln und Aesten Verletzungen an den Füßen zuzogen, die ihnen den Marsch unangenehm erschwerten. Für mich selbst war in der ganzen Zeit das Bedrückendste das völlige Ausbleiben der Sonne, das beklemmende Halbdunkel in der tropischen Ueppigkeit dieses Urwaldes. Ueber uns war der klarste Tropenhimmel, schien der schönste Sonnenschein, aber wir sahen nichts davon; die Urwaldriesen mit ihren mächtigen Baumkronen bildeten über dem schmalen Pfade ein undurchdringliches Dach, durch welches auch nicht der kleinste Sonnenstrahl seinen Weg zur Erde fand.

Am siebenten Tage dieses Marsches neigte sich unser Reisvorrath seinem Ende zu; die letzten dürftigen Reste wurden vertheilt, denn am nächsten Mittag hoffte ich unser Ziel erreicht zu haben. Da stellte sich uns in einem stark angeschwollenen Flusse, der uns später mit dem Namen Ndjanga bezeichnet wurde, ein anscheinend unüberwindliches Hinderniß entgegen. Etwas oberhalb der Stelle, wo wir den Fluß am 13. November erreichten, engten sich die Ufer auf etwa 25 m ein, und ein am diesseitigen Rande stehender mächtiger Baumwollenbaum, der in seiner Höhe der beträchtlichen Breite des Flusses gleichkam, schien das einzige Mittel zu sein, uns einen Uebergang zu schaffen.

Drei meiner Aexte wurden hervorgeholt, und die langwierige Arbeit des Baumfällens begann. Sobald die Arbeiter müde waren, wurden sie durch frische Kräfte ergänzt. Volle vier Stunden dauerte es, ehe der Baum zu wanken begann. Die Kerbe war nach der Flußseite hin tiefer und niedriger am Boden eingehauen worden, um den Fall nach dieser Seite hin

zu veranlassen. Und richtig, während wir alle in athemloser Spannung zusahen, neigte sich der Urwaldriese und fiel mit donnerndem Gekrach nach der Flußseite zu. Die Baumkrone hatte das gegenüber liegende Ufer erreicht, und wir gaben bereits unserm Siegesgefühl in einem dreimaligen „Hurrah!" Ausdruck, als die Aeste sich drüben zu lösen begannen. Die ganze Stärke des Stromes erfaßte die Krone des Baumes mit Macht und zog mit ihr den ganzen Stamm in die Tiefe hinab.

Wie versteinert standen jetzt meine Leute und starrten dem dahinsausenden Baume nach. Wahrhaftig, wäre unsere Lage nicht so verzweifelt ernst gewesen, ich hätte Lust zum Lachen gehabt! Zu Reflexionen über das Vergangene blieb uns aber keine Zeit; die Noth, der Hunger drängte zum Handeln. Ich rief zehn der findigsten Leute heran, theilte sie in zwei Theile und gab ihnen den Auftrag, den einen stromauf-, den anderen stromabwärts nach einer andern Uebergangsstelle auszuschauen. Nach Verlauf einer Stunde kehrte die eine Partie bereits zurück und berichtete, daß sie infolge eines ausgedehnten Sumpfes nicht weiter hätte vordringen können. Alles hing nun von dem Forschungsresultat der andern Abtheilung ab; brachte auch sie keine günstige Kunde, so war es schlimm um uns bestellt. Von einem Zurückkehren zur Küste konnte bei der achttägigen Entfernung ohne Lebensmittel keine Rede sein. Eine weitere Stunde war verflossen, ich wollte mich soeben selbst auf den Weg machen, als ich meinen braven Mogargee, einen Lagosmann, durch die Büsche auf mich zueilen sah. Mit athemloser Stimme verkündete er mir, daß eine Lianenbrücke aufgefunden sei. Alles stürzte nun an die Lasten und sang und pfiff vor Freude. Jedoch bald verstummten diese Freudenausbrüche wieder.

Im dichtesten Urwald ging es stromaufwärts, bergauf, bergab, den Weg mit dem Messer bahnend. Erst nach einstündigem Marsch traten wir auf einen kleinen Lagerplatz, von dem aus eine leichte Lianenbrücke, die dicht über dem unruhigen

Wasser schwebte, auf das andere abschüssige Ufer führte. Die Dämmerung begann bereits hereinzubrechen, als ich mit den drei ersten Leuten die Brücke betrat. Hin und her schaukelte das morsche Hängewerk, das wol jene kleinen gelben Buschneger für ihr geringes Körpergewicht hergestellt haben mochten, das aber uns kaum tragen zu können schien. Eben hatte ich mit meinen Begleitern das rechte Ufer erreicht, und die zweite Partie, die ich vorsichtshalber nur aus zwei Personen bestehen ließ, schlich über die Brücke, als nach einem kurzen Knacken der mittlere Theil riß und die beiden Träger mit ihren Lasten im Strudel verschwanden. Ehe wir noch Anstalten zu ihrer Rettung treffen konnten, sahen wir sie von der Strömung an das linke Ufer getragen, wo sie sich an den vom Wasser bespülten Sträuchern festhielten und von den herbeigeeilten Leuten gerettet wurden. Die Lasten, eine Patronenkiste und ein Zeugballen, waren verloren. Glücklicherweise war nicht die ganze Brücke zerrissen, sondern nur der größte Theil des Mittelstücks fehlte. Ich ließ sofort durch zwei gewandte Leute eine provisorische Verbindung herstellen. Freilich mußte nun ein Theil der Passage im Wasser zurückgelegt werden. Vorsichtig tappte einer nach dem andern, halb kletternd, halb schwimmend, hinüber. Es war bereits ganz dunkel geworden, als der letzte Mann — jeder hatte den Weg über die gefährliche Brücke einzeln machen müssen — das diesseitige Ufer betrat, und alles suchte baldigst die wohlverdiente Ruhe.

Mit dem Frühesten machten wir uns am folgenden Morgen, es war bereits der zehnte Marschtag im Urwald, auf den Weg. Die meisten meiner Träger taumelten vor Schwäche nur noch vorwärts. In diesem Zustand mußten wir dabei noch gegen Mittag einen breiten Sumpf, in dem wir bis an die Hüften einsanken, passiren. Aber nachher waren unsere Qualen auch zu Ende, aus dem düstern Halbdunkel des Waldes traten wir plötzlich auf eine von Menschenhänden ausgerodete Blöße, auf

der eine kleine Farm angelegt war. Der blaue Himmel, der erste Sonnenstrahl begrüßte uns wieder. Hier lernte ich begreifen, wie viele Heidenvölker des Innern, denen die Erkenntniß eines höhern Wesens versagt ist, die Sonne, diesen leuchtenden Himmelskörper, als Gottheit verehren können; auch für mich hatte der Anblick des so lange vermißten, lieben strahlenden Gestirnes etwas Ueberwältigendes, und dankbar bewegt schritt ich in seinem Scheine dahin. Die meisten der Träger hatten sich sofort über die Kassadapflanzungen gestürzt oder sich erschöpft in die Sonne niedergelegt. Ich selbst marschirte mit meinen Dienern weiter und erreichte nach einer halben Stunde die erste menschliche Ansiedelung, Mapoa, die von den Ngumba bewohnt wird.

Von diesen Eingeborenen, die nach Sprache und Sitten noch große Aehnlichkeit mit den an der Küste sitzenden Batanga hatten, wurden wir aufs freundschaftlichste aufgenommen, und in zwei hier verbrachten Ruhetagen erholten sich meine Leute wieder von den Strapazen des Buschmarsches. Planten*, Bananen und Kassada (Maniok), welche wir für einige Blätter Taback einkauften, gab es in Hülle und Fülle.

Am 17. November wurde der Weitermarsch durch gebirgiges, mit Urwald bestandenes Terrain angetreten. Je weiter wir nach Osten kamen, desto häufiger wurden die menschlichen Ansiedelungen, welcher Umstand gerade nicht zur größern Bequemlichkeit beitrug; denn das Durchschreiten der dazu gehörigen Farmen, in welchen die stärksten Baumstämme kreuz und quer über dem Weg lagen, verlangte ein Klettern, Springen und Voltigiren, daß man manchmal bedauerte, nicht bei einem Seiltänzer früher in die Lehre gegangen zu sein. Außerdem war noch ein großer Zeitverlust damit verbunden, denn die Träger mußten wiederholt ihre Lasten niedersetzen und wieder aufnehmen.

* Planten sind länger und weniger süßlich schmeckend als Bananen; beide sind Früchte einer Pisangart.

Im übrigen erschien mir unter diesen Verhältnissen die Tragweise auf dem Kopfe, bei der großen Resistenz dieses Körpertheils beim Neger, im Vergleich zu der von einzelnen Stämmen ausgeführten Rückenbelastung die praktischere zu sein. Ich habe später in Adamaua Lasten von über hundert deutschen Pfund mit Leichtigkeit auf dem Kopfe tragen sehen; unbequem war den Trägern nur das Auf- und Abnehmen derselben; aber auch hierin zeigten sie sich erfinderisch: sie stützten das eine Ende der Last auf einen etwa mannshohen Ast der Anona, des dort vorkommenden Krüppelbaums, stellten unter das andere Ende einen Stab, den sie sonst als Gehstock benutzten, und gingen dann darunter hinweg, um sich auszuruhen. Hierdurch hatten sie den Vortheil, daß sie die Last, die wie eine Brücke dastand, nach Ablauf der Rast wieder ohne andere Hülfe mit dem Kopfe aufnehmen konnten.

Immer weiter durch das Ngumbaland vorrückend, gelangten wir schließlich an den letzten Aufstieg zum Plateau, nachdem wir den ersten schon mitten im Urwald erstiegen hatten. Hier nahm das Gelände durch schroffe Felsbildungen einen wildromantischen Charakter an. Es gewährte uns ein prachtvolles Panorama, als wir am 22. November die zweite Terrasse zur innerafrikanischen Hochebene vollkommen erklettert hatten. Gleichzeitig damit waren wir zum ersten Dorf der Nachbarn der Ngumba, der Yaúnde, gelangt, die uns ganz besonders herzlich empfingen.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung im Kamerungebiet, daß, je weiter man sich von der Küste entfernt, die Eingeborenen immer schöner und, um mich drastisch auszudrücken, immer menschenähnlicher werden. Es fiel mir dies besonders auf, als ich später auf die weiter im Innern sitzenden Sudanneger stieß.

Die Yaúnde hatten eine schöne, bronzebraune Hautfarbe, ihre Gestalten waren größer als die der Ngumba, ihre Ge-

sichter, besonders die der Weiber, hatten fast kaukasischen Schnitt. Mit dem günstigern Aeußern, das sich auch in ihren größeren, sauberen, einzelstehenden Hütten und geräumigen Dorfplätzen



Ein Yaúndeweib zum Tanze aufspielend.

zeigte, war ein guter innerer Kern, eine harmlose Kindesseele verbunden.

Während uns die Ngumbaleute stumpfsinnig ihr „Mbolo", d. i. „Guten Tag", entgegenriefen, drückten uns die Yaúnde

die Hand, oft sogar, besonders aber die exaltirteren Frauen, umarmten sie uns aufs herzlichste und heftigste. Wie die Kinder sangen und tanzten Männer und Weiber, begleitet von Flötenspiel, bei Tage und, wenn der liebe Mond schien, auch nachts.



Ein Yaúndemann.

Die Bewegungen beim Tanz, vor allem die des weiblichen Geschlechts, waren nicht ohne Grazie, besonders wenn sie ihren Cul de Paris, einen in Pferdeschwanzform geschnittenen, roth-gefärbten Büschel aus Bananenblättern, in koketter Weise bei den einzelnen Bewegungen in die Höhe warfen. Dieser Büschel,

der an einer um die Hüften laufenden Schnur hängt, bildet außer einem vordern Blatt die einzige Bekleidung dieser Damen. Als Schmuck trugen sie noch um Hand- und Fußgelenke und unter dem Knie dicke Kupfer- und Messingringe; durch die mittlere Nasenwand war meistens ein Holzpflöckchen gesteckt und die Haare hatten sie mit Kaurimuscheln und Porzellanknöpfchen verziert. Die Frisur bestand aus einem aus Bambustäbchen gefertigten Gestell am Hinterkopfe, in welches die Haare eingeflochten waren. Die Porzellanknöpfe waren von der Expedition als billiges und gut transportables Zahlungsmittel eingeführt worden. Sechs dieser Knöpfchen, die zusammen vielleicht den Werth von einem Pfennig repräsentirten, bildeten die Tageslöhnung eines Trägers, wofür er sich genügende Quantitäten von Bananen, Planten, Yams (eine große Knollenfrucht, unserer Kartoffel im Geschmack ähnlich) kaufen konnte.

Die Preise im Yaúndelande waren folgende:

1 Huhn	1/2 Faden (etwa 3/4 m) Zeug, oder ein kleiner Bund Perlen, oder ein gewöhnliches Taschenmesser,
1 großes Schaf	ein Stück Zeug (5 Faden),
1 kleines Schaf	4—5 Faden Zeug,
1 Ei	2 Porzellanknöpfe,
7 Maiskolben	1 Knopf,
1 Bund Planten	7 Knöpfe,
1 Ananas	4 Knöpfe.

Hierzu will ich jedoch bemerken, daß die Hühner sehr klein, die Schafe von kleinerer Art als die unsrigen, sowie glatthaarig waren, und die Ziegen, deren Fleisch ich vorzog, den gleichen Preis wie Schafe hatten. Antilopenfleisch, das auch oft zum Kauf angeboten wurde, schmeckte ähnlich unserm Hirschfleisch.

Den Handel mit Hühnern besorgen allein die Weiber, da diese Zucht ihr Ressort ist; daher werden auch dafür allein Perlen an Zahlungsstatt angenommen, die Männer lieben dieselben nicht. Die Kleidung der Männer besteht nur aus einem einfachen, von Baumbast gefertigten weißlichgelben Hüfttuch und ihr Schmuck aus Elfenbein- oder Kupferringen an Armen und Beinen.

Die Billigkeit der Preise in Yaúnde darf übrigens bei der großen Entfernung von der Küste, wodurch alle europäischen Artikel einen bedeutenden Werth erlangen, und bei dem üppigen Gedeihen aller afrikanischen Früchte in dem fetten, rothbraunen Lateritboden nicht wundernehmen.

Meine Leute sowol als auch die Eingeborenen aßen hier mit Vorliebe gedörrte Bananen oder einen Brei aus Yams, ähnlich unserm Kartoffelpüree, ebenso aber auch aus Maniok, der Wurzel der Kassadapflanze. Zu diesem Brei bereiteten sie sich aus den Blättern der letztern eine grüne, spinatartige Sauce. Doch würde in diesem Zustande der Neger das Gericht nur im Nothfalle essen, wenn sein Lebenselixir, der scharfe, rothe Countrypfeffer daran fehlte. Es ist geradezu wunderbar, was die Schwarzen in dieser Hinsicht ihrem Magen zumuthen und wie derselbe ihnen nie versagt. Wenn einmal die gute Laune des Häuptlings an einem Festtage oder nach einem Siege über den Gegner ihnen den Fleischgenuß verschafft, so wird das betreffende Thier stets, sei es nun Schaf, Ziege, Antilope oder gar Elefant, mit Haut und Haaren verzehrt; selbstverständlich dienen als Würze ganze Berge von rothem Pfeffer. Außer dem guten Magen waren es die vorzüglichen Zähne, welche sich die Stämme im Innern zum größten Theile, ohne daß dieselben Schaden nehmen, spitz feilen, vor allem aber die guten Nerven, die Ruhe und Gefühllosigkeit der Neger, welche bald meine Bewunderung, bald meinen Neid, aber auch sehr oft meinen Zorn erregten. Die Ruhe und Beharrlichkeit, mit der

ein Eingeborener oft dieselbe Sache Tage, Wochen, ja Monate lang behandelt, bringt den Europäer, dessen Zeit kostbarer ist, oft genug zur Verzweiflung.

Meine eigene Nahrung hier im Yaúndeland, wie auch auf meinen späteren Reisen, bestand in der Regel aus Schaf-, Ziegen- oder Hühnerfleisch, wenn es zu erlangen war, im übrigen aus denselben Früchten, die meine Leute aßen, nur nach Möglichkeit auf europäische Art zubereitet. Mein Appetit war stets ein vorzüglicher, wie überhaupt der Europäer in den Tropen an einem förmlichen Heißhunger leidet.

Es hat das seinen Grund in dem energischern Stoffwechsel. In der heißen Zone tritt in dieser Hinsicht die gleiche Erscheinung ein wie in der kalten. Im gemäßigten Klima dagegen verlangt der Körper am wenigsten, wie beispielsweise den mitten in der gemäßigten Zone lebenden Italienern und Spaniern einige Früchte täglich als Nahrung genügen können.

In dem schon stark bevölkerten Yaúndelande marschirten wir im Triumphzuge dahin. Die Weiber, wie überall die Arbeitsthiere der Männer, halfen meinen Leuten ihre Lasten tragen, und in jedem Ort erklang das eigens für unsere Ankunft gemachte Lied mit Tanzbegleitung: „Ntangani, Ntangani tellesen“ u. s. w., „Der Weiße kommt, der Weiße kommt als Guter“ u. s. w.

Wie uneigennützig die Yaúnde im Vergleich zu den habgierigen Küstenbewohnern waren, fiel mir so recht bei dem Betreten eines kleinen Dorfes auf, wo der Häuptling, als ich ihm als kleines Angebinde einen Faden Blaudruckzeug überreichen wollte, mich bat, ich möchte ihm doch lieber die deutsche schwarz-weiß-rothe Flagge einhändigen; dadurch sei er in seinem Stamm als Freund des Weißen gezeichnet und als solcher mehr geachtet.

Am 26. November erreichten wir den Nyongfluß, der in einer Breite von 170 m mittels zweier Kanoes passirt wurde. Die Ufer des Flusses waren an der Uebergangsstelle flach und mit Urwald bestanden. Auf dem rechten, jenseitigen



Yaúndeweib im Arbeitskostüm.

Ufer trat an Stelle des bisherigen Urwaldes die sogenannte Parklandschaft, abwechselnd Buschstreifen mit Grasenclaven. Die nächsten drei Tage marschirten wir durch öde Gegenden. Die verbrannten und verlassenen Dörfer waren die traurigen Zeugen des hier seit Jahren herrschenden Existenzkampfes

zwischen den Yaúnde und den Yatenge, einem angrenzenden Volksstamm. Die Wege zwischen den einzelnen Ortschaften waren theilweise wieder so verwachsen, daß wir uns den Weg erst mit dem Buschmesser bahnen mußten. Trotzdem wurde diese Gegend noch von feindlichen Patrouillen durchstreift.

Am 29. morgens, als wir eben erst eine Stunde Wegs hinter uns hatten, ließen sich zu unserer Rechten verschiedene male kurze Pfeifensignale vernehmen, die nur von den feindlichen Yatenge herrühren konnten. Wir wurden offenbar von kleinen Patrouillen beobachtet und verfolgt. Gegen Mittag, als ich eben an der Tête ein kleines verlassenes Dorf betreten wollte, fühle ich mich plötzlich von hinten auf die Erde gedrückt, und schon im nächsten Moment flog nach einem aus nächster Nähe abgegebenen Schuß ein Hagel von Eisenstücken über meinen Kopf weg. Als ich mich wieder aufrichtete, stand mein treuer Mogargee vor mir; er hatte den Yatengemann hinter einer Hütte im Anschlag gesehen, und mich kurz entschlossen im letzten Moment auf die Erde gedrückt, sodaß der Schuß sein Ziel verfehlte. Eine Verfolgung des Attentäters war bei der Dichtigkeit des Grases, in das er sich geflüchtet hatte, gänzlich unmöglich.

Ohne weiteres Abenteuer langten wir am 30. November auf der von meinem Vorgänger, Hauptmann Kund, angelegten Yaúnde-Forschungsstation an, wo wir von der Besatzung, den Herren Hörhold, Cornelius und 60 Mann mit Begeisterung empfangen wurden, wo man jedoch den Tod Lieutenant Tappenbeck's, des so oft bewährten Führers, auf das tiefste beklagte.

Der ehemalige Polizeicommissar Hörhold hatte sich mit Genehmigung Kund's der Expedition als Freiwilliger angeschlossen. Cornelius war ein gebildeter Neger aus Elmina, der sich längere Zeit in Europa aufgehalten hatte und im

Jahre 1885 bereits bei der Kongo-Expedition unter Premierlieutenant Schulze als Aufseher thätig gewesen war. Von dort her kannte ihn Kund und engagirte den treuen und zuverlässigen Menschen alsbald wieder für die Batanga-Expedition.



Trägerrevolte auf der Jaúndestation.

Drittes Kapitel.

Auf der Jaúndestation.

Den 26tägigen Marsch hatten sowol ich wie meine Leute im allgemeinen gut überstanden. Es waren alles kräftige, stämmige Burschen, meine Träger, und außer wenigen Fußverletzungen hatten die mannichfachen ungewohnten Anstrengungen keine nachtheiligen Folgen gehabt. Nur einige Elmina waren am Guineawurm erkrankt, jenem Parasiten, welcher in einzelnen Küstengegenden endemisch ist. Er dringt beim Baden von außen in die Haut und entwickelt sich dann unter Eiterbildung zu einem mehrere Meter langen, dünnen, fadenartigen Wurm. Da sein Sitz sich zumeist in den unteren Extremitäten befindet, so ist der Patient wegen der großen, damit verbundenen Schmerzen unfähig, anstrengende Märsche auszuhalten. Die Entfernung

des Wurmes ist äußerst schwierig; am besten geschieht sie durch allmähliches, vorsichtiges Herausrollen des Thieres über ein kleines Holzstückchen, wobei vor allem ein Abreißen vermieden werden muß, da hierdurch die Entzündung sofort eine acute wird.

In Yaúnde beschloß ich einige Zeit zu verbleiben, um neue Stationsanlagen vorzunehmen und vor allen Dingen das Land näher kennen zu lernen, unter dessen Einwohnern wir festen Fuß gefaßt hatten.

Die Yaúnde sind von Südosten her in diese Gegenden gedrängt worden; sie ähneln ihren südlichen Nachbarn, den Mpangwe, sehr in Sprache und Sitten. Durch ihren weichlichen, friedlichen Charakter sind sie jedoch in ihrer Existenz hart bedroht, da vom Süden her die Buley und Mpangwe stetig herandrängen, während ihnen vom Norden der Einfall der muhammedanischen Sudanneger droht.

Hier in diesem Striche des Hinterlandes von Kamerun findet übrigens, wie ich es auf meinen beiden Reisen so recht beobachtet habe, ein stetes Drängen und Schieben von Norden, Süden und Osten nach der Küste zu statt. Außer den Yaúnde werden auch die Ngumba nach Norden und Westen gedrängt. Auf die Bakoko, welche zwischen dem Sannaga und dem Nyong seßhaft sind, drücken von Ostenher die Mwelle. Allen diesen einzelnen Stämmen aber droht die gemeinsame Gefahr vom Norden her: das schon erwähnte Südwärtsstreben der Muhammedaner.

Gerade gegen dieses Vordrängen der sklavenraubenden Sudanneger bildet die Yaúndestation einen sichern Schutz, und zwar nicht allein für die Yaúnde, sondern auch für sämmtliche angrenzenden heidnischen Volksstämme. Ngilla sowol, wie sein östlicher Nachbar Mango, hätten ihre Streifzüge sicher schon über den Sannaga ausgedehnt, wenn sie nicht die Ansiedelung der Weißen respectirten. Man kann eben diesen Sklaven-

räubern durch nichts ein kräftigeres Halt gebieten, als durch die Anlage von Stationen, auch wenn sie noch so klein sind.

In diesem Punkte können wir von den Engländern lernen. In den Benuë-Territories hat die Niger-Company eine Unmenge kleiner Stationen gerade in den Heidengegenden angelegt, lediglich um die Raubzüge der Fullah und die damit verbundene Entvölkerung dieser Gegenden zu verhüten. Als der vor zwei Jahren verstorbene Oberhäuptling von Yola einer kleinen Weiberaffaire halber die Beamten der Company aus seiner Stadt verwies, setzten diese sich in mehreren kleinen Orten der Umgegend fest und verlegten dem Sultan so den Weg zum Hauptfeld seiner Sklavenjagden. Nach dem Tode des alten Häuptlings war eine der ersten Handlungen des Nachfolgers die, den Engländern das Anerbieten zu machen, wieder nach Yola zurückzukehren, dafür aber die in der Zeit ihrer Verbannung angelegten kleinen Stationen in der Umgegend wieder eingehen zu lassen. Selbstverständlich ist die Company auf diesen Vorschlag nicht eingegangen und hat dafür durch Zahlung einer jährlichen Abgabe von 1000 Pfd. St. die Wiederanlage der Station in Yola erreicht.

Ueber die Sitten und Gebräuche der Yaúnde habe ich mich während meines zweimaligen Aufenthalts bei ihnen möglichst zu unterrichten gesucht. Sie verehren keine bestimmte Gottheit, sondern fürchten nur eine böse, finstere Macht, die ihrem sonst so sorglosen fröhlichen Leben ab und zu hindernd in den Weg tritt. Um diesen Dämon zu bannen oder auch zu begütigen, hat sich mit der Zeit eine vollkommene Lehre bei ihnen ausgebildet, deren Geheimnisse jeder erwachsene freie Mann kennen lernen muß. Zu diesem Zweck geben die Freien ihre herangewachsenen Söhne im Alter von etwa 15 Jahren zu einem „Medicinmann“ auf ein bis zwei Jahre in den Unterricht.

Hier in dem Hause dieses Fetischpriesters, welches abgelegen von den übrigen menschlichen Wohnungen errichtet ist und

äußerlich durch mit Thierbildern bemalte Wände kenntlich ist, lernen die jungen Leute die Geheimnisse der Lehre. Näheres über die Art und Weise, sowie den Gegenstand des Unterrichts zu erfahren, ist mir, da auf das Verrathen der Geheimnisse die Todesstrafe gesetzt ist, nicht möglich gewesen. Nach Absolvirung dieser Schule werden den Jünglingen Vorrechte eingeräumt, die sie bis dahin nicht besaßen. So dürfen sie erst von nun an Schaf- und Ziegenfleisch genießen; vor allem aber ist es ihnen erst jetzt gestattet, mit dem weiblichen Geschlechte in Verkehr zu treten. Als Zeichen ihrer Reife erhalten sie längs des Rückgrates eine eingeschnittene Tätowirung, deren Form mit einem Tannenzweige Aehnlichkeit hat.

Eine derartige Tätowirung des Rückens habe ich nur bei den Yaúnde gesehen; bei anderen Stämmen befand sie sich entweder auf der Brust, dem Bauche oder den Armen, meistens jedoch im Gesicht. Auch die Art der Zeichnung war bei den verschiedenen Völkern eine andere. So wird dieselbe vielfach nur farbig ausgeführt, indem eine schwarze Masse, meist Asche, in die Haut eingeimpft wird, ähnlich den chinesischen Tätowirungen. Beispielsweise haben die aus Liberia stammenden Kruleute einen etwa 1 cm breiten schwarzen Strich über Stirn und Nasenrücken, die im Hinterlande von Batanga wohnenden Mabealeute eine hufeisenförmige Tätowirung auf der Stirn. Einzelne Stämme tätowiren lediglich durch tiefe Einschnitte, wie die Haussa, welche in jede Backe drei parallellaufende lange Striche einschneiden. Noch andere Völker bringen die Zeichen erhaben an, indem sie die beim Schneiden derselben erzeugten Wunden künstlich in Eiterung versetzen, wodurch nach der Heilung erhöhte Narben zurückbleiben.

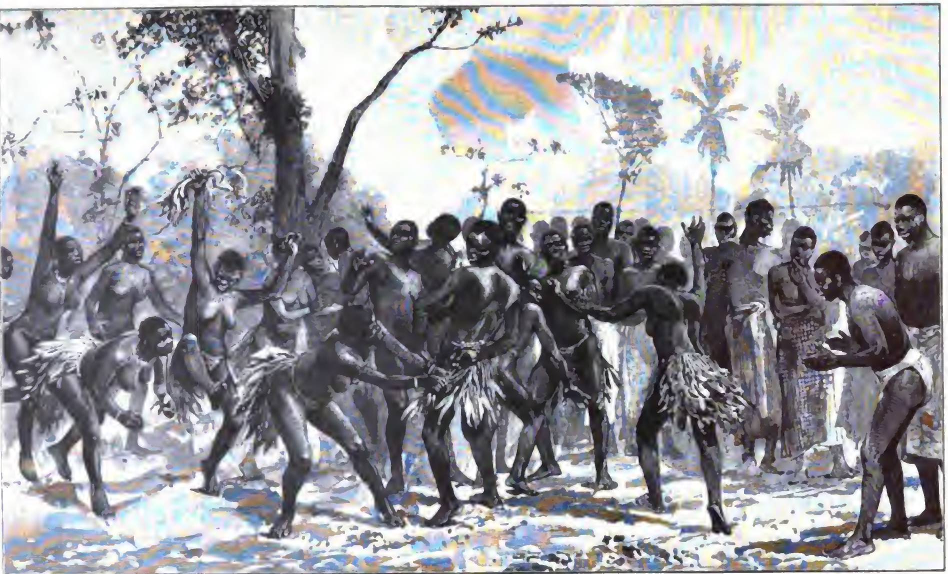
Neben der Stammesmarke wird dem als voll angesehenen Yaúndejüngling von dem Priester ein geweihter Fetisch in Form eines Antilopenhorns oder eines Stückes Elfenbein ausgehändigt, das derselbe stets bei sich, meist um den Hals ge-

hängt, zu tragen hat. Dieses soll ihn im Kampf gegen die Geschosse seiner Feinde, auf der Jagd gegen die Krallen der wilden Thiere, im gewöhnlichen Leben aber vor Krankheit und anderem Misgeschick bewahren.

Die eigentliche Weihe der aus der Schule entlassenen jungen Leute findet aber erst einige Wochen darauf in dem größten Dorfe des Stammes statt. Hier versammeln sich alle Freien und zum Schluß auch das ganze weibliche Geschlecht auf dem großen Platze. Die Häuptlinge sind mit dem Zeichen ihrer Würde, das meist aus einer um den Hals getragenen Kette von Leopardenzähnen besteht, geschmückt. Zum letzten male erscheinen die Jünglinge in ihrer imitirten weiblichen Tracht, dem in der Verlängerung des Rückgrats sitzenden Büschel aus Bananenblättern, den sie vom Verlassen der Fetischschule bis zu diesem Tage noch tragen müssen. Mehrere Ceremonien werden alsdann vorgenommen, die schließlich damit enden, daß eine Schar von Weibern sich auf die Jünglinge stürzt und ihnen die weibische Kleidung abreißt. Nun erst sind sie echte Männer und dürfen als solche auch an dem alljährlich einmal auf dem Fetischplatze stattfindenden großen Feste, zu dem kein Sklave, kein Weib und kein Unerwachsener Zutritt hat, theilnehmen.

Die Häuser der Yaúnde sind viereckig gebaut, ebenso wie die der Ngumba, jedoch nicht wie diese zusammenhängend, sondern einzelstehend und meist nur in einer Reihe aufgeführt, während in Ngumba-Orten durch zwei sich gegenüberstehende Reihen eine Gasse gebildet wird. An den beiden Enden des Dorfes steht eine luftige Palaverhalle, wo die Berathungen abgehalten werden und wo auch der Fremde sein Unterkommen angewiesen erhält. Vor den Häusern befindet sich ein mächtig großer Platz und mitten auf diesem zu ebener Erde oder auch durch einen Baumstumpf erhöht der afrikanische Telegraph, die Holztrommel.

Was bei uns die Telegraphisten jetzt erst mühsam



Das Ende des Festes der Mannbarkeitserklärung.

S. 32.

lernen, nämlich das Hören der Depeschen, das können die Afrikaner schon seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten. Dieser Trommeltelegraph besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm mit einer länglichen, schmalen Oeffnung an der obern Seite und wird mittels zweier Holzstöcke geschlagen. Durch die beiden verschiedenen Töne, die mit der Trommel erzeugt werden, indem der eine Wandtheil an der Oeffnung dünner als der andere ist, und durch die verschiedene Art des Trommelns entstehen die der betreffenden Landessprache ähnelnden Laute. Jeder auch nur halbwüchsige Mensch ist im Stande, sich in der Sprache seines Landes auf der Trommel auszudrücken und dieselbe auch zu verstehen. Diese Töne sind weithin vernehmbar, und die Stämme können sich dadurch auf große Entfernungen verständigen, Zusammenkünfte verabreden, anrückende Feinde melden u. s. w. Ich selbst bin im Jaúndeland durch diese Signaltrommel schon viele Tage vor meiner Ankunft daselbst bekannt gewesen.

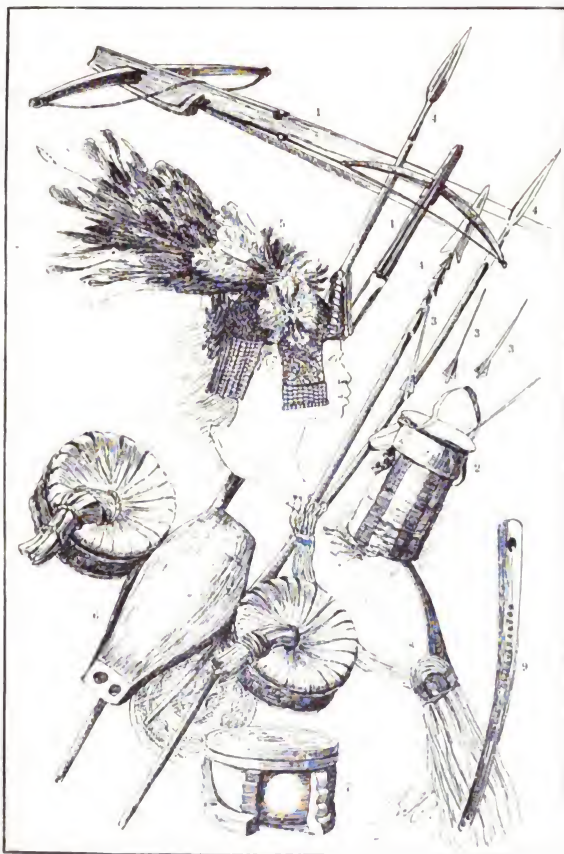
Wie ausgebildet diese Trommelsprache überhaupt ist, dafür möge folgendes Beispiel dienen. Als ich am 28. November auf dem Marsche zur Station im Dorfe Kumunkaba mein Lager für die Nacht aufschlug, war anfänglich kein einziger Eingeborener zu sehen. Sie hatten, durch die öfteren Einfälle der Jatenge geängstigt, bei unserm Anmarsch die Flucht ergriffen und sich mit ihrem Hab und Gut in den nahen Busch zurückgezogen. Als der Häuptling jedoch durch seine Kundschafter, welche uns von hohen Bäumen aus beobachtet hatten, erfuhr, daß wir uns in seinem Dorfe ganz friedlich benahmen und nicht, wie er erwartet hatte, die Häuser ausraubten und niederbrannten, kam er nebst einigen Begleitern mit wieder erwachtem Muth gegen Abend ins Dorf zurück. Er näherte sich mir noch mit einer gewissen Scheu, und besonders die Fragen nach unseren Wünschen kamen aus gepreßter Seele. Allmählich wurde er aber zutraulicher, und als er unserer fried-

lichen Absichten schließlich ganz sicher schien, kam er mit dem Wunsche heraus, eines seiner dreißig Weiber zu sich rufen zu dürfen; denn ohne eines derselben könne er nicht existiren. Nachdem ich lachend meine Einwilligung hierzu gegeben hatte, kletterte er zu meinem Erstaunen flugs auf einen etwa 3 m hohen Baumstamm, woselbst die „Palavertrommel“ angebracht war, nahm die Schlägel zur Hand und begann die Trommel zu bearbeiten. Kaum zehn Minuten waren verstrichen, da erschien die Gerufene, eine schlanke, graciös dahinschreitende Dirne, welche der alte Häuptling zärtlich begrüßte. Zu meinem Erstaunen hörte ich dabei, daß sie den Namen „Anna“ führte. Später überzeugte ich mich davon, daß dieser Name im ganzen Yaúndelande sehr verbreitet ist. Selbstredend ist es ein in der Sprache selbst entstandener Name, und nicht etwa von uns den Eingeborenen überkommen.

Die Nahrung der Yaúnde ist, wie bei den meisten Negerstämmen, fast ausschließlich vegetabilisch. Ihre Hausthiere wie Schafe, Ziegen, Hühner und auch Hunde, eine windspielartige, aber häßliche Race, werden nur in Ausnahmefällen, bei großen Festen, geschlachtet. Ihre Pflanzungen enthalten Bananen, Planten, Yams, Zuckerrohr, Kassada und Oelpalmen, die außerdem dort auch wild wachsen und deren Saft den Eingeborenen das so beliebte berauschende Getränk, den „Mimbo“, liefert. In neuester Zeit wird auch Taback angepflanzt, der durch uns dort eingeführt worden ist.

Die Industrie im Yaúndelande beschränkt sich außer der Herstellung von Kochtöpfen aus Thon, die, gänzlich roh und unverziert, die Form kleiner Suppenterrinen haben, lediglich auf die Anfertigung von Waffen, Speeren und Schwertern.

Die Thonlager sind vorzugsweise in den Thalsohlen, in den Rinnen der kleinen Bäche anzutreffen. Die Eingeborenen hüten sie wie Schätze, und wir sind ihrer nur durch eigene Entdeckung auf mehreren Ausflügen ansichtig geworden.



Waffen und Geräthe der Yaúnde. S. 54.

1. Armbrust zum Vogelschießen.
2. Köcher dazu.
3. Pfeile dazu.
4. Speere.
5. Kriegsmaske
6. Blasebalg.
7. Sessel.
8. Rückenbüschel der Weiber.
9. Flöte aus Bambu.

Das Material zu den Waffen, das Eisen, gewinnen die Yaúnde aus dem in den dortigen Gegenden zahlreich vorhandenen Raseneisenstein, aus welchem das reine Metall in Oefen ausgeschmolzen wird.

Diese Oefen haben die Form eines Kastens, der im Quadrat eine Ausdehnung von 1 bis 2 m hat. Dieser Kasten wird zunächst in Holz aufgeführt, d. h. es werden runde Hölzer in Form eines Gerüstes übereinander gelegt. Inwendig wird das Gestell miteiner dicken Thonwand derart verkleidet, daß in der Mitte ein trichterförmiges Loch bleibt. Diese Höhlung wird zunächst mit Brennholz oder mit der daraus gewonnenen Holzkohle bis auf zwei Drittel angefüllt und darauf der Raseneisenstein in mehr oder minder großen Stücken geworfen, nachdem vorher das Brennmaterial entzündet worden ist. Die Entzündung geschieht mittels zweier Holzstöcke, von denen der eine eine Vertiefung in der Form des Querschnittes des andern hat. Letzterer wird mit dem einen Ende in das Loch gesetzt, und durch heftige, mit beiden Händen ausgeführte quirlende Bewegungen geräth das Holz ins Glimmen und schließlich in Brand. Damit das Feuer des Ofens den nöthigen Luftzug erhält, werden von oben mehrere etwa 1 m lange und 5 cm im Durchmesser betragende Thonröhren, welche an ihrem obern Ende eine trichterförmige Erweiterung haben, in das Material so tief hineingesteckt, daß die untere Oeffnung bis ans Feuer hinanreicht. Vor den oberen trichterförmigen Oeffnungen der Röhren steht je ein Mann mit einem Blasebalg und bläst Luft hinein. Der Blasebalg ist aus Holz gefertigt und hat Kreuzform. Der Querbalken besteht aus zwei zu beiden Seiten des Längsbalkens befindlichen ausgehöhlten, runden Holzstücken, aus welchen Oeffnungen in den nach unten zu offenen Luftkanal des Längsbalkens führen. Die Höhlungen der Seitenstücke sind nach oben durch Bananenblätter, welche in der Mitte zu einem Büschel zusammengebunden sind, ver-

schlossen. In jedem der beiden Bausche ist ein Loch angebracht. Wird nun der Bausch in die Höhe gezogen, so tritt durch das Loch Luft in den Hohlraum, wird er niedergedrückt und dabei das Loch mit der Hand verschlossen, so wird die Luft mit Gewalt durch den Kanal des Längsbalkens fortgetrieben. Der Blasebalg wird nun mit dem untern Ende in die Trichteröffnung der Röhre gesteckt, und der betreffende Mann beginnt, das obere Ende des Apparats gegen seine Brust gestützt, mit beiden Händen die Bauschen aufzuziehen und niederzudrücken, wodurch die Luft in den Feuerraum gestoßen wird. Beim Zusammensinken des Materials wird immer wieder neues, Eisenstein und Brennholz, aufgefüllt. Ist genug Eisen ausgeschmolzen, so wird der Inhalt des Ofens geleert und sortirt, wobei das ausgeschmolzene Eisen von den Schlacken befreit wird.

Die Bearbeitung des so gewonnenen Eisens geschieht in rohester Weise. Es wird glühend gemacht und auf einem als Ambos dienenden Steinblock mit einem Stück alten Eisens gehämmert. Eine feinere Herstellungsweise, wie ich sie später bei den Wute gesehen habe, wo die Waffen zum Theil mit künstlerisch ausgeführten Ciselirungen versehen waren, habe ich hier nicht beobachtet.

Die Sprache der Yaúnde ist dem an der Küste gebräuchlichen Batanga und Dualla nicht unähnlich; sie bietet, wie alle Bantusprachen, infolge des Vocalreichthums und der wenigen leicht auszusprechenden Consonanten absolut keine linguistischen Schwierigkeiten.

In theils großartiger, theils lieblicher landschaftlicher Umgebung, die theilweise auffallend an Partien in unserer Sächsischen Schweiz erinnert, mit üppiger Flora und reicher Fauna ausgestattet, war unsere Station inmitten dieses gutartigen Yaúndevolkes angelegt worden, auf einem schönen, gesunden Plateau, an der Grenze zwischen Grasland und Urwald und nicht weit von der interessanten Völkerscheide zwischen Sudan- und Bantu-

negern entfernt. Die mächtigen Baumwollenbäume hatten das Holz zu unseren Baulichkeiten geliefert, die starken und elastischen Blattrippen der Weinpalme die Dachsparren gebildet, die Blätter der Bananen und Planten, auch das nicht weit entfernte hohe Schilfgras aber das Material zur Eindeckung der Dächer hergegeben. Aus dem lehmhaltigen Lateritboden fertigten wir den bei einzelnen Häusern nothwendigen massiven Unterbau an.



Westliche Seite der Jaúndestation.

Die eigentliche Station bestand zur Zeit meiner Ankunft aus einem obern von Mannschaftsschuppen umgebenen, etwa 100 m im Quadrat großen Hofe und einem untern, am nördlichen Abhange des Berges gelegenen Platze, an welchem zu beiden Seiten je vier mit meterhohen Lehmbrüstungen versehene kleine Häuser einmal als Wohnungen für die Europäer, dann zum Krankenraum für Schwarze und zu Lagerräumen für das Expeditionsmaterial dienten. Seitlich auf der Höhe befand sich das meteorologische Beobachtungshaus und der Markt, d. h. ein eingezäunter geräumiger Platz, auf dem in

der Mitte eine offene Halle stand, wohin die Eingeborenen ihre Erzeugnisse an Thieren und Pflanzen jeden Morgen zum Verkauf brachten. Diesen beiden Baulichkeiten gegenüber wurde noch an einem Schaf- und Ziegenstall gearbeitet. Der angestrengten Thätigkeit meines Assistenten Zenker ist es gelungen, den vorhandenen Anlagen in der Zeit seines Aufenthalts daselbst während eines Jahres in der Mitte des Stationshofes



Mein meteorologisches Beobachtungshaus.

ein großes, mit sechs Wohnräumen und einer Veranda versehenes, auf Holzrosten stehendes Gebäude für Europäer hinzuzufügen. Ebenso wurde später noch eine Pallisadenumwallung um die Station und die dazu gehörigen Farmen aufgeführt.

Diese Farmen gewährleisten bereits die vegetabilische Verpflegung einer 50 Mann starken Besatzung. An Fleischnahrung fehlt es ebenfalls nicht, da die Station eine über 100 Stück starke Schaf- und Ziegenheerde und viele Hühner im Besitz

hat, außerdem aber auch der Wildreichthum der dortigen Gegend ein enormer ist.

Wir constatirten das Vorkommen folgender Thiere:

Säugethiere:

1. Elefant, Elephas africanus.
2. Leopard, Felis leopardus.
3. Wasserbock*, 2 Arten: Kobus defassa und Kobus unctuosa.
4. Kuhantilope*, Bubalis lelwel (caama).
5. Zwerg-Antilope, Cephalophus melanorheus.
6. Büffel**, 2 Arten: a) rothbraun, schmächtig, Bubalus brachyceros; b) grauschwarz, groß, kräftig, Bubalus centralis.
7. Zwei Katzenarten, Felis serval und Felis aurata.
8. Wildschwein, Potamochoerus africanus.
9. Stummelaffe, Colobus occidentalis.
10. Baumratte, Euryotis irrorata.
11. Gorilla, Troglodytes gorilla.
12. Schimpanse, Anthropopithecus niger.
13. Meerkatze, Cercopithecus mona.
14. Eichhörnchen, Sciurus auriculatus, Anomalurus beecrofti, Heliosciurus rufobrachiatus.

Vögel:

1. Riesenhelmvogel (grünblau mit Busch), Turacus giganteus.
2. Nashornvogel, Buceros cylindricus.
3. Verschiedene Raubvögel (Adler, Falken und Weihen):
   a) schwarz mit Nackenschopf, Spizaëtus occipitalis;
   b) gelb mit Eulenkopf, Milvus aegyptius;
   c) grauschwarz mit weißen Fängen, Elanus melanopterus.

---

* Nur in der Savanne im Norden und Osten der Station.
** Nur in der Savanne.

4. Schildrabe, Corvus scapulatus.
5. Papagai (grau mit rothen Schwanzfedern), Psittacus erithacus.
6. Perlhuhn, Numida.
7. Feldhuhn, Francolinus.
8. Große Schnepfe, Rhynchaea capensis.
9. Glanzkukuk (grün mit gelbem Bauch, vielfach Foliotocoll genannt), Chrysococcyx smaragdineus.
10. Webervogel (gelb), Ploceus cucullatus.
11. Eisvogel, Halcyon senegalensis.

Mein Aufenthalt auf der schönen Station war nicht von langer Dauer. Meine weiteren Aufgaben verlangten Eile, da die Trockenzeit ausgenutzt werden mußte und außerdem die Dienstzeit des größten Theils meiner Träger abgelaufen war. Eine Woche war erst seit unserer Ankunft verstrichen, als bereits wieder die Lasten für den weitern Vormarsch geordnet wurden. Jedoch sollte ich noch mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Zwei Tage vor dem Abmarsch war ich gerade im meteorologischen Beobachtungshause beschäftigt, da erschienen plötzlich sämmtliche Headleute bei mir, um mir rundweg zu erklären, daß sie nur den alten, sichern Weg zur Küste zurückkehren würden; dort im Norden, wohin ich sie führen wolle, säßen Menschenfresser und Sklavenräuber. Einmal dort, würden sie nie die Küste, nie ihre Heimat wiedersehen. Vergebens stellte ich ihnen die Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen vor, vergebens machte ich sie darauf aufmerksam, daß sie durch ein Verweigern meiner Befehle ihren Contract brächen, in welchem sie sich verpflichtet hätten, mir als Träger zu dienen, gleichviel welchen Weg ich mit ihnen einschlüge und in welche Gegenden ich sie führen würde. Ich schwor, ihnen an der Küste nicht einen Pfennig auszuzahlen, wenn sie auf ihrem Vorhaben beständen.

Alles blieb ohne Erfolg. Mit stoischer Ruhe erklärten sie: „Der Weg dort (nach Norden zeigend) führt zum Kampf; Du hast uns aber nicht als Soldaten, sondern als Träger angeworben, also werden wir Dir dorthin nicht folgen.“

Aergerlich, meine Pläne derart durch meine eigenen Leute durchkreuzt zu sehen, hieß ich die Headleute sich entfernen. Nachdem sich meine innere Aufregung wieder gelegt hatte, begann ich auf ein Mittel zu sinnen, diesen Widerstand zu brechen. Allein konnte ich gegen die geschlossen Strikenden nichts ausrichten, ich mußte mir eine Unterstützung suchen. Und wo fand ich sie am besten? Unter den Widerspenstigen selbst. „Divide et impera“, das war das Richtige in diesem Moment, es wurde mein Wahlspruch auch späterhin.

Die wankelmüthigsten Empörer schienen mir die Elmina. So ließ ich denn spät abends noch ihren ersten Headman zu mir rufen und fing an, mich mit ihm freundschaftlich über seine Herkunft, sein Land u. s. w. zu unterhalten. Ich sagte ihm, wie ich immer zufrieden mit seinen Leuten gewesen wäre und daß sie sich stets als ordentliche, pflichttreue und auch gehorsame Menschen gezeigt hätten. „Leider“, fügte ich hinzu, „scheint sich darin eure Ansicht geändert zu haben, ihr wollt nicht mehr die Mustertruppe meiner Expedition sein; ihr wollt also auch nicht mehr von mir als solche bevorzugt werden?“ Nach langem Zögern kam als Antwort heraus, daß eigentlich sie, die Elmina, sich gar nicht der Revolte hätten anschließen wollen; sie seien aber von dem zweiten Headman der Togoleute, Ahyn, der überhaupt der Anstifter des Ganzen sei, schließlich dazu überredet worden. Im übrigen glaube er, seine Leute wol zum Gehorsam zurückbringen zu können, wenn ich ihn nur dabei mit meiner Person unterstützen wolle.

Bereits eine halbe Stunde später waren die Elmina, nachdem der Headman und ich mit ihnen Rücksprache genommen hatten, wieder zur Raison gebracht. Als nun am

nächsten Morgen, dem Tage vor dem Abmarsch, derselbe aufrührerische Ahyn vor seinen Togo und den Lagosleuten eine aufreizende Rede gegen mich hielt, näherte ich mich ihm mit einigen handfesten Elmina, im Moment hatten wir den Redner von dem Baumstamm, auf dem er stand, heruntergerissen, gebunden, über sein Rednerpodium gelegt und ihm zum Erstaunen des verblüfft dastehenden Auditoriums mit der obligaten Flußpferdpeitsche Fünfundzwanzig aufgezählt. Der Erfolg war ein vollständiger. Die Lagos und Togo hatten gemerkt, daß ich mein Vorhaben nicht aufgab, sie sahen den Hauptanstifter von mir gezüchtigt und lächerlich gemacht und entdeckten vor allem, daß sie nicht mehr eins seien, daß die Elmina auf meiner Seite standen. Einstimmig erklärten nun auch sie, mir überall hin folgen zu wollen, wie ich es befehle.

Am späten Nachmittage des 8. December machte ich noch einen letzten Spaziergang durch die schöne Umgebung der Station. Die Sonne warf bereits lange Schatten, als ich den Abhang hinunterstieg. Auf dem jenseitigen Hügel jedoch, der durch einen tiefen Grund von dem Stationsplateau getrennt ist, machte ich Halt, denn der Rundblick von hier aus war zu schön, um nicht in vollen Zügen genossen zu werden. Die Sonne war gerade im Untergehen begriffen. Als feuriger Ball versank sie am Horizont und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Baumkronen und die Dächer der an den Abhängen und im Thale liegenden Ortschaften. Es war ein friedliches, malerisches Bild, die freundlichen, anspruchslosen Hütten, rings umgeben von Höhenketten, die zum Theil tiefe, blaue Schatten in die Thäler warfen, vom letzten Sonnenstrahl beleuchtet zu sehen. Kaum war jedoch die Sonne hinabgesunken, als der ganze westliche Himmel in einer Farbenpracht erstrahlte, wie sie nur in den Tropen möglich ist, und deren Schönheit jeder Beschreibung spottet. Das Purpur des europäischen Abendroths war allerdings bald verschwunden; an seine Stelle

aber trat eine Olivenfarbe, die ins Gelbe, Grüne und Blaue überging.

Bei der in den Tropen so schnell hereinbrechenden Dämmerung tauchten auch bald die Sterne am Firmament auf,

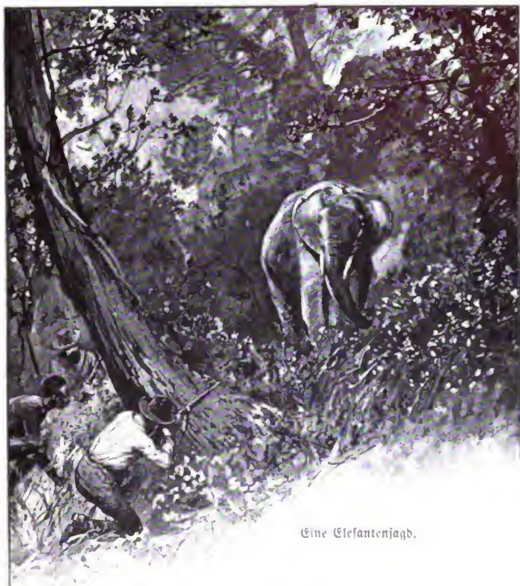


Waffen, Kopfputz und Fetisch der Yaúnde.

und die nach unten hängende Mondsichel, nicht wie bei uns seitlich, sondern nach oben geöffnet, ergoß ihr fahles Licht über die Landschaft. Das Aufgehen des Mondes schien das Signal für Musik und Tanz in den einzelnen Ortschaften zu sein. Alsbald klang von allen Seiten her Gesang und Flötenspiel, und der gleichmäßige Takt verrieth den Tanz der lustigen Yaúnde. Wie glücklich waren diese Menschen im Vergleich zu einem großen Theil unserer heimischen Bevölkerung, der

Noth und Hunger erleiden muß und dem nachts der Schlaf vor den Sorgen des kommenden Tages versagt ist. Hier lebt alles sorglos und lustig in den Tag hinein; man hat alles, was man braucht und wünscht; Noth und Sorge kennt man nicht, also wozu sich härmen!

Als ich wieder auf der Station anlangte und mich mit Zenker und Cornelius zum Abendessen niedersetzte, kam dieses mir wirklich wie eine Henkersmahlzeit vor. Beinahe beneidete ich Herrn Zenker, der in dieser Idylle in Frieden weiter leben konnte. Auf meinem Reisewege lagen Kampf und Gefahren, und ich wußte nicht, ob und wann ich diesen schönen Erdenwinkel wiedersehen würde. Lange noch saßen wir beisammen; ich gab noch allerlei Anweisungen, theilte meine Pläne mit, und zum Schluß leerten wir zur Feier des Abschiedes noch eine der hoch in Ehren gehaltenen Flaschen Rothwein. Es mochte Mitternacht vorüber sein, als wir uns zur Ruhe begaben.



Eine Elefantenjagd.

Viertes Kapitel.

Ueber den Sannaga in das Land der Wute.

Am 9. December früh 6 Uhr ertönte auf der Jaúndestation das Hornsignal, welches 150 Träger zum Abmarsch zusammenrief. Als alles versammelt war, wurden die Lasten, deren Zahl diesmal nur 70 Stück betrug, vertheilt, und zwar derart, daß je zwei Mann nur eine Last erhielten. Durch diese Erleichterung war ich in der Lage, größere Märsche zurückzulegen. Nach der Vertheilung hielt ich den Leuten noch eine ermahnende

Ansprache, daß ein jeder seine Pflicht thun solle, daß jeder im Marsche möglichst dicht aufbleiben und, falls jemand zum Weitermarsch zu ermattet wäre, nicht seitwärts vom Wege abgehen, sondern sich beim Passiren der Queue bei dem dort befindlichen Herrn Hörhold melden solle. Dann verlas ich ein von mir zusammengestelltes „expedition-law“, in welchem ich für hervorragende Thaten ein beim Eintreffen an der Küste auszuzahlendes Geldgeschenk versprach, für vorkommende Vergehen jedoch Prügelstrafen androhte. Darnach sollten für Diebstahl 30 Hiebe, für Ungehorsam 25 und für Anknüpfen von Liebschaften mit den Weibern der Eingeborenen ohne Genehmigung des Mannes, welche stets Unannehmlichkeiten zur Folge hatten, 20 Hiebe ausgetheilt werden.

Es war inzwischen 7 Uhr geworden, als ich mit einem: „Auf Wiedersehen im nächsten Jahr“ von Herrn Zenker, dem ich die Station übergeben hatte, Abschied nahm und mich an die Tête der marschirenden Colonne setzte. Wahrlich, „zum Abschiednehmen just das rechte Wetter!“ Dichter, kalter Nebel umgab uns und ließ uns kaum zehn Schritt weit sehen, und als wir nach einstündigem Marsche in das Grasland hinunterstiegen, peitschte uns der Wind das hohe Schilfgras ins Gesicht und ein wolkenbruchartiger Regen durchnäßte uns bis auf die Haut. Nach drei Stunden ließ ich eine kurze Rast machen. Das Unwetter hatte sich verzogen und die Luft war klarer geworden. Von dem kleinen Hügel, auf dem wir lagerten, sahen wir hinter uns im Nebel die Wälder verschwinden, vor uns aber, nördlich und östlich, schweifte der Blick über das weite Grasland hin. Nur hin und wieder ragten einzelne schroffe Felskegel, die den vulkanischen Charakter der Gegend verriethen, aus dem mannshohen Grase hervor. Diese Felsgruppen, verbunden mit den zerstreut wachsenden verkrüppelten Zwergbäumen (Anona senegalensis) verliehen der Scenerie einen eigenartigen Reiz.

Der Boden hatte inzwischen nicht mehr die rothbraune Lateritfarbe, sondern mehr eine graue, Thonerde verrathende Färbung angenommen, und an vielen Stellen trat nacktes Urgestein zu Tage. Die wenigen, kleinen Ortschaften, die einen guten, saubern Eindruck machten, waren von den Yetuti, einem den Yaúnde vollkommen gleichenden Volksstamme, bewohnt. Hier sah ich zum ersten male eine Düngung und eine gute, penible und aufmerksame Bearbeitung des Bodens mit Hacke und einer Art Rechen, und — horribile dictu — ich erblickte auch in der Nähe eines Dorfes gar einmal zwei Männer bei der Feldarbeit. Der Marsch ging jetzt auf dem ebenen Graswege flotter von statten, und schon mittags hatte ich ein größeres Dorf, namens Adawa, das mein Marschziel bildete, erreicht. Die Eingeborenen brachten schnell Essen für mich und meine Leute herbei, und vor meinem Zelt sitzend unterhielt ich mich mit ihnen über die Bewohner dieses Landes und der vor uns liegenden Gegend.

Eigenthümlicherweise stellte es sich dabei heraus, daß die Yetuti noch keine Ahnung von dem Vorhandensein der nördlich des Sannaga sitzenden Sudanneger hatten, ein Umstand, der seinen Grund wol darin findet, daß ihre Handelsverbindungen lediglich nach Westen oder Osten, nicht aber nach Norden reichten.

Der nächste Tag sollte mir die unangenehme Seite eines Marsches im Graslande zeigen. Zwei und eine halbe Stunde lang mußten wir bei drückender, schwüler Temperatur auf einem schmalen, oft von Elefanten niedergetretenen Fußpfade ein Feld von 4—5 m hohem Schilfgras durchschreiten. Wer nie einen solchen Weg bei einer Temperatur von nahezu 40° C. zurückgelegt hat, kann sich keinen Begriff von den Anstrengungen machen, welche zu überwinden die ganze Energie eines Mannes erfordert.

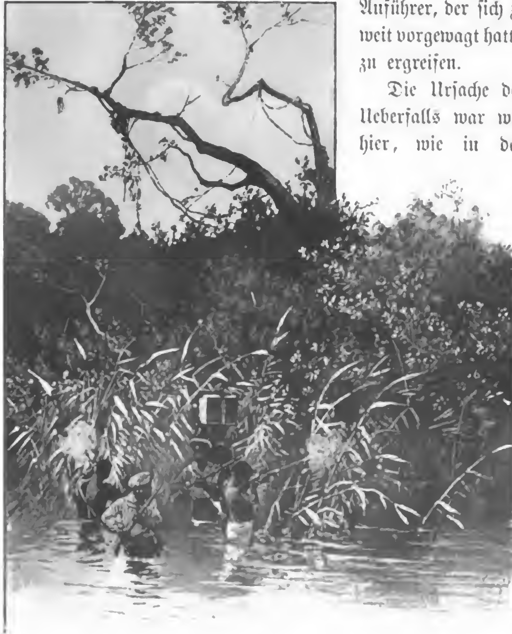
Das Gras zerschnitt mir Gesicht und Hände, sodaß ich mir schließlich Handschuhe anziehen mußte und meine für diesen

Zweck angefertigte Drahtmaske vor das Gesicht band. Kein Windhauch dringt in das dichte Gras hinein, durch das man über sich kaum den Himmel gewahren kann, die Luft flimmert vor den brennenden Augen, die Schläfen hämmern in dieser Schwüle und von unten athmet man die dem Boden entsteigende dumpfige Atmosphäre ein. Man taumelt fast vorwärts, nur mit dem Gedanken beschäftigt, möglichst schnell aus diesem Käfig hinauszukommen. Endlich erblickten wir eine Oeffnung, wir traten ins Freie auf eine kahle Bergkuppe, deren steiniger Untergrund keinen Graswuchs aufkommen ließ. Wir athmeten für kurze Zeit auf und genossen mit Entzücken die frische, freiere Luft, dann verschwanden wir noch einmal, doch diesmal nur für eine halbe Stunde, in einem ebensolchen Grasfelde.

Endlich, gegen Mittag, erreichten wir kleine Siedelungen der Kwolle und später der Toni, welche in Sprache und Sitten noch den Yaúnde verwandt sind. Die Toni traten uns bereits etwas unbescheiden entgegen, brachten uns jedoch Essen, und ich ahnte nichts Schlimmes. Als wir jedoch am nächsten Tage den Mfambfluß durchschritten, hatten uns etwa 200 Eingeborene einen Hinterhalt gelegt. Ich befand mich gerade mit meinen beiden Dienern getrennt von der Karavane, um einen mächtigen Elefanten anzupirschen, als mich ein heftiges Schießen der Nachhut zur schleunigen Umkehr veranlaßte. Als ich den Fluß wieder erreicht hatte, befand sich mein schwarzer Aufseher Cornelius mit etwa zwanzig Trägern in gut gedeckter Stellung am diesseitigen Ufer und hatte die Angreifer durch wohlgezielte Schüsse vom gegenüberliegenden vertrieben. Cornelius berichtete mir, daß in dem Moment, als er mit der Queue in den Fluß hineingestiegen war, von hinten aus den Büschen eine Menge mit Speeren bewaffneter Toni über sie hergefallen seien. Nur mit Mühe hatte er auf das diesseitige Ufer gelangen können, wo die Büsche eine gedeckte Stellung

und der 30 m breite Mſamb ein gutes Schußfeld abgaben. Die nachfolgenden Gegner waren zurückgetrieben worden und dabei war es gelungen, den Anführer, der ſich zu weit vorgewagt hatte, zu ergreifen.

Die Urſache des Ueberfalls war wol hier, wie in den



Ueberfall der Expedition durch die Toni.

meiſten Fällen, Raubgier. Auch die Toni wollten ſich nicht eine ſo ſeltene Beute, wie die Expedition eines Weißen mit den ſchönen Zeugen, Perlen und — last not least — Gewehren, entgehen laſſen. Ich faßte den Angriff, der für mich

bald hätte verhängnißvoll werden können, nicht so leicht auf. Ich beschloß ein Exempel zu statuiren.

Im nächsten Dorfe, das von den den Toni befreundeten Madjinga bewohnt wurde, ließ ich Halt machen. Den versammelten Einwohnern, die wol Mitwisser des Ueberfalls sein mochten, ließ ich mittheilen, daß die Toni mich hinterrücks angegriffen hätten, daher meine Feinde seien. Damit sie sähen, daß der Weiße nicht mit sich spaßen lasse, würde der Gefangene erschossen werden. Auf meinen Befehl wurde der Delinquent auf den Dorfplatz geführt und von fünf dazu commandirten Leuten auf der Stelle füsilirt. Der Eindruck dieses Verfahrens war ein sichtlicher. Kaum war die Leiche fortgeschafft, als der Häuptling des Ortes mich demüthig nach meinen Wünschen fragte. Wiederholt versicherte er mir seine Ergebenheit. Er habe den Toni immer gesagt, daß der Weiße unbezwinglich sei. Derartige Lobiaden, die die Angst hervorbrachte, ließ ich ruhig über mich ergehen und begnügte mich, an den Schluß derselben eine Mahnung zu knüpfen, daß ich in Zukunft bei gleichen Gelegenheiten stets ebenso verfahren würde wie heute. Nachdem ich meine beiden Verwundeten, die nur leicht an Bein und Hüfte getroffen waren, verbunden hatte, setzte ich mich mit meiner Expedition, in der lauter Siegesjubel herrschte, wieder in Bewegung.

Nur einer war traurig, das war Cornelius. Als Sieger des Tages hatte er wol auf reiche Beute gerechnet. Als der Verurtheilte erschossen werden sollte, bat er mich, ich möchte doch lieber Verhandlungen mit den Toni anknüpfen, sie würden für die Herausgabe des Gefangenen eine Menge Ziegen und Schafe bezahlen. Ihm schien der materielle Erfolg des Gefechtes faßlicher als der moralische. Als ich dennoch meinen Befehl ausführen ließ, schüttelte er kaum merklich den Kopf, und der Ausdruck seines Gesichtes ließ mir keinen Zweifel darüber, daß er über die Logik der Handlungsweise der Europäer meditirte.

Auf dem Weitermarsch gelangten wir in die wildreichste Gegend, die ich je gesehen. Trupps von Elefanten weideten in der Ebene, zahlreiche Antilopenheerden jagten, durch die lärmende Karavane aufgeschreckt, dahin, und viele Büffelspuren,



Zwei Tonikrieger.

die unsern Weg kreuzten, ließen das Vorhandensein auch dieses Wildes erkennen. Die jagdbare Vogelwelt war hauptsächlich durch die grau- und schwarzgefiederten Perlhühner vertreten, die von den einzelnstehenden Anonen aus in respectvoller Ferne unserm Marsch zusahen. Mit ihren kollernden Tönen unterbrachen sie ab und zu die Stille der Savanne.

Als wir am Nachmittag eine kleine Anhöhe erreicht hatten, auf der wir unsere Zelte aufschlugen, drang von fern ein leises Rauschen an unser Ohr. Das mußten die Wasser des Sannagaflusses sein, der seine mächtige Stimme bis hierher erdröhnen ließ. Die Aufregung vor seinem Anblick ließ mich erst spät abends mein Lager aufsuchen. Lange noch saß ich vor meinem Zelt am Feldtisch beim Schein der Laterne und starrte in den schönen Sternenhimmel. Wie glänzend strahlte wieder der Orion, und welchen friedlichen Eindruck übte das mattschimmernde Kreuz des Südens auf mich aus! Der Große Bär verschwand, eben erst sichtbar, gleich wieder am Horizont, ihm trug ich ein „Gute Nacht“ an meine Lieben daheim auf. Ein seltener Friede lag über der Landschaft. Um mich herum schnarchten an den Lagerfeuern meine vom anstrengenden Tagewerk ermüdeten Träger. Von Zeit zu Zeit ertönte das „watch“ des Wachtmannes von dem Ausgange des Lagers her und wurde in gleicher Weise von der entgegengesetzten Seite beantwortet. Bis tief in die Nacht hinein hatte ich so gesessen, als ein leichter Schüttelfrost mich aus meinen Träumen erwachen ließ. Der Nachtthau hatte meine Kleidung total durchnäßt, und ein Ziehen im Rücken bereitete mich auf eine Erkältung vor. Man wandelt eben nicht ungestraft unter Palmen, besonders nachts nicht! Ich kroch in mein Zelt und hüllte mich in meine wollene Decke. Aber lange noch dauerte es, ehe ich Ruhe fand. Immer wieder beschäftigten sich meine Gedanken mit dem morgigen Tag. Wie wird der Fluß, der an der Küste in einer so imposanten Breite mündet, wol hier, 300 km entfernt von ihr, aussehen? Wird er weithin schiffbar sein? Diese Fragen stürmten fortwährend auf mich ein. Allmählich verwischten sich jedoch die Begriffe, ich sah einen Fluß vor mir, an dessen Ufer eine bekannte deutsche Stadt lag, und schließlich hatte mich Gott Morpheus in seine Arme genommen.

„Massah, it is time now“, die bekannte Stimme Zampa's rief mich wieder in die Wirklichkeit zurück. Ich erhob mich von meinem Lager und nahm mit Assistenz des Jungen mein obligates Morgenbad in der Gummiwanne. Die Bekleidung mit Buschhemd und Hose ging schnell von statten, nur das Zuschnüren der Stiefel und Gamaschen nahm einige Zeit in Anspruch. Ich trat vor das Zelt, wo mir der Koch eine Tasse Thee, mein tägliches Morgengetränk, kredenzte. Kaum hatte ich meine Behausung verlassen, als auch schon die Zeltträger sich darauf stürzten, um möglichst schnell ihre Lasten zu ordnen, sodaß Zampa auf den Uebereifer raisonnirte, durch welchen er fast unter dem Dache begraben worden wäre. Eine Viertelstunde später hockte alles fertig auf der Erde und erwartete das Signal zum Aufbruch. Sobald ich meinen Stock ergriff, war das Zeichen gegeben. Alles setzte schnell die Lasten auf den Kopf und stürzte mir nach; denn jeder wollte möglichst der Erste auf dem Marsche sein.

Die vom Nebel noch feuchten Grashalme schlugen uns ins Gesicht, und die ganze mit Wasserdünsten geschwängerte Atmosphäre verrieth die Nähe eines großen Gewässers. Und thatsächlich wurde das Rauschen, das wir am Abend vorher zuerst vernommen, immer stärker und ging schließlich in ein brausendes Tosen über. Noch einige Minuten und wir genossen von einer Anhöhe herab einen überaus herrlichen Anblick. 15 m unter uns erstreckte sich eine breite, glitzernde Wasserlinie, auf der sich soeben die ersten durch den Nebel brechenden Sonnenstrahlen wiederspiegelten. Hundert Schritt oberhalb unsers Standpunktes erblickten wir nun auch die Ursache des Geräusches: die „Nachtigalfälle“. Der Strom mochte an dieser Stelle eine Breite von 400 m haben und stürzte sich in einer Höhe von 10 m über Felsmassen in vier Armen hinunter in die Tiefe. Die drei bewaldeten Inseln, welche die einzelnen Fälle von einander trennten, stachen freundlich von dem strudelnden Hinter-

grund ab und gaben dem ganzen Bilde etwas ungemein Reizvolles. Sie waren sogar bewohnt, wie wir zu unserer Verwunderung bemerkten, und zwar von den einst am rechten Ufer angesiedelten Tshinga, welche sich nun vor den raubenden Horden Ngilla's und Mango's, der beiden mächtigsten Häuptlinge im Norden, auf diese Eilande geflüchtet hatten. Es waren gutmüthige Leute, diese Einsiedler an den Fällen. Als sie sich von unserm Charakter überzeugt hatten, kamen sie mit ihren Kanoes, die sie stehend mit langen Bambustangen dirigirten, herangerudert und verlangten zum Uebersetzen pro Fahrzeug nur „ein kleines Stück Zeug um die Lende zu schürzen".

In neun Kanoes erfolgte dann, 100 m unterhalb der Fälle, die Ueberfahrt ans rechte Ufer, die volle zwei Stunden in Anspruch nahm. Als ich nun auf ein jedes Boot einen ganzen Faden rothen Kattun legte, kannte die Freude dieser „Buschmänner" keine Grenzen. Sie sangen und tanzten, mit dem rothen Zeuge malerisch drapirt, um mich herum und baten mich, die Nacht bei ihnen zu bleiben. Diese Zutraulichkeit sollte sich indeß bald legen. Ich hatte eben mein Siedethermometer aufgestellt, um eine Höhenmessung vorzunehmen, und zog nun meine Streichholzbüchse aus der Tasche, um die kleine Spirituslampe unter dem Apparat anzuzünden. Mit gespanntem Interesse schauten die Eingeborenen, die sich im Kreise um mich gruppirt hatten, meinen Manipulationen zu. Als nun aber das Streichholz sich entzündete, stob der Haufen nach allen Seiten auseinander. Nach und nach trauten sich zwar die Kühnsten, als sie sahen, daß niemandem etwas zu Leide geschehen war, wieder heran, aber mit dem Zutrauen war es vorbei. Aengstlich beobachteten sie die hin und her flackernde bläuliche Spiritusflamme und das Steigen der Quecksilbersäule. Und als ich schließlich das Instrument wieder einpackte und von ihnen Abschied nahm, athmeten die armen Teufel ordentlich auf, daß sie den weißen Zauberer mit seinem Fetisch los waren.



Uebergang über den Sannaga an den Nachtigalfällen. S. 74.

Der Weg führte uns auf dem rechten Ufer in stark hügeliges Terrain, das in den Niederungen und an den Abhängen von größeren Buschstreifen durchzogen war. Es hatte so recht den Charakter einer Parklandschaft, das heißt jenes Ueberganges zwischen Urwald und Savanne, der sich an einzelnen Stellen sehr unvermittelt vollzieht, an anderen dagegen eine völlige Zone bildet.

Durch dieses Bergland schlängelte sich der schmale Pfad dahin, kreuzte eine Menge Thierfährten, passirte die Trümmer zerstörter Dörfer, aber nirgends war ein menschliches Wesen zu sehen. Mit gespannter Erwartung ging es weiter; es war kein Zweifel, hier mußte ich eine interessante ethnographische Ueberraschung erleben. Drei Stunden weit waren wir schon in dieses verlassene Zauberland eingedrungen, als ich in der Ferne eine Rauchsäule erblickte. Dieses Zeichen menschlicher Nähe regte die erschlafften Gemüther meiner Träger wieder an. In munterm Tempo ging es vorwärts, und eine Stunde später erreichten wir eine kleine Ansiedelung, deren Aussehen wie auch das ihrer Bewohner so verschiedenartig von dem bisher Beobachteten war, daß wir aufs höchste überrascht wurden. Es waren bereits Angehörige der Sudanneger, die, wenn auch schon mit den Bantu vermischt, so doch alle Eigenthümlichkeiten der ersteren bewahrt hatten.

Hier am obern Sannaga also befindet sich die Völkerscheide zwischen den muhammedanischen Sudannegern und den heidnischen Bantu, die in Sprache, Sitten und Gebräuchen voneinander total verschieden sind. Während der Bantu den richtigen Negertypus: vorstehende Backenknochen, aufgeworfene Lippen, lange platte Füße, lange Oberschenkel, lange Arme, hat, kurz und gut sehr an Darwin's Theorie erinnert, ist der Gesichtsschnitt der Sudanneger, besonders weiter im Norden, wo sie sich reiner erhalten haben, mehr kaukasisch, ihre Gliedmaßen wohlgeformter. Während der Bantu sich lediglich des

Speeres als Waffe bedient, führt der Sudanneger außer diesem noch Pfeil und Bogen, ferner ein dolchartiges Messer und als Schutz einen fast mannshohen Büffelschild. Während der Bantuneger seine Hütten eckig baut, legt der Sudanneger seine Wohnhäuser in runder Form mit Spitzdach aus Stroh und oft mit einer aus Lehm aufgeführten Brüstung an. Während der Bantuneger sich von Planten, Bananen, Yams, Zuckerrohr und Kassada nährt, besteht die Nahrung des Sudannegers hauptsächlich aus Mais und Durrahkorn (Sorghum), aus welch letzterem er sich ein bräunliches säuerliches Getränk, das Durrahbier, braut. Hockt der Bantu mit in die Höhe gezogenen Knien auf der Erde, so nimmt der Sudanneger seinen Sitz mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen ein. Aber auch die Haarfrisur und die Kleidung waren hier eine ganz andere. Die Haare waren in kleinen Zöpfen dicht am Kopfe befestigt und mit einer Masse aus Palmöl und Rothholz zu einer förmlichen Kappe vereinigt. Einzelne Weiber trugen hierzu mitten auf dem Kopfe noch ein Gestell, derart, daß die ganze Haartracht den Eindruck eines bairischen Raupenhelms machte. Andere hatten sich wieder einen Schirm aus Bambustäbchen an der vordern Seite des Kopfes befestigt und ihre Haare in denselben mit hineingeflochten, sodaß man glauben konnte, sie hätten eine Jokeymütze aufgesetzt. Die Kleidung der Weiber bestand aber sonst lediglich aus einem Blatte, die der Männer dagegen aus einem breiten, pumphosenähnlichen Hüfttuche. Nur die Angeseheneren trugen lange muhammedanische Gewänder und auf dem Kopfe Turban oder Fes.

Kurz und gut, man sah hier auf einmal eine ganz andere Welt, und ich glaube, es findet sich wol nirgends sonst noch ein für den Ethnographen ebenso interessantes Feld der Beobachtung als gerade hier.

Die Einwohner der kleinen Ansiedelung, die wir erreicht hatten, nahmen uns ziemlich zurückhaltend auf. Auch den Nach-

fragen über ihre Herkunft wichen sie aus. Ein Mann nur wurde stets genannt, das war Ngilla. Vor diesem mächtigen Häuptling zitterten sie. Ich enthielt mich unter diesen Umständen weiterer Forschungen und ließ mir nur am nächsten Morgen einen Führer stellen, der uns weiter in das interessante Land hinein führen sollte.

Querfeldein arbeiteten wir uns am Vormittage des folgenden Tages durch hohe Grasfelder hindurch, die zum großen Theil durch die weidenden Elefantenheerden total niedergetreten waren. Seitlich tauchten wiederholt die schwarzen Rücken der Kolosse aus dem Halmmeer hervor, und ich beschloß in dem kleinen Dorf Ngelle, das wir gegen Mittag erreichten, eine zweitägige Rast zu machen, um der Jagd obzuliegen. Der Häuptling, der wol dem zu den Bantunegern gehörenden Mwellevolk entstammen mochte, auch noch seine Muttersprache gebrauchte, hatte inzwischen ganz die Gewohnheiten der Sudanneger angenommen. Ngilla war sein Herr und Meister. Er sandte an diesen sogleich zwei Boten ab, welche meine Ankunft melden sollten; denn nach seinen Angaben war ich nur noch einige Stunden von der Hauptstadt des Landes entfernt. Bezüglich meiner Wünsche war der Häuptling sehr entgegenkommend und gab mir einen Mann seines Dorfes am Nachmittage mit auf die Jagd.

An zwei Elefanten hatte ich mich vergebens angepirscht, sie waren zu aufmerksam und suchten bei Zeiten das Weite. Schließlich kam mir als Nummer 3 doch noch ein alter Herr vor die Büchse. Er tappte, in dem dichten Urwald grasend, direct auf uns — mich und meine drei Begleiter, Hörhold und zwei Schwarze — zu. Aber erst auf 15 Schritt war er mir schußgerecht, und ich versetzte ihm aus meiner Elefantenbüchse eine Kugel auf die tödliche Stelle, da, wo sich der Rüssel an den Kopf ansetzt. Das mächtige Thier stürzte, einen lauten Trompetenton ausstoßend, zusammen, sprang aber sofort wieder auf

und nahm die Richtung auf uns zu. Meine beiden Schwarzen mit ihrer Behendigkeit hatten im Moment einen nahen Baum erklettert, Herr Hörhold war hinter einem solchen verschwunden, und ich selbst kauerte mich, meinen zweiten Hahn spannend, seitwärts vom Pfade auf die Erde. Das Thier bog jedoch, starken Schweiß zeichnend, nach der entgegengesetzten Richtung ab, und die hereinbrechende Dunkelheit verhinderte uns an der Verfolgung.

Zwei Tage später brachten die Eingeborenen die beiden Zähne des an einem Bache schließlich verendeten Elefanten zu Ngilla; ein jeder derselben repräsentirte das ansehnliche Gewicht von 84 Pfund.

Noch während ich mich auf dieser Jagd befand, waren Abgesandte des Häuptlings Ngilla nach Ngelle gelangt, um mich nach dem Grunde meines Kommens zu fragen. Mit meiner Antwort: ich käme, um Ngilla zu besuchen und um mit ihm freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, entfernten sich die Boten. Am Abend kehrten sie wieder zurück und übermittelten mir die Grüße Ngilla's und seine Freude, mich bei sich zu sehen. Nachdem ich noch einen Tag in den Büschen und Grasfeldern von Ngelle herumgestreift war, folgte ich den Gesandten Ngilla's nach seiner Residenz.

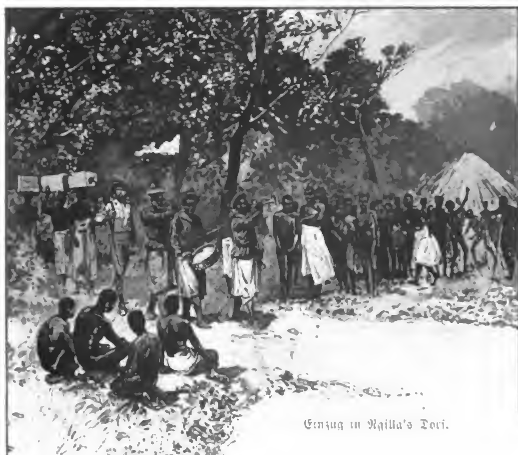
Als ich am nächsten Mittag nach sechsstündigem anstrengendem Marsche vor einer ansehnlichen Höhe, hinter welcher der Ort des Häuptlings auf einem Plateau gelegen war, anlangte, war dieselbe von vielen Hunderten Bewaffneter besetzt, welche ein ohrenzerreißendes gellendes Geheul, das von Paukenschlag und Hörnerschall begleitet wurde, ausführten. Eine Gesandtschaft kam mir alsbald entgegen, um mich im Auftrage des mistrauischen Häuptlings zu fragen, ob ich auch nicht zum Kämpfen käme. Immer wieder wurde ich durch sie befragt und aufgehalten.

Endlich, nach dreistündigem Hin- und Herreden, bei welchem

ich stetig vorwärts Terrain zu gewinnen suchte, bei glühendster Hitze, durch welche zwei meiner Träger vom Hitzschlag getroffen wurden, langte die Erlaubniß zum Einrücken an. Auf ein Signal hin verschwanden sämmtliche Krieger von den Höhen und zogen nach dem Dorfe zu ab. Ich rangirte nun meine Leute zum feierlichen Einzuge. An der Spitze marschirte ein Tambour und ein Hornist, die mit ihren Instrumenten einen wahren Höllenlärm vollführten, der jedoch den Eingeborenen sehr zu imponiren schien. Hinter den beiden Spielleuten trug der lange Sogbosi, ein sechs Fuß großer Togomann, die aufgerollte deutsche Kriegsflagge, welche an einer Bambustange befestigt war. Ihm folgte ich mit umgehängtem Carabiner, hinter mir meine beiden Diener Zampa und Kodjovie. Diesen reihte sich die übrige Karavane in aufgeschlossener Ordnung an.

Auf dem großen Königsplatze im Dorfe angelangt, fanden wir Ngilla, angethan mit einem muhammedanischen Kleide, einer Art Turban auf dem Kopfe, auf einer niedrigen Bambubank unter einem aus Stroh gefertigten Thronhimmel sitzend, umgeben von seinen zweihundert Weibern. Sein Gesicht zeigte keine Spur der Negereigenthümlichkeiten, vielmehr ließ seine gebogene Adlernase und sein mehr spitzes Kinn auf arabischen Ursprung schließen. Um den Platz herum bildeten mehrere hundert Krieger, die mit Speeren, Bogen, Schilden und Gewehren bewaffnet waren, in fünf bis sechs Gliedern Tiefe Spalier. Ich hieß meine Träger die Lasten niedersetzen und wollte mich eben zum Häuptling begeben, der etwa dreißig Schritt von mir entfernt saß, als ein Bote gelaufen kam und mich im Namen Ngilla's bat, mich erst, wie es hier zu Lande Brauch sei, eine Weile auf die Erde zu setzen. Diesen Wunsch wies ich jedoch mit der Bemerkung zurück, daß der Weiße ein freier Mann sei und nach seinen eigenen Gesetzen handle. Ich ging mit Hörhold, Cornelius und einem Dolmetscher zu Ngilla hin, reichte ihm freundschaftlich

die Hand und bat ihn um Anweisung der Quartiere für mich und meine Leute, da wir für heute nach dem anstrengenden Tage uns zurückziehen wollten. Ngilla murmelte als Antwort einige Worte, die wol „Was heißt denn das?“ bedeuten sollten. Doch bald gab er einen Wink, aus seiner Umgebung sprang ein älterer Mann auf, gesellte sich zu mir und winkte mit der Hand zum Gehen. Wir verließen wieder den Platz in der Richtung, in welcher wir gekommen waren.



Einzug in Ngilla's Dorf.

Fünftes Kapitel.

Der Aufenthalt bei Ngilla.

Von den Eingeborenen begleitet, zogen wir mit Sang und Klang durch das Dorf. Unser Lagerplatz war am Ausgange desselben auf einer kleinen Anhöhe gelegen; die rund umher liegenden Hütten wurden uns als Unterkunftsräume zur Verfügung gestellt. Ich selbst schlug inmitten derselben mein Zelt auf und behielt für mich eine offene, luftige Palaverhütte als Arbeitsraum und Aufenthaltsort für den Tag reservirt.

Am selben Abend schon langte eine Anzahl von Weibern mit dem für uns bereiteten Essen an. Es bestand aus Elefantenfleisch, einem Gemüse aus Kassadablättern und mehreren aus Mais und Durrahkorn bereiteten breiartigen Broten. Für

den Durst erhielten wir mehrere Töpfe Durrahbier, dessen säuerlicher Geschmack sehr erfrischend war. Diese Lieferungen setzte Ngilla übrigens auch an den folgenden Tagen fort.

Am ersten Morgen, bereits gegen 6 Uhr, erschien der Häuptling mit großem Gefolge, um mir seinen Gegenbesuch zu machen. Die Unterhaltung, die für mich sehr anregend und interessant war, wurde leider durch den Gebrauch von vier vermittelnden Sprachen etwas umständlich. Ich mußte zu einem Haussamann englisch sprechen, dieser übersetzte es in der Haussasprache einem Fullahweibe, diese wieder in der Fullahsprache einem Wutemann, welcher es dem Häuptling in der Landessprache verdolmetschte.

Von Ngilla erfuhr ich, daß die Wute von Norden her eingewandert sind und sich erst seit 10 Jahren in ihren jetzigen Wohnsitzen befinden. Ngilla's Vater war der Oberhäuptling sämmtlicher Wute. Nach seinem Tode wurde das Reich in zwei Theile getheilt, deren westliche Hälfte der ältere Sohn Ngutte erhielt, während die östliche Ngilla zufiel. Seitdem nennen sich die unter ersterm stehenden Wute Linte, die unter letzterm Ndumbe. Beide Herrscher sind dem nördlicher gelegenen Tibati tributpflichtig. Der Häuptling von Tibati wiederum untersteht dem Oberhäuptling von Adamana in Yola, und dieser endlich dem Kaiser von Sokoto. Jeder Herrscher hat bei seinem Tributär einen Gesandten, welcher die Handlungen desselben überwacht, Streitigkeiten zwischen Stammesverwandten ausgleicht, vor allem aber den Tribut für seinen Herrn einzutreiben hat.

Ngilla ist ein krasser Despot; sein Name ist sowol im eigenen Lande, als auch bei seinen Feinden gefürchtet. Seine Reden werden von seinen Unterthanen stets mit einem „Yom Yom", d. h. „so ist es", begleitet; auf Widerspruch würde sofortige Todesstrafe erfolgen. Nur seine eigene Familie, seine Mutter, die sich übrigens meist in betrunkenem Zustande be-

fand und deren er sich selber schämte, seine Schwester Tini, welche seinen Feldmarschall als Ehemann erhalten hat, und seine Tochter Mku, ein schön gewachsenes, stattliches Mädchen, die er einem Sklaven, der ihm im Gefecht das Leben gerettet



Ngilla.

hatte, als Belohnung zur Gattin gegeben hat, wagen es hin und wieder, eine andere Meinung zu haben wie er. Von der Familie befanden sich ferner noch mehrere jugendliche Brüder im Dorfe, die als Unterhäuptlinge Theile des Ortes befehligten, und außerdem zwei ältere, denen Ngilla selbständig größere Dörfer anvertraut hatte. Den meisten Einfluß auf ihn hatten jedoch einzelne groß und reich gewordene Sklaven und seine

Lieblingsweiber. Seinen eigenen Verwandten traute er weniger als diesen Dienern, die er zu dem gemacht hatte, was sie waren, und von denen ihm keine Gefahr für Leben und Thron drohen konnte. Alle diese Vornehmen hatten, falls sie nicht mit langen muhammedanischen Gewändern bekleidet waren, ihren ganzen Körper mit Rothholz gefärbt. Infolge dieser Unreinlichkeit der Haut und des in der Trockenzeit eintretenden Mangels an Wasser, das alsdann nur zum Trinken verwandt werden darf, grassirt hier in Ngilla eine ansteckende Hautkrankheit, die meine Leute „Krokro" nannten und die mich selber Monate lang heimsuchte.

Ngilla's Erfolge nach außen hin waren durch seine starke, gut disciplinirte Streitmacht gewährleistet. Er selbst schätzte sie auf 2000 Mann, von denen etwa 200 mit Feuersteingewehren, 1000 mit Pfeil und Bogen, und die übrigen mit Speer und Schild bewaffnet waren. Außerdem befanden sich bei dieser Armee 15 Reiter, welche bei ihrer geringen Anzahl allerdings mehr zum Staat existirten und höchstens als Depeschenreiter benutzt wurden.

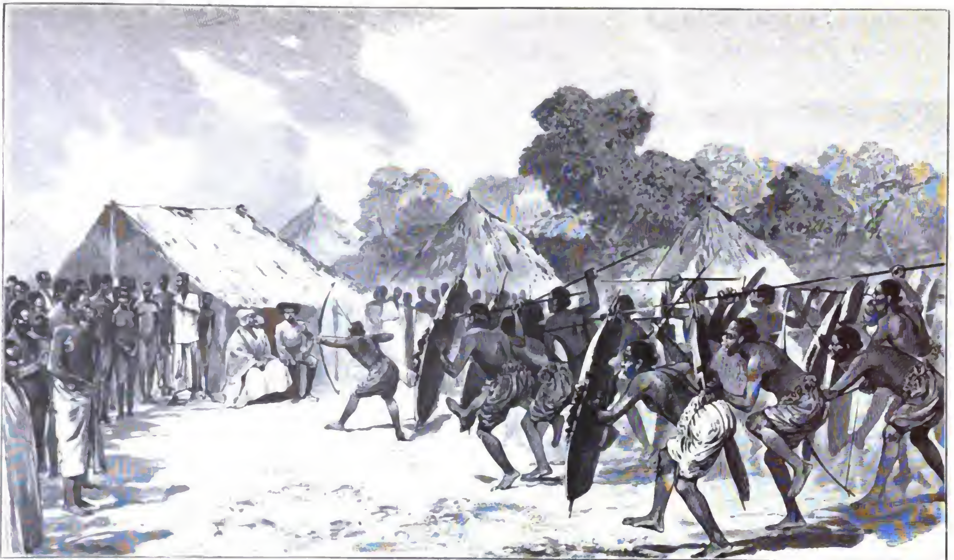
Der Elfenbeinreichthum Ngilla's muß sehr bedeutend sein, und wenn ich auch den Aussagen seiner Leute, die von 20 gefüllten Häusern sprachen, nicht Glauben schenkte, so ward es andererseits doch bewiesen durch die Billigkeit, mit der er diesen kostbaren Artikel verkaufte. Es befanden sich hier zur Zeit meiner Ankunft über 100 Haussahändler, welche einen 1000 Kilometer weiten Weg von Norden her zurückgelegt hatten, um Elfenbein und Sklaven zu erwerben. Der Führer dieser Haussakaravane, mit dem ich mich öfter über Adamaua unterhielt, sagte mir gelegentlich: „Zu Ngilla braucht man nur einmal im Leben zu gehen, um ein reicher Mann zu werden, nach Tibati fünfmal, und da oben, wo wir her sind — er meinte das große Haussareich Sokoto — muß man das ganze Leben lang arbeiten, um nur sein Dasein zu fristen."

Den besten Beweis für die Wahrheit dieses Ausspruchs erhielt ich, als am zweiten Abend ein Haussamann zu mir ins Zelt kam und mir einen 50 Pfund schweren Elfenbeinzahn, der einen Werth von 450 Mark an der Küste repräsentirte, für drei Faden Zeug, die etwa 70 Pf. kosteten, zum Kauf anbot. Bedenkt man dazu, daß die Haussaleute Händler par excellence sind, so kann man sich vorstellen, zu welch niedrigem Satze Ngilla das kostbare Product verschleudert. Und dieses reiche Land ist in directer Linie kaum 40 deutsche Meilen von der Kamerunküste entfernt!

Interessant war mir, die Art und Weise zu erfahren, wie Ngilla — denn ihm als absolutem Herrscher gehört alles im Lande gefundene und auf der Jagd erbeutete Elfenbein — mit den Haussas handelte. Bei der Ankunft muß die Karavane alle ihre Güter, Zeuge, Perlen u. s. w. ihm übergeben. Hat nun der Häuptling Zeit und Lust, so läßt er sich einen dieser Händler, die sich inzwischen am Dorfende ihre eigenen Hütten gebaut haben, kommen und verhandelt mit ihm. Bis er mit allen hundert und mehr Händlern Rücksprache genommen hat, ist mindestens ein Jahr verflossen. Aber das englische Wort: „time is money“, das für den europäischen Handel und Verkehr so bezeichnend ist, trifft für afrikanische Verhältnisse nicht zu. Im Gegentheil; diese Haussahändler legen sofort nach ihrer Ankunft Farmen an, die bereits nach drei Monaten Früchte tragen; ihre Frauen bereiten Kuchen und andere Gebäcke, und durch den Verkauf derselben fristen sie nicht allein ihr Dasein, sondern verdienen noch nebenbei. Aus diesem Grunde und infolge des bei ihrem nomadisirenden Leben wenig vorhandenen Heimatsgefühls sind die auf Zeitfragen gegebenen Antworten oft sonderbar und für uns unnatürlich genug. Fragt man einen Haussa: „Wann wirst Du wieder nach Hause reisen?“ so entgegnet er: „In einigen Monaten, in einigen Jahren, oder

gar nicht, je nachdem es Allah gefällt." — „Ubi bene, ibi patria", das ist ihr Grundsatz.

Am Nachmittage des ersten Tages führte mir Ngilla auf dem großen Uebungsplatz seine Streitmacht im Kriegsspiel vor. Zunächst tanzten die einzelnen Unterhäuptlinge, die sich vorher durch den Genuß von Durrahbier und Palmwein angeregt hatten, einzeln vor dem Häuptling. Am Schlusse dieses wilden Tanzes, bei dem sie mit ihren rollenden Augen und ihren weißen, spitz gefeilten Zähnen wie Raubthiere ausschauten, stellten sie sich vor den Häuptling, und ein jeder hielt eine kurze Ansprache an ihn. Der Sinn dieser war, daß ihr Leben Ngilla gehöre, daß er mit ihnen machen könne was er wolle, und daß, wenn sie je im Kampfe einen Schritt zurückweichen sollten, sie ihn bäten, ihnen sofort das Haupt vom Rumpfe zu trennen. Hierauf avancirte nun die ganze, mehrere Glieder tiefe Colonne des Gros unter Pauken-, Trommel- und Hörnerschall gegen den Häuptling. Als nunmehr Ngilla selbst sich an die Spitze seiner Macht stellte, gellten ihm aus 1000 Kehlen Ovationen zu, die Augen der Krieger funkelten, die Waffen wurden in die Höhe geworfen, und hier und da flog ein Pfeil oder Speer durch die Luft. Nach einer kurzen Kritik und einer anfeuernden Rede entließ Ngilla seine Leute, während ich ihm die für ihn bestimmten Geschenke überreichte. Dieselben bestanden in 2 Packeten Polsternägel zum Verzieren von Sätteln und Waffen, aus 2 Stück weißem Zeug, 2 Stück Satin, 5 Rasirmessern, 5 Scheeren, 4 Feuersteinflinten, 2 Flaschen Pulver, einer kleinen Spieldose, einigen Bunden weißer und blauer Perlen, einem muhammedanischen Kleid und einem rothen Fes. Hocherfreut über diese königlichen Gaben, besonders aber über die Gewehre, drückte mir Ngilla die Hand, und seine Begeisterung wuchs derartig, daß er seine Leute abermals zusammentrommeln ließ, um ihnen mitzutheilen, daß ich sein bester und treuester Freund sei. „Der weiße



Kriegsspiele bei Ugilla.

S. 86.

König ist nur zu mir, zu Ngilla, dem Alleinigen, gekommen, um mich allein zu besuchen, trotzdem in der Umgegend noch mehrere andere mächtige Könige wohnen. Ihr seht also, wie weit mein Ansehen reicht; selbst bis nach dem Lande des Weißen ist mein Name gedrungen. Der Weiße und ich, wir können alle Feinde niederwerfen!“ Gellendes Beifallsgeschrei war die Antwort auf diese Rede. Darauf wurden die gemeinen Krieger wieder entlassen, während wir nun noch mit den Unterhäuptlingen in die Versammlungshalle gingen, uns dort niedersetzten und bei allerlei Gesprächen einen Thonkrug Durrahbier die Runde machen ließen. Dann trennten wir uns für diesen Tag.

Den nächsten Vormittag verwandte ich zu einer Besichtigung des Dorfes. Von einer mitten in demselben gelegenen Anhöhe hatte ich schon zuvor eine Totalübersicht über den Ort erlangt, welcher aus etwa 800—1000 großen runden Hütten bestand. Gegen feindliche Angriffe war das Dorf vorzüglich gesichert; denn ringsherum erhoben sich, gleichsam wie detachirte Forts, Anhöhen, die von Ngilla's Wachen besetzt waren und die nach außen einen weiten Ueberblick über die Grasebene gewährten. Der Ort war sauber gehalten, und vor den einzelnen hohen Häusern sah man die faulen Herren in der Sonne liegen, um sich von ihren Sklaven und Weibern die Haare frisiren, das Gesicht rasiren oder die Glieder kneten zu lassen.

An anderen Stellen diente das berühmte, hier „Safé“ genannte Spiel zum Zeitvertreib. Dieses Spiel scheint fast allenthalben in Westafrika zu existiren. Ich habe es außerdem noch an der Küste, sowie bei den Ngumba, Yaúnde und Toni gesehen. Es gehört dazu ein Bret mit 12 Höhlungen, in zwei Reihen zu 6. Jeder der beiden Mitspielenden erhält 24 Steine. Beim Anfang des Spiels werden in jedes Loch abwechselnd vier Steine gesetzt und dieselben immer um ein Loch nach rechts verlegt. Die Anzahl der zu verlegenden

Steine bleibt dem Ermessen des Spielers überlassen. Die Kunst des Spiels besteht nun darin, seinen Stein resp. seine Steine so zu setzen, daß sie in einem Loch mit einem oder zwei Steinen des Partners zusammentreffen, derart, daß im ganzen drei in der Höhlung enthalten sind. Der Spielende hat alsdann das Recht, die Steine des Gegners herauszuwerfen. Wer auf diese Weise die meisten Steine übrig behält, ist Sieger. Die Elmina nennen dieses Spiel „Eword", die Popoleute „Adi", die Yaúnde „Bogodum".

Für den Nachmittag desselben Tages hatte ich Ngilla die Vorführung meiner Leute im Feuergefecht zugesagt. Gegen 3 Uhr brach ich von meinem Lager auf. An der Spitze ging ich selbst mit Hörhold und Cornelius zusammen in langen muhammedanischen Gewändern. Hinter uns folgten unsere Diener mit den Carabinern. Nach einem Abstand von zehn Schritt marschirten alsdann, angeführt von ihren Headleuten, meine Träger, alle schön herausgeputzt. Jeder trug über seinem blauen Wollhemd seinen Brotbeutel als Patronentasche en bandelier, auf der linken Schulter den Carabiner, auf dem Kopfe, wo sonst immer das Gepäck ruhte, die Matrosenmütze oder den Fes, und die Headleute waren außerdem noch durch eine rothe Schärpe geschmückt. Damit auch etwas Leben in die Colonne kam, brachte ein Elminamann von Zeit zu Zeit aus einem alten Infanterie-Signalhorn markerschütternde Töne hervor.

Auf dem großen Waffenplatze erwartete uns bereits Ngilla, umgeben von seinen Großen. Ich ging, während ich meine Leute am Rande des Platzes halten ließ, auf den Häuptling zu und begrüßte ihn mit Handschlag. Er war ungeheuer neugierig und gespannt auf unsere Leistungen und fragte mich sofort, was ich ihm vorführen wolle. Da es mir in erster Linie darauf ankam, Ngilla Respect vor unseren Waffen einzuflößen, ließ ich einen in seiner Nähe stehenden, $1\frac{1}{2}$ m hohen Büffelschild

auf 100 m Entfernung aufstellen und eröffnete mit meinem Mauser-Carabiner auf dieses für unsere Verhältnisse nahe, für afrikanische Kämpfe weite Ziel Schnellfeuer. Als ich zehn Schuß abgegeben hatte, ließ ich den Schild holen, der natürlich von sämmtlichen zehn Geschossen durchlöchert war. Ein „Eh" des Erstaunens folgte dem andern. Von vorn und hinten wurde der Schild immer wieder von neuem betrachtet, und ein heftiges Diskutiren, ob Zauberei im Spiele oder ob es mit natürlichen Dingen zugegangen sei, schloß sich daran. Als nun ein Sklave mit einem Geschoß herbeigeeilt kam, das in der Lehmbrüstung des Hauses aufgefunden war, vor welchem der Schild beim Schießen gestanden hatte, wurde dasselbe von Ngilla hastig ergriffen und durch einen seiner Vertrauten in sein Privathaus gebracht. Hier wird es wol noch eingehenden Untersuchungen unterworfen worden sein.

Nach dieser meiner Einzelvorstellung wollte Ngilla nun gern auch meine Leute im Gefecht sehen. Ich erklärte meine Bereitwilligkeit dazu, verlangte aber vorerst, daß die Seite des Dorfes, nach welcher geschossen werden sollte, von den Einwohnern geräumt würde. Ngilla, ärgerlich, daß die Befriedigung seiner Neugierde durch meine philanthropischen Gefühle hinausgeschoben wurde, fragte mich ganz naiv: „Was hast Du denn für Schaden, wenn einer von meinen Leuten erschossen wird?" „Es sind Menschen wie ich und Du; deshalb werde ich mit dem Schießen erst beginnen lassen, wenn die Bewohner auf jener Seite ihre Hütten verlassen haben", erwiderte ich. Ngilla schleuderte mir einen wüthenden Blick zu; wie konnte jemand es auch wagen, ihm bezüglich seines Eigenthums Vorwürfe zu machen?

Einige Minuten verstrichen, während er mit sich zu Rathe zu gehen schien, ob er der Forderung nachgeben solle oder nicht; dann stieß er plötzlich einige Worte hervor. Zehn Leute liefen davon, während das „daro, daro" (schnell, schnell) des

Häuptlings hinter ihnen herklang. In wenigen Minuten stoben die Bewohner des in der Schußrichtung liegenden Dorftheils aus ihren Hütten und liefen in die seitwärts gelegenen Farmen, während die Boten wieder zurückkehrten.

Inzwischen hatte ich die Hälfte meiner Leute in einer Linie Aufstellung nehmen lassen, wobei ich nicht versäumte, die zehn mit Mauser-Carabinern bewaffneten auf den linken, Ngilla zunächst befindlichen Flügel zu stellen; sie waren die besser ausgebildeten Schützen und ihre Gewehre knallten stärker als die kleinen Remington-Carabiner der übrigen. Den Rest der Träger hatte ich als Reserve hinter den angrenzenden Hütten verborgen. Als das Schußfeld frei war, befahl ich „Niederknien“, und auf mein Pfeifensignal begann das Schnellfeuer gegen die beiden neu aufgestellten Schilde. Die Ausbrüche der Erregung der Eingeborenen über diese Schnelligkeit des Schießens überschallten fast das Geknatter des Gewehrfeuers, als das Ertönen meiner Pfeife eine Feuerpause eintreten ließ. Es wurde nun ein Sprung vorwärts gemacht, die Feuerlinie durch die Reserve verstärkt, und dann erfolgte der Sturm mit Hurrah.

Ngilla war ganz begeistert von dieser Gefechtsübung und bat mich inständig, ich möchte sie doch noch einmal wiederholen. Aus Rücksicht auf meinen Patronenbestand lehnte ich indessen das Verlangen ab. Trotzdem war ich in seiner Achtung so sehr gestiegen, oder besser gesagt, hatte die Furcht vor mir derart zugenommen, daß er noch an demselben Abend versprach, mir in den nächsten Tagen einen guten Weg zur Küste zeigen zu wollen, und ferner daß, wenn ich ihm von dort einen weißen Kaufmann mitbrächte, er keinen Haussahändler mehr in seinem Dorfe dulden würde. Ich hatte mir am Nachmittage bereits Vorwürfe über den Verbrauch der im Innern so kostbaren Patronen gemacht; ich konnte eventuell noch in Situationen gelangen, wo ich sie im Ernst sehr gut hätte

brauchen können; jetzt nach den Erklärungen des Häuptlings war ich beruhigt, ich hatte einen guten Erfolg durch sie erreicht.

Es war noch dunkel, als mich Zampa am nächsten Morgen weckte und mir die Meldung eines Elefantenjägers überbrachte, daß ein starker männlicher Elefant sich in der auf der Westseite des Ortes gelegenen Farm befände. In zehn Minuten bereits war ich auf dem Wege dahin. In der Morgendämmerung stiegen wir den Bergabhang hinunter. Allmählich erst unterschied ich auch die Gesichtszüge meines Begleiters, sowie seine Jagdwaffe. Ueber der Schulter trug er eine lange Feuersteinflinte, und aus ihrer Mündung ragte ein kurzer Holzschaft mit Speerspitze heraus. Diese Combination erregte in hohem Grade meine Neugierde. Ich wollte mir das Gewehr aushändigen lassen, um es näher zu untersuchen, jedoch der Schwarze wehrte es mir, indem er auf eine braune, klebrige Masse hinwies, die dicht hinter der Speerspitze an den Schaft gedrückt war, und dabei eine Geste ausführte, die „todt" bedeuten sollte. Da ohne Dolmetscher kein weiteres Verständniß zu erzielen war, gab ich das Nachforschen für den Augenblick auf. Nach einer halben Stunde erreichten wir die bezeichnete Farm; wir fanden auch alsbald die frische Fährte des Elefanten, der eben erst sein Nachtlager verlassen haben konnte, da der ganze Umkreis noch nach den penetranten Ausdünstungen des Thieres roch, jedoch nichts war von ihm zu sehen. Eine Verfolgung mußte bei dem für uns schnellen Tempo des selbst gemächlich spazierenden Elefanten erfolglos sein. So traten wir denn unverrichteter Sache wieder den Rückweg an.

Als wir, im Dorfe angelangt, über den Königsplatz gingen, saß Ngilla bereits in der Empfangshalle bei seinem Morgenkaffee, dem Durrahbier. Wir begrüßten uns, und ich nahm auf der niedrigen Bambubank neben ihm Platz. Die Unterhaltung begann selbstverständlich mit der verunglückten Ele-

fantenjagd. Ngilla bedauerte den Mißerfolg und stellte mir für die Zukunft seine sämmtlichen Jäger zur Verfügung, die alle Tage Elefantenfleisch und -zähne ablieferten. An diese Bemerkung anknüpfend, und in Erinnerung an die eigenthümliche Waffe meines Begleiters von vorhin fragte ich den Häuptling nach der Anwendungsweise derselben und ob nur diese Waffe zur Jagd verwandt würde. Alsbald erläuterte mir Ngilla die Jagdmethode in seinem Lande in umständlichem Vortrage, aus dem ich hier Folgendes anführen will.

Zur Erlegung des Elefanten bedienen sich die Wuteleute eines scharfen, vegetabilischen Giftes, das sie aus einer Pflanze „Mada“ gewinnen. In früherer Zeit, als man noch keine Feuerwaffen im Lande hatte, wurden Speer- und Pfeilspitzen in den Saft der Pflanze getaucht, und diese Waffen mit der Hand, bezw. durch die Kraft der Bogensehne gegen die Weichtheile der Elefanten geschleudert. Seitdem die ersten Feuersteingewehre nach Ngilla gelangt sind, werden diese zur Jagd genommen, jedoch bedient man sich ihrer in Verbindung mit anderen Waffen. Ein Speerschaft wird so weit verkürzt, daß er, als Geschoß auf die Pulverladung in den Gewehrlauf gesetzt, gerade mit der Spitze aus der Mündung hervorragt. Speerspitze und der zunächst folgende Theil des Schafts sind dick bestrichen mit dem aus der Mada gewonnenen braunen Saft, die Pulverladung ist so kräftig, daß, falls nicht die Speerspitze sich krumm biegt, sie die Haut durchbohrt und in das Fleisch des Elefanten eindringt. Die Wirkung des Giftes ist dann eine so schnelle, daß man, um mich Ngilla's Zeitrechnung zu bedienen, nur Zeit hat, fünfmal einen Zweig zu zerbrechen, bis der Elefant stürzt. Die Stelle um die Wunde, die sogleich infolge des Gifts eine weißliche Färbung annimmt, wird alsdann herausgeschnitten, das übrige Fleisch jedoch in gekochtem, gebratenem oder gedörrtem Zustande genossen. Ich selbst habe in Ngilladorf nie Elefantenfleisch gegessen, meine Leute dagegen, denen

es jeden Morgen mit Kassadagemüse von den Frauen des Häuptlings überbracht wurde, behaupteten, daß das Fleisch einen bittern Beigeschmack habe. Indeß sind niemals Erkrankungen infolge dieses Fleischgenusses vorgekommen.

Waidgerechter als der Elefant wird das übrige vorkommende Wild — Büffel, Antilope, Wildschwein, Leopard — erlegt, dem die Eingeborenen mit Speer und Bogen zu Leibe gehen. Im übrigen werden zu diesen Jagden auch die einheimischen Hunde verwandt, die losgekoppelt auf die Fährte des angeschossenen Wildes gehetzt werden.

Die Büffeljagd ist nicht ganz ungefährlich. Ngilla erzählte mir von vielen Unglücksfällen, in denen seine Leute von verwundeten Büffeln angenommen worden sind. Auch meine Träger zeigten nie rechte Lust, mich auf die Büffeljagd zu begleiten. Dem unbeholfenen Elefanten glaubten sie sich durch ihre Gewandtheit im Klettern und Laufen gewachsen, vor dem attakirenden Büffel fürchteten sie nicht sicher zu sein.

Es kamen hier im Wutelande zwei Büffelarten vor, eine kleinere, schmächtigere Art mit rothbrauner Decke, ähnlich unserer heimischen Kuh, und eine starke, schwarze, oft ins Graue spielende Art mit gedrungenem Körperbau, kurzem Hals und kurzen, starken Hörnern, wie die südamerikanischen Büffel. Die letztere war bedeutend seltener als die erstere. Man konnte dies beim Kriegsspiel nach den Schilden der Speerträger abschätzen. Auf circa funfzig rothbraune kam ein schwarzer, und lebend habe ich auch in der Savanne im ganzen nur etwa zehn schwarze Büffel, dagegen einige hundert Exemplare der anderen Sorte gesehen.

Trotzdem von den Schwarzen die Büffeljagd mehr gefürchtet wird, ist für den europäischen Jäger die Elefantenjagd doch weitaus gefahrvoller. Er ist mit seinen beschuhten Füßen, ganz abgesehen von der sonstigen geringern Gewandtheit im Vergleich zu den dortigen Naturkindern, nicht in der Lage, vor dem

angeschossenen Elefanten auf einen hohen Baum zu flüchten oder leichtfüßig davonzurennen. Dem Büffel gegenüber besitzt man aber in der gewöhnlichen Expreßbüchse mit Hartbleigeschossen eine Waffe, die, ruhig geführt, wie ich das voraussetze, stets das Thier zur Strecke bringen wird. Dagegen habe ich es noch nie erlebt — und ich bin wol einige zwanzigmal auf der Elefantenjagd gewesen —, daß ein Elefant direct im Feuer zusammengebrochen wäre, trotzdem öfter, wie der später manchmal einige Kilometer weiter aufgefundene Kadaver bezeugte, das Projectil in der besten Anschußstelle, zwischen den beiden Augen am Ansatz des Rüssels, gesessen hatte, und eine bessere und kräftigere Elefantenbüchse als die meinige (von Meffert aus Suhl), mit gezogenen Doppelläufen Kal. 16, Messingpatronen mit 12 gr Pulver, Hartbleigeschossen mit Stahlspitze, kann ich mir kaum denken. Der Elefant ist eben neben allen anderen Thieren so unverhältnißmäßig mächtig, daß man von Rechts wegen eine 3,7 cm Revolverkanone zu seiner Erlegung verwenden müßte. Der Mensch, der es wagt, ihn anzugreifen, wird, wenn er von ihm erreicht wird, ebenso zermalmt, wie wir es mit einem unliebsamen Insekt, das uns belästigt, thun.

Exempla docent. Während meiner Anwesenheit in Kamerun wurden zwei Europäer von Elefanten auf der Jagd getödtet, während in beiden Fällen die anwesenden Eingeborenen sich retten konnten. Das eine mal war es ein junger Engländer, der, am Campo dem Jagdsport obliegend, von einem Elefanten aufgespießt wurde, in dem andern Falle griff ein verwundeter Elefant das Kanoe des Agenten der Firma Jantzen u. Thormählen auf dem Mungo an; die Schwarzen entkamen durch Schwimmen, dem Europäer wurde durch einen Schlag mit dem Rüssel das Rückgrat total zerschmettert.

Wenn nun für den Elefanten keine Büchse existirt, mit der der Jäger auf ein sicheres Resultat rechnen kann, so ist damit

nicht gesagt, daß das übrige Wild leicht zu erlegen ist. In Afrika stirbt alles schwer, Eingeborener und Thier. Ebenso wie ich in Gefechten Neger mit nach unseren Begriffen tödlichen Verwundungen noch davonlaufen sah, ebenso mußte ich es erleben, daß schwer krank geschossenes Wild auf Nimmerwiedersehen verschwand. Gegenüber dieser Zähigkeit müssen selbstredend auch die Waffen des Jägers wirkungsvollere sein. Die Schrotflinte darf kein kleineres Kaliber als 12 haben, und die Nummer des Schrotes nicht feiner als 4 sein. Aber selbst eine derartig construirte und geladene Flinte kann man nur gegen kleinere Raubvögel und Zwergantilopen benutzen. Große Antilopen, Büffel, Leoparden, Alligatoren, Flußpferde, ebenso große Raubvögel schießt man am besten mit einer Kugelexpreßbüchse. Die Patronen müssen in Rücksicht auf die feuchte tropische Luft sämmtlich mit Metallhülsen versehen sein.

Ngilla wollte, nachdem er mit seinen Erklärungen zu Ende war, gern die Wirkung meiner Elefantenbüchse sehen. Der stärkste Elefantenjäger sollte sie probiren. In Rücksicht auf den starken Rückstoß des Gewehrs ersuchte ich den Herrn, den Kolben fest in die Schulter einzusetzen. Im geeigneten Moment jedoch, als der Schuß losging, streckte er aus alter Gewohnheit das Gewehr vorwärts, er erhielt einen Schlag mit dem Kolben gegen die Brust und taumelte, die Büchse wegwerfend, rückwärts zur Erde. Als er sah, daß er außer einem blauen Fleck keinen weitern Schaden genommen hatte, erhob er sich wieder, jedoch mit entsetzter Miene auf die inzwischen von mir aufgehobene Büchse starrend. Da ich auch in den Gesichtern der sämmtlichen Zuschauer etwas wie Fetischismus, Zauberei, zu lesen meinte, ließ ich nun durch Herrn Hörhold zwei Schüsse auf einen Holzpfahl abgeben und erklärte ihnen das Fehlerhafte ihrer Anschlagsart. Bereits am nächsten Morgen sah ich an verschiedenen Stellen des Dorfes die mit Gewehren Bewaffneten sich in unserer Anschlagsweise üben. Als

später erst drei Ngillakrieger mit mir an der Küste gewesen waren, dienten diese als Lehrmeister.

Mit weiteren Ausflügen in die wildreiche Umgegend, mit ethnographischen Beobachtungen sowie mit instructiven Unterhaltungen mit dem Häuptling waren die wenigen Erholungstage in Ngilla bald verstrichen.

Am 23. December früh 6 Uhr stand ich wieder mit meinen Leuten zum Abmarsch bereit. Ich selbst begab mich noch mit Hörhold und meinen Dienern zum Häuptling, um von ihm Abschied zu nehmen und die für mich bestimmten Geschenke zu empfangen. Tags zuvor hatte ich ihn noch einmal an unsere Abmachung betreffs des weißen Kaufmanns und der Haussahändler erinnert. Ich hatte bei den Geschenken, die mich erwarteten, ausdrücklich um Waffen, Geräthe, überhaupt um ethnologische Gegenstände gebeten. Aber gerade in diesem Punkte zeigte sich Ngilla überaus geizig. Er übergab mir eins seiner kleinen Pferde, zwei Elefantenzähne, aber nur wenige Speere, ein Messer und einen Büffelschild, obwol er selbst Tausende von Speeren und viele Hunderte von Schilden besaß. Diese Handlungsweise empörte mich derart, daß ich rundweg die Annahme sämmtlicher Geschenke verweigerte. Ngilla, blamirt inmitten seiner Leute, stürzte vor Wuth schäumend in seine Hütte. Ich wäre unter allen Umständen jetzt abgezogen, wenn mir nicht an der Erhaltung guten Einvernehmens und an den Führern zu viel gelegen gewesen wäre.

Während ich noch überlegte, wie ich es anstellen solle, um mein Ziel zu erreichen und andererseits auch Ngilla wieder auszusöhnen, wurde in die Hütte des Häuptlings ein Mädchen geschleppt, dessen kreischende Stimme erkennen ließ, daß es sich bei der Verhandlung da innen um nichts Gutes handeln könne. Ein Sklave erzählte mir denn auch, daß das Mädchen, eines der Lieblingsweiber Ngilla's, in der verflossenen Nacht ihre Hütte verlassen hätte, um sich mit einem Sklaven ein Rendez-

vous zu geben. Beide würden nun — der Erzählende schwieg und machte die Geste des Halsabschneidens. Das war mir doch zu stark; in meiner Anwesenheit wollte der Tyrann dieses Vergehens wegen ein solches Urtheil vollziehen lassen, obschon ich ihn während meines Aufenthalts öfters auf die Grausamkeit seiner Gesetze hingewiesen hatte. Das durfte nicht geschehen; ich sandte einen der Brüder Ngilla's, die neben mir standen, zu ihm mit der stricten Aufforderung, aus seiner Hütte zu kommen und das Urtheil zurückzuziehen, sonst zöge ich sofort ab und nie würde er wieder einen Weißen als Freund bei sich sehen. Einige Minuten vergingen; Ngilla mochte einen schweren innern Kampf überwunden haben, als er auf dem Platze erschien. Wie ein Kind, das Schläge bekommen hat, mit urdrolligem Gesicht und niedergeschlagenen Augen stand er schließlich vor mir. Er ließ mir sagen, daß ihn kein Zweiter je wie ich hätte behandeln dürfen, aber an meiner Freundschaft sei ihm viel gelegen, deshalb gebe er auch die beiden Verbrecher frei, und zum Zeichen, wie lieb und werth ich ihm sei, schenke er mir hiermit sein bestes Schwert. Er nahm es aus der Hand eines Trabanten und hängte es mir selbst um. Ich dankte Ngilla, versprach ihm, seine Geschenke mitzunehmen, und versicherte ihm, daß wir als Freunde schieden. Alsdann schwang ich mich auf mein Pferd, wobei Ngilla mir den Steigbügel hielt, und, gefolgt von meinen Leuten und den drei Führern, die bis zur Küste mitgehen sollten, sprengte ich dem Dorfausgange zu, wo meine Träger von Hunderten von Eingeborenen umringt auf ihren Lasten saßen. Als sie mich erblickten, wurden hurtig die Lasten auf die Köpfe genommen, und im Gänsemarsch folgten sie mir in die waldige Schlucht, begleitet von den abschiednehmenden Dorfbewohnern.



Kanoerequisition.

Sechstes Kapitel.

Die Entdeckung des Albam.

Aus den bewaldeten Ngillabergen ging es wieder hinunter in die ebene Savanne. Zuerst durchschritten wir große Korn- und Maisfarmen, in denen kleine Gehöfte zur Unterkunft der Farmwächter standen. Später hörten die menschlichen Ansiedelungen ganz auf. Statt dessen wurde die Thierwelt immer zahlreicher und mannichfaltiger. Elefanten, Antilopen, besonders aber Büffel trafen wir einzeln und in Trupps an. Von letzteren hätte ich gern ein Stück erlegt. Mehrmals hatte ich mich vergebens an einzelne Heerden heranzupirschen versucht, stets wurde ich jedoch von einzelnen seitwärts grasenden Bullen gewittert, und in dröhnendem Galopp rannte der

ganze Trupp von dannen. Endlich sah ich ein einzelnes, gedrungenes Thier in einer Entfernung von ungefähr 40 Schritt vor mir. Schnell lasse ich mir von meinem Diener die Expreßbüchse aus dem Futteral geben, schleiche mich, von diesem gefolgt, bis auf 20 Schritt an das Wild heran, habe es schußgerecht vor mir, da, wie ich die Büchse in die Höhe nehmen will, sehe ich zu meinem Entsetzen, daß es nicht die Büffel-, sondern eine dieser ähnliche Schrotflinte ist, welche ich in der Hand halte. Höchst ärgerlich drehe ich mich um, und statt des Knalls ertönte ein anderer Schall, der von der kräftigen Berührung meiner rechten Hand mit der linken Backe meines Dieners Kodjovic herrührte. Die Jagd war zu Ende, denn auch der Büffel hatte die schallende Ohrfeige vernommen und galoppirte in den nahen Busch, während ich mich resignirt wieder an die Spitze meiner Colonne verfügte.

Nach neunstündigem Marsche, der durch andere Jagderlebnisse sich ganz unterhaltend gestaltet hatte, erreichten wir, aus dem Graslande tretend, die erste Farm des Dorfes Wataré, wo ein Bruder Ngilla's als Unterhäuptling fungirte. Dieser Ort war es, der im Jahre vorher der Expedition Kund Halt gebot, da die Einwohner den Weitermarsch mit Gewalt hinderten. Wenn auch schließlich der damalige Kampf mit der Einnahme und Zerstörung des Ortes endete, so wagte die Expedition dennoch nicht, in dem anscheinend feindlichen Lande weiterzumarschiren. Sie wandte sich hier zur Umkehr und hatte schließlich das traurige Geschick, an einer zweiten Stelle südlich des Sannaga von den Bakoko auf gleiche Weise empfangen und zum Rückzuge gezwungen zu werden. Die Expedition mußte mit Verlust von vielen Todten und nachdem beide Führer, Kund und Tappenbeck, schwer verwundet waren, auf dem alten Batangawege zur Küste zurückkehren.

Der Häuptling Wataré, ein ungemein gutmüthig dreinschauender Mann, war hocherfreut ob der Ehre meines Be-

suches. Der ganze Ort hatte Festschmuck angelegt. Männer und Weiber hatten sich eine Unmenge (bis zu 50 und 60 Stück), weiße oder durch Rothholz gefärbte Elfenbeinringe auf die Arme gestreift. Die Häuptlingsweiber trugen anstatt des obligaten vordern Bananenblattes einen kleinen Lappen Zeug um die Hüften gehängt, und der Häuptling selbst war mit seinem schönsten Kleid, einem dunkelblauen Burnus, einem Geschenk Ngilla's, bekleidet.

Infolge des herzlichen Empfangs und in Anbetracht des anstrengenden Marsches gab ich gern der Bitte des Häuptlings nach, hier einen Ruhetag zu halten. Wir richteten uns auf einem freien Platze unser Lager ein und empfingen alsbald auch die Gastgeschenke, fünf Hühner, die in meine Privatküche wanderten, und große Schüsseln mit Durrahbrot und Elefantenfleisch, die ich an meine Träger vertheilte. Nachdem ich mein gewöhnliches Essen, Hühnersuppe und Hühnerbraten, eingenommen hatte, stattete ich meinem Wirth den Gegenbesuch ab und übergab ihm einige kleine Geschenke, einen Fes, ein Stück weißes Zeug, zwei Messingketten und ein Feuersteingewehr. Die Freude Wataré's kannte keine Grenzen und er wollte diese angenehme Ueberraschung gern mit einem Durrahbräu begießen. Da ich jedoch durch die Anstrengungen des verflossenen Tages sehr abgeschlagen war, lehnte ich die freundliche Einladung dankend ab und suchte statt dessen frühzeitig mein Lager auf.

Am nächsten Tage unternahm ich unter der Führung Wataré's einen längern Spaziergang durch das Dorf. Der Ort mochte ungefähr nur halb so groß sein wie Ngilladorf. Er lag gänzlich frei und unverschanzt da und machte, seit einem Jahre erst wieder neu aufgebaut, einen weit saubereren und freundlichern Eindruck als Ngilla's Ort. An einem hohen, an der äußern Lisière befindlichen Baumwollenbaum blieb Wataré stehen und deutete auf zwei im obern Stamme sitzende Punkte: „Das sind die Kugeln Deiner Brüder. Es hat mir damals

sehr wehe gethan, als ich in mein niedergebranntes Dorf zurückkehrte und von dem Kampf mit den Weißen hörte. Die zerstörten Häuser und die erschossenen Menschen betrübten mich nicht so sehr, sie waren leichter zu ersetzen als die zerstörte Freundschaft mit dem Weißen, die nun für immer vorüber schien. Wäre ich damals zu Hause gewesen, es wäre anders gekommen. Meine Leute haben auch nur aus Furcht angegriffen, weil sie meinten, daß Deine Brüder als Feinde kämen, um das Land in Besitz zu nehmen. Doch jetzt sind alle Irrthümer aufgeklärt; Allah hat Dich in unser Land gesandt, um für immer mit uns treue Freundschaft zu schließen."

Nach diesen Worten reichte mir der Häuptling treuherzig die Hand und forderte mich auf, mit in seine Hütte zu kommen, die von jetzt an auch die meine sei. Dort saßen wir bis spät am Abend, und Wataré gab mir Auskunft über sein Volk und dessen Wohnsitze. Er betonte, daß er ein Vasall seines ältern Bruders Ngilla sei, der ihn jedoch als seinen besten Krieger hoch halte und ihm daher stets auch, im Kriege wie im Frieden, die schwersten und gefährlichsten Posten anvertraue. Ueber sein Volk erfuhr ich nichts Neues, da es sich aus denselben Wuteleuten zusammensetzt wie die Unterthanen Ngilla's, die ich in dessen Hauptstadt kennen zu lernen schon hinlänglich Gelegenheit gehabt hatte.

Es war bereits 9 Uhr vorüber, als ich in mein Zelt zurückkehrte und, wie allabendlich, mein Tagebuch zur Hand nahm, um die Beobachtungen und Erlebnisse des verflossenen Tages aufzuzeichnen. Da fällt mein Blick auf das Datum: der heutige Tag war der 24. December, jetzt war Heiliger Abend! Um mich her tropische Nacht, vom Dorfplatze herüber schallten die Trommeln und der eintönige Gesang der tanzenden Schwarzen; meine Gedanken aber flogen nordwärts der Heimat zu, wo in demselben Augenblicke wol die Angehörigen beim hellen Lichterglanz des Weihnachtsbaums des fernen Verschollenen im

dunkeln Erdtheil gedachten. Ich verglich das Einst und Jetzt und war in der sentimentalen Stimmung des Weihnachtsabends nahe daran, das frühere Leben für das bessere zu halten. Bald schüttelte ich indessen die Melancholie ab und wendete meine Gedanken auch den materiellen Genüssen des Heiligen Abends zu; die Weihnachtsgans und der duftende Punsch standen mir lebhaft im Gedächtniß. Eine Gans hatte ich nicht, ebenso wenig Wein, aber die letzte Flasche Cognac, die ich noch besaß, wurde hervorgeholt, der Koch mußte heißes Wasser machen, und bald saßen wir, mein weißer und mein schwarzer Aufseher, Hörhold und Cornelius — welch letzterer als Christ die Weihe des Tages würdigen konnte — und ich, in der nächstliegenden offenen Hütte. Ich braute einen kräftigen steifen Grog. Auf die Gesundheit der Lieben in der Ferne, auf fröhliches Wiedersehen mit ihnen und glückliche weitere Reise stießen wir mit dem kostbaren Naß an!

Früh ging es am ersten Feiertage weiter. Fünf Stunden hatten wir uns mühevoll durch das hohe, schneidende Schilfgras durchgearbeitet, als wir endlich einen kleinen Buschstreifen erreichten und hinter diesem auf einmal eine mehrere hundert Meter breite Wasserfläche vor uns sahen! War es ein See, oder sollten wir an den Sannaga zurückgekommen sein? Sollte ich mich in meiner Richtung so getäuscht haben? Aber nein, der Sannaga war es nicht, denn wir befanden uns ja hier auf dem linken Stromufer dieses Wassers, während wir jenen Fluß an den Nachtigalfällen nach dem rechten Ufer überschritten hatten. Ein See konnte es jedoch ebenso wenig sein, denn das Wasser floß, wenn auch in ruhigem Laufe, so doch starke Massen entlang wälzend, in südwestlicher Richtung dahin. So mußte es denn ein neuer Fluß sein, den ich entdeckt hatte, ein Fluß, dessen Existenz noch nicht bekannt war. Es war ein kostbares Weihnachtsgeschenk, das mir ein gütiges Geschick beschert hatte, und ich war stolz und glücklich, meine Forschungen auf



Der Mbam.

S. 102.

diese Weise schon von Erfolg gekrönt zu sehen. Es war ein schöner, stolzer Strom, dessen Breite mindestens 400 m betragen mochte, eingerahmt von bewaldeten Ufern, mit klarem, ruhigem Gewässer, das sich dicht unterhalb unsers Standpunktes in zwei Arme theilte, die eine liebliche, grünbuschige Insel einschlossen.

In meiner Freude konnte ich diesem neugeborenen Kinde keinen bessern und würdigern Namen geben, als den des Schutzherrn des Kamerungebietes, meines Allergnädigsten Kaisers und Landesherrn, und nach einem dreimaligen „Hurrah!“ auf Seine Majestät taufte ich den neuentdeckten Strom „Kaiser-Wilhelmsfluß“. Diese Bezeichnung wurde später von den Geographen, die den an der Entdeckungsstelle landesüblichen Namen „Mbam“ gebraucht wissen wollten, nicht angenommen, indessen hoffe ich, daß, wenn später erst deutsche Sitten und auch deutsche Sprache in diese Gegenden gedrungen sein werden, auch dieser majestätische Strom wieder mit dem von mir gewählten Namen auf den Karten erscheinen wird.

Stille Wasser sind tief, das merkten wir hier in des Wortes natürlicher Bedeutung. Von einem Durchschreiten, selbst jetzt mitten in der trockenen Zeit, konnte keine Rede sein. Menschen oder gar Fahrzeuge waren nirgends zu erblicken. Die zur Recognoscirung einer günstigen Uebergangsstelle oder zum Aufsuchen von Fahrzeugen ausgesandten Abtheilungen kehrten resultatlos ins Lager zurück. Ich dachte bereits daran, durch die Elmina ein Floß bauen zu lassen, was immerhin mehrere Tage gedauert hätte, als ich plötzlich am andern Ufer ein kleines Fischerkanoe, von zwei Eingeborenen gerudert, entlang fahren sah. Bei unserm Anblick verschwand es jedoch blitzschnell in einem kleinen Creek. Allmählich sammelte sich indeß, wol durch die beiden Kanoefahrer benachrichtigt, ein Haufen Männer auf der rechten Uferseite uns gegenüber. Ich ließ einen Zeugballen öffnen und zeigte, es breit auseinander faltend, ostentativ

ein rothes Stück Kattun. Ein Anrufen war bei der weiten Entfernung unmöglich. Beim Anblick des entfalteten Zeuges kam wol einige Bewegung in die Masse, indeß wurden keine weiteren Anstalten zu einer Communication getroffen.

Den Leuten war im übrigen ihr Mistrauen auch gar nicht zu verdenken, sie waren gewohnt, daß von dieser Seite nichts Gutes kam. Sie hatten bis vor wenigen Monaten ihre Sitze noch auf dem diesseitigen Ufer gehabt, durch die Einfälle Ngilla's aber waren sie über den Fluß gedrängt worden. Da wir nun aus derselben Richtung wie die Sklavenjäger kamen, trauten sie auch uns nichts Besseres zu. Indeß schien der Köder mit dem rothen Zeuge doch mit der Zeit einige Wirkung auszuüben. Zwei Kanoes stießen von drüben ab und näherten sich vorsichtig. Meine friedlichen Betheuerungen, die ich den allmählich bis halbwegs über den Fluß herüberkommenden Parlamentären gab, waren jedoch gänzlich erfolglos. Die Nacht brach inzwischen herein, und die Eingeborenen verschwanden wieder. Mir blieb nun, da alle anderen Mittel nicht verfangen wollten, nichts anderes mehr übrig, als Macht vor Recht ergehen zu lassen.

Ich hielt mit meinen Headleuten eine kurze Berathung ab, in der ich ihnen mittheilte, daß wir uns unter allen Umständen, um auf das andere Ufer hinüber zu gelangen und dort den nächsten Weg zur Küste zu erreichen, der jenseits liegenden Kanoes bemächtigten müßten. „Dies ist nur möglich, wenn einige Beherzte von euch im Interesse des Ganzen sich auf die andere Seite hinüberwagen.“

Nach dem Versprechen einer Belohnung von je drei Faden Zeug erboten sich schließlich zwei Elminaleute, welche ausgezeichnete Schwimmer waren, das Wagniß zu unternehmen. Da die Entfernung (400 m) jedoch für Schwimmen zu groß erschien, so wurde nach längerm Ueberlegen schließlich aus alten Kisten ein kleines Floß construirt, welches den beiden El-

mina, indem sie sich darauf legten, als schwimmende Unterstützung dienen sollte.

Mittlerweile war es 11 Uhr nachts geworden. Der Mond war soeben hinter den Wolken verschwunden, als das Fahrzeug mit den beiden Schwimmern leise ins Wasser glitt. Einige Minuten lang hörte man noch ein leises Plätschern, sah auf der glänzenden Wasserfläche die Umrisse des eigenthümlichen Gefährts, dann tauchte es in den Schatten, und alles ringsum war ruhig.

Meine Aufregung war, wie man sich denken kann, keine geringe. Unter den schnarchenden Leuten, die in solchen Situationen immer gern alle Mühen und Sorgen ihrem Herrn überlassen und deren Anspannung sofort vorüber ist, sobald ihre Thätigkeit zu Ende, ging ich mit hastigen Schritten auf und ab. Ich dachte an das Versprechen, das ich mir selbst gegeben hatte, unter allen Umständen hier durchzudringen, und ich überlegte die Schwierigkeiten und das große Hinderniß, das mir hier die Natur in Verbindung mit dem menschlichen Willen entgegensetzte. Mein Entschluß mußte kurz gefaßt sein, denn ich befand mich in unbewohntem Lande, eventuell feindlich gesinnten Eingeborenen gegenüber, und das gänzliche Fehlen von Nahrungsmitteln konnte mir verhängnißvoll werden. Um in längere Verhandlungen mit den unzugänglichen Bewohnern des jenseitigen Ufers zu treten, oder andererseits eigene Fahrzeuge — Kanoes — zu fertigen, deren Herstellung einen Zeitraum von mindestens 5 Tagen in Anspruch genommen hätte, war keine Zeit.

So überlegte ich meine Lage, während ich der Wiederkehr meiner beiden Leute harrte. Aber eine Stunde verstrich nach der andern, nichts ließ sich auf dem Wasser vernehmen. Die beiden Schwimmer mußten entweder der Strömung nicht gewachsen gewesen sein, oder sie waren von dem wachsamen Gegenüber abgefaßt worden. Ich legte mich auf mein Lager

und erwartete den kommenden Tag. In der Morgendämmerung vernahm ich ein plätscherndes Geräusch am Ufer. Als ich nach der Stelle hineilte, stiegen die beiden braven Jungens nicht von dem Floß, sondern aus zwei geräumigen Kanoes an Land. Froh über den Besitz dieser beiden Fahrzeuge wollte ich nun die beiden Schwarzen zur Ruhe schicken, als mir der eine erwiderte: „Massa, you must take the other five canoes, which are stopping more of the other side from the river.“ Und so unter Führung dieser Burschen wurden noch sechs andere Leute in das Kanoe gesetzt, und zum zweiten male begann die Ueberfahrt nach dem jenseitigen, versteckten Hafen, den die Eingeborenen unvorsichtigerweise im Gefühl ihrer Sicherheit unbewacht gelassen hatten.

Um 6 Uhr morgens lagen sieben große Kanoes bereit, und alsbald erfolgte die Ueberfahrt. Als die ersten Sonnenstrahlen durch den Nebel brachen und mit ihnen die nach ihrer Ansicht früh aufgestandenen Tshingaleute nach dem Ufer gewandert kamen, wurden sie plötzlich gewahr, daß jemand doch noch früher aufgestanden war. Ich befand mich bereits mit dem größten Theil meiner Leute auf ihrer Seite. Zum Zeichen jedoch, daß ich ihnen friedlich gesinnt war und nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, ging ich ihnen, die Flagge schwenkend, unbewaffnet entgegen. Binnen kurzem fand ich mich von der gaffenden Menge umringt. Ab und zu wurden einzelne Worte gewechselt, die verschiedenen Häupter bewegten sich schüttelnd hin und her, die guten Leute konnten sich über die fremdartige Erscheinung eines weißen Menschen auch mit Fug und Recht etwas verwundern. Nach und nach gewannen einzelne jedoch etwas Zutrauen, halfen meinen Leuten beim Ausschiffen und machten sich sogar daran, noch andere Kanoes aus ihren Verstecken zu holen, um mit ihnen das Uebersetzen zu beschleunigen. Da langte eben das Kanoe mit meinem kleinen Pferde an. Das Thier kam ihnen doch zu sonder-

bar vor. Ihre Augen wurden immer größer, ihre Köpfe schüttelten immer heftiger, und als ich dem Thiere schließlich den Sattel auflegen ließ und mich aufsetzte, brach plötzlich ein schallendes, nicht endenwollendes Gelächter los. Nun war der Bann gebrochen, einer nach dem andern kam zutraulich näher, und ein besonders Beherzter wagte es sogar, den Hals des fremden Thieres anzurühren. Da aber, o Graus, wackelte mein armer, müder Klepper mit den Ohren, und auf hundert Meter stob die Menge auseinander.

Dieser kleine Zwischenfall war jedoch nicht von dauerndem Belang. Das Zutrauen zu mir war jedenfalls gewonnen, und nachdem ich den einzelnen Kanoebesitzern für die Benutzung ihrer Fahrzeuge je einen Faden Zeug geschenkt hatte, waren alle des Lobes voll von dem weißen Zauberer. Der Häuptling erklärte mir: ich müßte wol von einer andern Welt sein, hier auf dieser gäbe es solche gute Leute doch nimmermehr!



Flüchtende Bati.

Siebentes Kapitel.

Der Bati-Ueberfall.

Etwa eine Stunde vom Ufer des Mbam entfernt liegt der Hauptort des Tshingastammes, Balinga, dessen gleichnamiger Häuptling uns in seinem Dorfe freundlich aufnahm. Die Tshinga gehören zwar bereits wieder zu den heidnischen Bantunegern, doch zeigen ihre theilweise in runder Form aufgeführten Hütten, ihre geraden langen Schwerter und ihre Bewaffnung mit Pfeil und Bogen, daß sie in regem Verkehr mit den Su=

dannegern stehen. Der Häuptling erzählte mir denn auch, daß er seine Produkte, hauptsächlich Elfenbein, nicht allein nach Süden über den „großen Fluß", den Sannaga, zum Verkauf sende, sondern daß er auch in regen Handelsbeziehungen mit Ngutte, dem ältern Bruder Ngilla's, stände.

Der Elfenbeinwerth war übrigens in Balinga troß der Nähe des Mbam, an dessen Ufer sich ganze Trupps von Elefanten tummelten, ein verhältnißmäßig großer. Die Eingeborenen waren hier durch ihre mangelhafte Bewaffnung nicht in der Lage, große Jagderfolge in dieser Hinsicht zu erzielen. Der Elefant und auch das Flußpferd wurden zumeist in umfangreichen, tiefen Gräben, welche am Flußufer ausgehoben waren, gefangen.

Außerdem hatten die Eingeborenen noch eine allerdings sehr primitive Art von Fallen aufgestellt. An den Stellen, wo der Elefant nach dem Wasser wechselte, gruben sie ein etwa 1 m tiefes und $^1/_2$ m breites Loch und bedeckten dasselbe mit einer Matte, welche an den Rändern mit Steinen beschwert war. An dieser Matte wurde eine Liane befestigt, welche über einen darüber befindlichen Ast gezogen wurde. Am Ende dieser Liane hing ein starker, nach unten zugespitzter und im Feuer gehärteter Baumklotz. Der Elefant sollte nun beim Passiren dieser Stelle durch die Matte in die Grube hineintreten, im selben Augenblick sollte alsdann die Liane reißen und der zugespitzte Klotz dem Thiere in den Nacken fahren. Daß diese Art Elefanten zu fangen eine höchst problematische ist und die Resultate sehr minimale waren, braucht wol nicht erst näher erläutert zu werden. Trotzdem behauptete Balinga, im letzten Jahre zwei Elefanten auf diese Weise erlegt zu haben.

Von den Jagden kamen wir auf die angrenzenden Stämme zu sprechen. Der Häuptling begann mit einer großen Auseinandersetzung über die jenseit des Flusses wohnenden Wute. Lediglich sie schienen für ihn von Interesse zu sein; ob aus

Angst oder Neid, dahinter konnte ich nicht kommen, da auch Balinga, wie sein oft genannter Nachbar Ngilla, die Kunst der Verstellung in hohem Maße besaß. Als die Erzählung von Ngutte's und Ngilla's Glück kein Ende zu nehmen schien, bedeutete ich schließlich Balinga, daß ich die geschilderten Verhältnisse bereits kenne. Ich würde gern Näheres über die Völker auf seiner andern Seite erfahren, von denen ich noch in keiner Beziehung eine Ahnung hätte. Balinga deutete auf meinen Kompaß und meine Uhr, die ich immer bei mir trug, und meinte darauf, ich mache wol nur Scherz mit ihm, da hätte ich ja „Medicin", aus der ich alles erführe; seine Leute aus der Farm hätten ihm schon erzählt, daß ich beides auf dem Wege zu ihm aus der Tasche gezogen hätte und bald darauf den Namen „Balinga" gesprochen hätte, ebensogut werde ich wol auch die anderen Namen erfahren können. Ich mußte innerlich lachen und konnte mir nun auch erklären, woher die außergewöhnliche Scheu und Ehrfurcht kam, die ich nicht allein meiner fremdartigen Erscheinung hatte zuschreiben können und welche mir sämmtliche Eingeborene, als einem Zauberer, entgegengebracht hatten. Ich erklärte Balinga nunmehr den Zweck und den Gebrauch der beiden Instrumente. Trotzdem ich mich aber seiner Auffassungsgabe in meiner Darstellung möglichst anzupassen suchte, hatte der Häuptling doch wol nur wenig oder gar nichts davon verstanden. Jedenfalls fühlte er sich aber geschmeichelt durch meine Offenheit und war nun seinerseits bemüht, mir ausführlich meine vorige Frage zu beantworten, die dahin ging, mir vor allem die Wege in westlicher Richtung, nach der Küste, zu bezeichnen.

„Zwei Wege führen von hier aus nach der Stelle, wo die Sonne abends zur Ruhe geht; der eine durch ödes, meist unbewohntes Land am «großen Fluß» entlang, der andere aber durch gesegnete, reich bebaute Gegenden, deren kriegerische Bewohner Dich jedoch angreifen werden."

Da mit Energie und Muth bei ausreichender Nahrung und Gesundheit schließlich alle Hindernisse zu überwinden sind, entschloß ich mich, die letztere Route zu wählen, und bat Balinga für den nächsten Morgen um einen Führer in diese Gegenden. Nachdem dieser seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, empfahl ich mich von ihm und ging in mein Zelt. Dorthin berief ich die Headleute und theilte ihnen in Kürze mit, daß wir voraussichtlich auf dem morgigen Marsche angegriffen werden würden. Sie sollten darauf halten, daß die Patronen nicht unnütz verschossen würden, ferner, daß die Colonne gut aufgeschlossen bliebe. Vor allem aber solle jeder standhalten und ordentlich seine Pflicht erfüllen, dann könnten wir mit unseren guten Gewehren auch den stärksten Feind bezwingen. Wer etwa davonzulaufen gedenke, könnte sicher sein, gefangen genommen und zum Sklaven gemacht zu werden.

Am nächsten Morgen, dem dritten Weihnachtsfeiertage, befand ich mich bei Tagesanbruch mit meiner Karavane und den drei mir von Balinga mitgegebenen Führern in nordwestlicher Richtung auf dem Marsche nach dem reichen Batilande. Nach drei Stunden Weges erblickten wir die ersten Ansiedelungen. Schon beim Eintritt in das erste Dorf erkannte ich die Richtigkeit der mir am gestrigen Tage von Balinga gegebenen Beschreibung.

Der Ort machte einen reichen und gutgehaltenen Eindruck, aber er war verlassen, und aus dem Graslande ringsherum drangen Droh- und Schimpfworte. In den vor uns liegenden Ortschaften sah man Bewaffnete hin- und hereilen, und das sicherste Zeichen feindlicher Gesinnung: kein weibliches Wesen war zu erblicken.

Die drei Balingaführer waren plötzlich verschwunden. Da ich aber als Uebermittler meiner friedlichen Absichten ein Individuum nothwendig brauchte, ließ ich von drei am Wege entlang laufenden Batileuten, die sich verspätet hatten, einen als Führer,

Dolmetscher und gleichzeitig als Geisel festnehmen. Durch die einzelnen kleinen Ansiedelungen, in welchen ich überall einen enormen Reichthum an Schafen, Ziegen und Hühnern bemerkte, marschirten wir weiter.

Die Zahl der Bewaffneten zu beiden Seiten des Weges, die in dem nur hüfthohen Grase unserm Marsch leicht folgen konnten, wuchs nach und nach bedenklich an. Ich beschloß daher, für alle Fälle eine günstige Gefechtsposition einzunehmen, und ließ bei einem kleinen Gehöft, das auf der Höhe einer Kuppe gelegen war, Halt machen. Die Lasten befahl ich im Hofraum der aus sechs Häusern bestehenden Ansiedelung zusammenzusetzen; die Träger mußten gefechtsbereit an der Lisière Aufstellung nehmen. Die Eingeborenen, deren Zahl wir auf 800 schätzten, hatten inzwischen auf eine Entfernung von circa 60 m, weiter taxirten sie wol die Tragkraft unserer kleinen Remington-Carabiner nicht — den Ort umzingelt. Ich ging nun unbewaffnet mit meinem Dolmetscher bis etwa auf 40 Schritt an die Hauptgruppe des Kreises heran, in welcher der durch eine rothe Federkappe kenntliche Anführer stand.

Auffallend war mir dabei, daß sämmtliche Bati ohne jegliche Bekleidung und ohne alle Feuerwaffen waren, ein Zeichen, daß sie zur Küste keinerlei Beziehungen hatten. Ihre Waffen bestanden lediglich aus Speer, Pfeil, Bogen und einem kleinen viereckigen Schilde aus Antilopenhaut oder Strohgeflecht.

Auf meine Frage, was die kriegerischen Maßnahmen zu bedeuten hätten, da ich in durchaus friedlicher Absicht käme, um mit ihnen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen oder, wenn sie das nicht wollten, ruhig ihr Land zu passiren, entgegnete der Häuptling: „Du bist bewaffnet und zum Kriege gerüstet, mithin müssen wir das Gleiche thun.“ Ich entgegnete, daß ich meine Waffen lediglich zur Nothwehr bei mir führe, wenn ich sie jedoch gebrauchen wollte, könnte ich sie in wenigen Minuten allesammt niederstrecken. Diese Antwort wurde mit einem höh-

nischen Gelächter und spöttischen Bemerkungen über unsere „Kindergewehre" aufgenommen. Nach einer Weile begann der Häuptling von neuem: „Mein Vater und meine Mutter haben mir nie von einem Weißen erzählt, Du kannst nur ein schlechter Mann sein und bringst Böses in das Land."



Verhandlung mit dem Batihäuptling.

Wie man bei uns in Europa sich den verkörperten Teufel mit schwarzer Hautfarbe vorstellt, Kinder mit dem Erscheinen des schwarzen Mannes ängstigt, so geschieht es umgekehrt mit dem Weißen in Afrika. Wie oft kam es vor, daß beim Passiren eines Dorfes Weiber und Kinder vor meinem Anblick kreischend in die Hütten flohen! Passirte es mir ja auch, daß bei einem mit Hörhold unternommenen Jagdausflug in Yaúnde ein buckliger Einwohner unseren Leuten, die ihn wegen seines Gebrechens verspotteten, wüthend nachrief, sie sollten sich doch

lieber über den Weißen lustig machen, der hätte doch schon so lange unter der Erde gelegen. Ich kann diesen Gedanken ganz gut verstehen und finde die Angst der Schwarzen vor einem Weißen vollkommen gerechtfertigt, zum mindesten ebenso gerechtfertigt als die bei uns vor einem Schwarzen. Die weiße Hautfarbe hat unter den tiefdunkeln afrikanischen Figuren entschieden etwas Todtenähnliches. Mir selbst kam, als ich im Jahre 1891 am Benuë, nachdem ich monatelang nur Farbige gesehen hatte, die ersten Europäer wieder erblickte, die weiße Hautfarbe neben der vollsaftigen schwarzen unnatürlich vor. War es also den wilden Eingeborenen zu verdenken, daß sie den weißen Mann für etwas Unnatürliches, für ein übernatürliches, dämonisches Geschöpf hielten?

Auf den Ausspruch des Batihäuptlings ging ich daher näher ein. Ich setzte ihm weitläufig auseinander, daß ich aus einem Lande käme, wo nur weiße Menschen geboren würden, und daß ich ihm und seinen Leuten nur Gutes bringen wolle. Aber keine meiner Versicherungen schien Glauben zu finden. Man berieth sich, und endlich löste sich der größte Theil in kleine Abtheilungen auf, die im Graslande verschwanden. Trotz dieser gerade keine friedliche Absicht verrathenden Bewegung befahl ich, des langen Wartens müde, den Weitermarsch. Einige meiner Träger, die im verflossenen Jahre den unglücklichen Bakoko-Ueberfall mit durchgemacht hatten, baten mich: „Massa, you must not go more far in the grass land, to-day is the same things as in Bakoko."

Ihre Bitten beachtete ich jedoch nicht; ich setzte mich an die Spitze der inzwischen marschbereiten Colonne, und in aufgeschlossener Ordnung ging es in nordwestlicher Richtung weiter. Kaum hatten wir aber eine Viertelstunde Weges in dem hüfthohen Grase zurückgelegt, als auf einen schrillen Pfiff hin ein Hagel von Speeren und Pfeilen in unsere Colonne flog und viele meiner Leute verwundet zusammenbrachen. Ich selbst



Der Ueberfall im Batilande.

S. 115.

sprang vom Pferde und riß meinem Diener den Carabiner aus der Hand, um mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, da ich meine Expedition im Moment für verloren gab.

Meine Leute waren im ersten Augenblick wie gelähmt, aber schnell ermannten sie sich, warfen die Lasten weg und begannen auf die in hellen Haufen von beiden Seiten des Weges heranstürmenden Angreifer zu feuern. Ringsum sprangen stets neue Haufen auf und liefen unter wildem Geheul, ihre Speere schleudernd und Pfeile versendend, gegen uns an. Nach allen Seiten hin mußte Front gemacht werden; der eine feuerte nach rechts, der andere nach links und ein dritter wieder nach der Frontseite. Bei der langen Gefechtslinie und der geringen Entfernung vom Feinde, nur etwa 30 Schritt, war eine Leitung unmöglich. Jeder hatte selbständig für sich zu thun. Auf mich kam von der rechten Seite her eine Haufe von etwa dreißig Mann herangestürmt, sodaß man deutlich das Weiße im Auge des Gegners unterscheiden konnte. Da knallte mein erster Schuß, und der Anführer taumelte, Speer und Schild fallen lassend, rückwärts zu Boden. Aber erst als im Moment darauf ein zweiter Gegner, durch einen Schuß in die Brust getroffen, mit einem hechtartigen Satz im Grase verschwunden war, begann ein Stutzen unter den Reihen und bald darauf eine wilde Flucht, wobei die Fliehenden, um sich im Grase vor den nachsausenden Kugeln zu decken, in gebückter Haltung davonrasten.

Aber auch an anderen Punkten der Linie, wo der Angreifer schon theilweise eingedrungen war und sich ein Nahkampf entsponnen hatte, wich der Gegner dank der Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit meiner Leute und wurde nun von diesen leider mehr mit den Beinen als durch Gewehrfeuer verfolgt. Ich habe nie wieder etwas dergleichen von bestialischer Wuth gesehen, in welcher sich jetzt meine Schwarzen befanden. Anstatt zu schießen, liefen sie, wie die Hunde hinter dem schweißen-

den Wilde, hinter den Bati her, um sie zu packen. Weder gute Worte noch hier und da ausgetheilte Jagdhiebe waren von Erfolg. Nach allen Windrichtungen liefen sie auseinander. Erst am späten Abend fanden sich die letzten Nachzügler auf dem Lagerplatze ein.

Inzwischen hatte ich mit Herrn Hörhold die ärztliche Thätigkeit begonnen. Wir hatten im ganzen gegen zwanzig Verwundete, von denen sieben nicht marschfähig waren; sechs davon hatten Speerwürfe in die Beine, der siebente aber, der besinnungslos darniederlag, hatte einen Pfeilschuß in die rechte Schläfe erhalten. Da die Widerhaken der Speere kein Zurückziehen aus der Wunde zuließen, mußte bei allen der Holzschaft so kurz wie möglich abgeschnitten und die Spitze des Speers mit dem eventuell im Fleische befindlichen Theil des Schaftes von der andern Seite des Beines herausgezogen, -gestoßen oder -geschnitten werden. Als dem am Kopfe verwundeten Elminamann der Pfeil herausgezogen wurde, quoll gleichzeitig eine Menge dicker weißlicher Gehirnmasse heraus, und ich gab den Mann verloren. Kalte hydropathische Umschläge, die er die Nacht hindurch erhielt, ließen ihn jedoch schon am nächsten Morgen erwachen; dann bekam er, nachdem die Wunde mit Carbollösung ausgewaschen war, ebenso wie die anderen Jodoform darauf. Sowol er wie alle übrigen Patienten waren in 14 Tagen durch diese Behandlung mit Carbol und Jodoform soweit wiederhergestellt, daß die Wunden geschlossen waren und die Kranken, wenn auch unbelastet, doch wieder marschiren konnten. Ich will hier gleich vorausschicken, daß der am Kopfe verwundete Elmina meine zweite Expedition, die neun Monate währte, mit einem 50 Pfd. schweren Koffer auf dem Kopfe wieder mitgemacht hat. Die Heilkraft der Neger ist eben im Vergleich zu der des Europäers, bei dem in den Tropen die kleinste Wunde in Eiterung übergeht und Wundfieber erzeugt, eine vorzügliche. Die Haltung sämmtlicher Verwun-

deter war übrigens eine ausgezeichnete. Ein Duallajunge z. B., den der alte Bell der Expedition mitgegeben hatte, befand sich auch unter den Gespeerten. Nachdem ihm die Spitze aus dem Bein entfernt worden war, band er sich selber sein Kopftuch um die Wunde, ergriff seinen Carabiner wieder und eilte aufs neue dem fliehenden Feinde nach.

Diesen frechen Ueberfall der Bati, der uns leicht Leben und Freiheit hätte kosten können, beschloß ich als warnendes Beispiel exemplarisch zu bestrafen. Ihre bloße Niederlage genügte dafür nicht. So faßte ich denn den Entschluß, sämmtliche Dörfer dieses Stammes anzugreifen und niederzubrennen. Meine Leute theilte ich zu diesem Zweck in drei Abtheilungen, von denen die eine im Lager ruhte, während die beiden anderen die umliegenden Ortschaften angriffen und zerstörten.

Es war ein wildes Kriegsleben in den beiden nächsten Tagen, bald hörte man da, bald dort schießen, oft genug stiegen dicke Rauchwolken auf. Die im Lager Zurückbleibenden pflegten die Verwundeten oder ergötzten sich an frischem Schaf- und Ziegenfleisch, das ihnen als Beute stets reichlich zugebracht wurde. Man wurde abgehärtet und stumpf gegen alles, was Trauer, Schmerz und Klagen, ja selbst was Ekel hieß in diesen Tagen. Als ich am Abend des zweiten Gefechtstages mich in meinem Zelt zur Ruhe begeben wollte, ließ mich ein entsetzlicher Geruch, den ich erst nach dem Ausgehen meiner auch nicht gerade angenehm duftenden Pfeife bemerkte, nicht einschlafen. Nach langem Suchen entdeckte ich schließlich, daß die Ursache dieses Geruchs sich in nächster Nähe meines Lagers befinden mußte. Noch einmal Licht anzündend, fand ich den Körper eines gefallenen Batimannes, über dem meine Leute in der Dunkelheit das Zelt aufgeschlagen hatten. Ich rief meine Diener, der Leichnam wurde fortgeschafft, und ich schlief ungewiegt ein. Voilà la guerre en Afrique!

Am 29. December mittags ließ ich zum Abmarsch blasen.

Infolge der verhältnißmäßig großen Anzahl von Verlusten meinerseits — sieben meiner Leute mußten anstatt selbst ihre Lasten zu tragen, von je vier Mann transportirt werden — und des eintretenden Patronenmangels — auf den Mann kamen nur noch 7—8 Stück — hatte ich den Plan des Weitermarsches durch diese Gegenden für diesmal aufgegeben und beschloß zuerst nach Balinga zurückzukehren, um von hier aus die südlichere Route am Sannaga entlang zur Küste einzuschlagen.

Meine Leute, die sich an dem reichen Viehbestand ihrer Gegner ordentlich zu Gute gethan hatten, zogen fröhlich schwatzend und Siegeslieder singend dahin. Sie hatten das Lied vom „Big master“ angestimmt. Die Melodie, übrigens so eintönig wie möglich, wie auch der Text dazu wurden erst im Moment improvisirt, und zwar sang ein besonders Begabter stets einen sagen wir Vers vor, und der Chor fiel mit dem Refrain am Schlusse stets ein. Der Gedanke, der durch das endlose Lied als rother Faden ging, lautete ungefähr folgendermaßen: „Unter einem solchen Führer ist es leicht und keine Kunst zu siegen. Mit ihm erobern wir die ganze Welt. Und Berge von Fleisch gibt uns Massa zu essen!“

In der That waren es Berge, die meine Leute verschlungen hatten. Es wurden von ihnen im Zeitraum von zwei Tagen über 100 Schafe und Ziegen verzehrt, etwa 1 Stück pro Kopf. Freilich hatten sie diesesmal die sonst ebenfalls stets mit Behagen verzehrten Eingeweide, wie auch das Fell beiseite gelassen. Ich konnte an der Spitze dieser wild schreienden Schar, von der fast ein jeder ein blökendes Schaf oder eine meckernde Ziege noch an der Leine mit sich führte, wol den Vergleich mit einem Rinaldo Rinaldini aushalten. Und Gedanken ähnlicher Art waren es auch, die mich während des Marsches beschäftigten und die bei mir keinen Siegesjubel aufkommen ließen. Ich stellte ernste Reflexionen an und verglich die noch vor drei Tagen dastehenden sauber gehaltenen, blü-



Fortschaffen der gefallenen Bati. S. 119.

henden Ortschaften mit den jetzigen rauchenden Trümmerhaufen. Ich fragte mich noch einmal, ob diese Strenge auch nothwendig war? Aber wieder mußte ich mir sagen, daß die Eingeborenen selbst mich zu dieser Verwandlung gezwungen hatten, daß es Nothwehr und Klugheit war, die einmal günstige Gelegenheit zur Unterwerfung auszunutzen und für die Zukunft zu zeigen, wer von beiden Theilen der stärkere sei. Es muß in Afrika eben oft mit Blut gedüngt werden!

Und doch hatte ich Mitleid mit diesen meinen Feinden, die mich angegriffen und die, wenn es in ihrer Macht gelegen hätte, mich sammt meinen Leuten schonungslos niedergemetzelt hätten. Trotz ihrer Habgier und Mordlust hatte ich doch eine gewisse Achtung vor den Leuten bekommen, als ich am Morgen nach dem ersten Gefechtstage erfuhr, daß sie in der verflossenen Nacht sämmtliche Todten vom Kampfplatz, der dicht neben unserm Lager gelegen war, mit eigener Lebensgefahr fortgeholt hatten. Ein Volk, das seine gefallenen Helden in der Art ehrt, hat einen edeln Kern und ist auch für höhere Cultur empfänglich.

Wie segensreich im übrigen die strenge Bestrafung der Bati war, erhellt aus dem Umstande, daß sie am Tage nach meinem Abzuge ein Geschenk von mehreren Ziegen und Schafen mir nachsandten und den Häuptling von Balinga um Vermittelung bei mir baten. Sie hätten gesehen, daß der Weiße denn doch der Stärkere sei, jetzt unterwürfen sie sich mir, ich solle ihr Häuptling werden und über sie verfügen wie ich wolle.

Balinga sagte mir: „Wärst Du nach dem ersten Gefechtstage abgezogen, so hätten dies die Bati für Furcht ausgelegt und Dich das nächste Jahr wieder angegriffen.“

Ich selbst aber zog mir eine Lehre aus dem Ueberfall. Ich habe nie wieder geduldet, daß sich Bewaffnete in der Nähe meines Marsches ansammelten. Ich habe nach Möglichkeit den Feinden nie wieder Gelegenheit geboten, mich in so ungünstiger

Situation anzugreifen, habe aber auch stets dann, wenn der Kampf unvermeidlich war, ordentlich losgeschlagen, um den Frevlern ein für allemal eine gründliche Lehre zu ertheilen. Alles Halbe hätte auch hier in Bati keinen Zweck gehabt; es hätte erbittert und später zu neuen Kämpfen geführt.


Rückmarsch aus dem Batiland.

Achtes Kapitel.

Am Sannaga entlang nach Malimba.

Nach Balinga zurückgekehrt, wurden wir mit großem Jubel empfangen. Die Schadenfreude ob der Niederlage der verhaßten reichen Nachbarn war groß. Ganz besonders der Häuptling schien froh darüber, daß die Rivalität zwischen ihm und dem Bati-Anführer, wer von beiden der mächtigere sei, nun plötzlich zu seinen Gunsten entschieden war. Der Weiße, der seinen Nebenbuhler geschlagen hatte, war sein Freund, und in jeder Weise gab er mir dies zu verstehen.

Ich selbst jedoch befand mich noch immer nicht in sehr gehobener Stimmung. Ich hatte aus dem Kampfe, trotz des Sieges, durchaus keinen Vortheil gezogen. Der beste Weg zur Küste

war mir versperrt, und was konnte mir nicht noch alles auf der andern Route, die ich nun gezwungen war einzuschlagen, passiren. Sie sollte durch unfruchtbare, gar nicht oder von habgierigen, feindseligen Eingeborenen bevölkerte Gegenden führen. Wenn auch die moralische Stimmung meiner Leute durch den Sieg und die materielle Beute angenblicklich eine sehr gehobene war, so konnte fremden Völkerstämmen gegenüber der Eindruck unserer Colonne mit den vielen Verwundeten doch durchaus kein imponirender sein. Doch was half's, ich mußte durch, eine Umkehr gab es für uns nicht.

Für die Verwundeten, die die kurze Strecke von Bati nach Balinga auf Stangen oder theilweise auf dem Rücken eines ihrer Kameraden fortgeschleppt worden waren, mußte nun eine für Träger und Getragene praktischere Tragweise erfunden werden. Es wurden aus der nahen Niederung, wo zahlreiche Raphiapalmen standen, sechs Fuß lange, starke Blattrippen geschlagen und an jeder dieser Stangen die wollene Decke des betreffenden Kranken in Form einer Hängematte mit schnell gefertigten Baststricken befestigt. Das war die ganze Tragbahre. Die Raphiastange wurde mit ihren Enden je auf den Kopf eines Trägers gelegt, und zwar so, daß die abgeflachte Seite der Rippe nach unten zu liegen kam und sie auf diese Weise einen festen Halt hatte. Der in der hängenden wollenen Decke Liegende konnte sich, falls die Schwankungen der elastischen Stange zu bedeutende wurden, mit den Händen an dieser, welche dicht über ihm lag, festhalten. Im übrigen hing die relative Bequemlichkeit dieser Bahre noch sehr von der Art des Tragens ab. Die beiden Träger durften, um starke Schwankungen zu vermeiden, nie Tritt halten, sondern mußten möglichst kleine, unregelmäßige und schleichende Schritte machen. Zum Abwechseln der Träger und zu Hülfeleistungen beim Passiren von Hindernissen — Erklettern steiler Anhöhen, Absteigen auf abschüssigen Böschungen — hatte ich für jede Bahre zwei Ersatzmänner bestimmt, von denen der

eine vor, der andere hinter der Hängematte gehen sollte. Die Probeübung am Abend auf dem Dorfplatze war günstig ausgefallen, und so marschirten wir denn zum zweiten male von Balinga, diesmal in südwestlicher Richtung, am 30. December früh morgens ab.

Die Führung hatte ich wie bisher selbst, mit Kompaß und Uhr unsere Richtung bestimmend. Von Zeit zu Zeit nahm ich Fühlung mit dem ziemlich parallel zu unserer Marschrichtung dahinfließenden Sannaga, den wir zuerst nach dreistündigem Marsche erblickt hatten. Hinter mir folgten die Elmina, an die sich unter der Aufsicht von Hörhold die Träger mit den Verwundeten schlossen; den Schluß bildeten die Togo- und Lagosleute unter dem schwarzen Aufseher Cornelius.

Trotz des flachen Graslandes ging der Marsch nur sehr langsam von statten. Wiederholt rissen die morschen Stricke, mittels deren die primitiven Tragbahren an ihren Griffen befestigt waren, wiederholt verlangten die Patienten nach Ruhe. Vor allem waren aber deren Träger genöthigt, bei der schweren Last öfter abzuwechseln und auszuruhen.

Eben hatte ich darüber nachgedacht, was uns wol der heutige Tag bringen würde, als uns im letzten Tshingadorfe eine Abordnung dieses befreundeten Stammes entgegenkam und uns erzählte, daß der Häuptling des vor uns liegenden Mshibastammes mir den Durchzug verwehren wolle. Falls wir es dennoch wagen sollten, sein Gebiet zu betreten, würde keiner von uns es je wieder verlassen. Derartige Drohungen machten indeß auf mich keinen Eindruck mehr. Als Zeichen, wie gleichgültig mich diese Mittheilung ließ, zündete ich mir meine kurze Marschpfeife an, und nachdem ich ruhig ein paar Rauchwolken ausgestoßen hatte, ging es weiter, den Dingen entgegen, die da kommen sollten. Als ich schließlich gegen Mittag in das erste Mjibadorf eintrat und daselbst Halt machte, kamen mir die Eingeborenen zwar scheu, aber immerhin in friedlicher Weise

entgegen. Der vor meiner Ankunft in so renommistischer Weise zum Ausdruck gebrachte Muth war wol plötzlich geschwunden; wenigstens verspürten wir während des ganzen Nachmittags und der Nacht keinerlei Feindseligkeiten.

Der nächste Tag führte uns in westlicher Richtung weiter, die Ansiedelungen wurden spärlicher und hörten endlich fast ganz auf. Dagegen wurde das Grasland um so belebter an Antilopen, Büffeln und Elefanten.

An Stelle der verkrüppelten Anona trat jetzt, allerdings nur vereinzelt, die stattliche, schlanke Fächerpalme, deren große, gelbe, ölige Frucht meinen Trägern in der wasserarmen Gegend eine angenehme Erfrischung wurde.

In einem schmalen Buschstreifen, in der Nähe eines kleinen Nangadorfes, schlugen wir am Nachmittag unser Lager auf. Es war die armseligste Gegend und die armseligste Bevölkerung, die ich bisher in Afrika gesehen hatte und je wieder sah. Abgesehen von dem Umstande, daß sowol Männern wie Weibern jegliche Kleidung fehlte, war ihr körperlicher Zustand unglaublich verkümmert. Ich sah hier eine derartige Degenerirung einzelner Körpertheile, eine derartige Schwäche der Muskeln, wie sie sonst wol nie bei den in der Wildniß frei lebenden Naturvölkern vorkommen. Haut- und Blutkrankheiten hatten durch Nachlässigkeit und Faulheit in der Pflege zu dieser Verkommenheit geführt. Die Leute waren überdies reine Vegetarier, jegliches Hausthier fehlte, und ihre Nahrung bestand allein in wenigen Planten und süßen Kartoffeln. Die Berührung mit diesen aussätzigen Leuten, die blöde und theilnahmlos uns in ihren Siedelungen anstarrten, war mir so unangenehm, daß ich die für mich bestimmten Früchte von meinen eigenen Leuten pflücken ließ. Das schlechte Quartier hatte aber doch für mich den Vortheil, daß meine Träger alle ihre Kräfte anstrengten, um möglichst schnell aus dieser öden Gegend fortzukommen.

So konnte ich das neue Jahr gleich mit einem flotten, acht-

stündigen Marsche beginnen, der mich über zwei Nebenflüsse des Sannaga hinweg zu den Nsani führte, wo ich bereits die ersten Anzeichen für die Nähe der Küste, Gewehre und Kutlasse, d. h. Buschmesser, antraf. Der Häuptling, der hier, wie an verschiedenen schon vorher passirten Orten, durch ein über der Schulter hängendes Leopardenfell in seiner Würde kenntlich war, benahm sich freundlich gegen uns. Die Kleidung der Weiber erinnerte übrigens hier zu meinem Erstaunen auffallend an die der Yaúnde, da sie denselben aus Bananenblättern geschnittenen Schwanz trugen.

Am folgenden Tage erreichte ich, die Yanobo passirend, die Yakún, welche bereits in näheren Handelsbeziehungen zur Küste standen, leider aber auch schon eine gehörige Portion Frechheit von den Küstenbewohnern angenommen hatten. Als ich dem alten, gierigen Häuptling ein überreiches Geschenk an Zeugen, Perlen u. s. w. gemacht hatte, bat er mich noch um eine Schere und einen alten Filzhut. Nachdem ich ihm auch dies ausgehändigt, erklärte plötzlich der unverschämte Kerl, daß das ganze Geschenk doch für ihn, den großen Häuptling der Yakún, viel zu gering sei. Als Antwort darauf flog der Mächtige, für die Draußenstehenden von unsichtbaren Händen ergriffen, aus dem Zelte auf die Erde mitten unter seine erstaunten Getreuen. Der für seine Unverschämtheit würdig Bestrafte ging fluchend mit seiner Begleitung ab. Aber bald nachher kündeten uns Trommelschläge an, daß man nichts Gutes mit uns vorhabe. Glücklicherweise jedoch war der Unterhäuptling des Dorfes, der seine angesammelten Schätze nicht den Zerstörungen eines Kampfes preisgeben wollte, für einen friedlichen Ausgang, der denn schließlich auch, unter Verweigerung jeglichen weitern Geschenkes meinerseits, zu Stande kam. Trotzdem stellte ich für die Nacht, während welcher sonst nur ein oder zwei Posten bei dem zusammengesetzten Gepäck ausgestellt waren, stärkere Wachen an den Dorfausgängen auf. Große Haufen von Be-

waffneten, die sich in der Nähe des Dorfes zeigten, ließen erkennen, daß meine Maßnahmen gerechtfertigt waren. Die Eingeborenen schienen bei der mondhellen Nacht nicht übel Lust zu verspüren, einen Nachtangriff zu wagen, der sonst in Afrika nur selten vorkommt.

Der Neger braucht das Dunkel der Nacht nicht, um seine hinterlistigen Ueberfälle auszuführen; er ist so gewandt, sich im Terrain zu verbergen, daß er viel mehr Aussicht auf Erfolg am Tage hat, wo er den Gegner besser sieht. Außerdem bietet für ihn die dünne, lange Marschcolonne einer Expedition immer ein besseres Objekt, als die concentrirte, durch Posten gesicherte Ruheformation. Die Nacht verlief, wenn auch unruhig, so doch ohne jede gewaltsame Störung, und am Morgen konnten wir unbehelligt unsern Weitermarsch antreten.

Hier von Yakún ab bis zur Küste, nördlich und südlich des Sanaga, herrscht die Bakokosprache und einige Eigenthümlichkeiten dieses Stammes, einmal, daß die breiten Buschmesser für den Kampf spitz zugeschliffen werden und ferner, daß eine Art Baarzahlung durch Salz, welches in Strohwiepen in der Form von Weißweinflaschen verpackt wird, existirt. Aus dem Bestande an Salz, welches in der Regel in einem besondern Häuschen im Dorfe untergebracht ist, wird auf den Reichthum des betreffenden Stammes geschlossen. Eine fernere Sonderheit der hierum liegenden Stämme bestand in der Art des Baues ihrer Häuser, die sie größtentheils aus Lehm aufführen. Die Ställe dagegen, sowol für Hühner als auch für Schafe und Ziegen, waren zum Schutz gegen Raubthiere, besonders gegen die gefürchteten Leoparden, auf mannshohen Rosten über dem Erdboden erbaut.

Wir hatten bereits am 2. Januar stark hügelige Striche passirt und das Gras war theilweise schon von Buschstreifen durchzogen gewesen, in den nächsten Tagen nahm das Gelände einen geradezu schroffen, felsigen Gebirgscharakter an, und wir

traten auch alsbald, die letzten Ansiedelungen der Yakún hinter uns lassend, in einen unbewohnten Urwald ein. Es war der erste Abfall des innerafrikanischen Plateaus, den wir hinabstiegen. Mehrere kleine Gebirgsflüsse, die in den Sannaga mündeten, überschritten wir bei dem zur Zeit niedrigen Wasserstande mühelos, erreichten, nachdem wir sechs Stunden Wegs zurückgelegt hatten, einzelne kleine Bakoko-Ansiedelungen und erblickten plötzlich den Sannaga wieder. Er hatte hier eine Breite von 250 m; beide Ufer waren mit dichtem Urwald bestanden, das diesseitige, rechte Ufer war hoch und fiel steil zum Flusse hinunter, während das linke sich flach ohne merkliche Erhebung weithin ausdehnte. Das Wasser hatte eine Geschwindigkeit von 2½ m in der Secunde, und zahllose aus dem Flußbett herausragende Felsblöcke und Steine erzeugten kleine Schnellen und machten den Fluß in der Längsrichtung unfahrbar.

Da es mir darauf ankam, den Lauf des Sannaga und seine Schiffbarkeit genauer festzustellen, so schlug ich mich die folgenden Tage, von der sogenannten „Straße" abweichend, dicht am Ufer durch den Urwald über Felsblöcke und durch fast undurchdringliches Gebüsch durch. Wir mußten unglaubliche Anstrengungen überwinden; besonders hatten hierunter die Krankenträger zu leiden. Sie fielen so häufig mit ihrer Tragbahre in dem Gewirr von Steinen und Schlinggewächsen hin, stießen an allen möglichen vorspringenden Aesten und Felskanten an, daß die Insassen der Hängematten es vorzogen, zu Fuße selbständig weiter zu kriechen. Mein kleines Pferd sah am jämmerlichsten aus; es hatte wol kaum noch einen heilen Fleck, so oft stürzte es hin. Am zweiten Tage dieses Marschirens wurde auch das linke Ufer steiler, und als wir am Abend an einer Uebergangsstelle Rast machten, erhob sich auf der gegenüberliegenden Seite eine mehrere hundert Meter hohe Kuppe. Zwischen ihr und unserm Lagerplatz schossen die Wasser ungestüm dahin über Steine und an Felsblöcken vorbei, die ganze

Gegend wurde allmählich wildromantisch, und meine Bewunderung der landschaftlichen, so interessant wechselnden Scenerie wäre jedenfalls größer und nachhaltiger gewesen, hätte ich nicht das Gespenst des Hungers stets vor meinen Augen gehabt. Wir hatten keinerlei Nahrung mit uns nehmen können, als wir von Yakún aufbrachen, und ich wußte nicht, wann wir wieder menschliche Ansiedelungen antreffen würden. Die Anstrengungen des Marsches erforderten ganz besondere Kräfte. Dabei sollten wir wiederum nicht ohne Kampf davonkommen. Nachdem bereits auf dem Marsche einige Lagosleute, die zurückgeblieben waren, von den sich scheu verbergenden Eingeborenen verfolgt worden waren, wurden wir am 6. Januar früh, als wir unsern Lagerplatz verließen, von den Dogodje, einem am nördlichen Ufer sitzenden Volksstamme, überfallen. Ich war mit der Tête einige Minuten marschirt, als plötzlich der Ruf durch die Colonne sich fortpflanzte: „Massa, you must come back“, und ein heftiges Schießen mir keinen Zweifel darüber ließ, worum es sich handelte.

Als ich zurück an den Lagerplatz kam, war außer einigen Gefangenen nichts mehr von den Gegnern zu sehen. Sie hatten sich in den Busch geflüchtet. Trotzdem verfolgte ich sie bis in ihre auf den Höhen liegenden Dörfer und brannte als Strafe einige davon nieder. Der Ueberfall hatte mir immerhin einige Verwundete, meinem Gegner allerdings 13 Todte gekostet.

Nach zweistündiger Verzögerung wurde der Marsch wieder aufgenommen. Zwei Nebenflüsse des Sannaga, die ebenso steinigen Grund und dasselbe steinige Ufer wie der Hauptstrom hatten, wurden durchwatet, dann machten wir am Fuße eines kleinen, erhöht liegenden Dorfes Halt. Es war die letzte Ansiedelung, die wir am rechten Ufer antrafen. Von hier aus schienen die Ortschaften weit vom Fluß zurückzutreten, da die Gegend allzu unwirthlich wurde.

Am 8. Januar kamen wir, nachdem der vorhergehende Tag

abermals nur Plagen und Hunger gebracht hatte, an große Felsmassen, die den Fluß theilweise bis auf 80 m einengten, wo das Wasser sich eine förmliche Rinne in den Felsen ausgewaschen hatte. Es waren unglaubliche, noch erhöhte Strapazen, die wir auszustehen hatten. Von einem Felsblock ging es auf den andern, unaufhörlich bergauf, bergab. Außer einigen einsamen Adlern, die hoch über uns in den Lüften kreisten, schien sich kein lebendes Wesen, kein Thier, geschweige denn ein Mensch in dieser wilden Gegend aufzuhalten. Am Fuße eines Felsens, auf einer Sandfläche mußten wir endlich unsern ermatteten Gliedern für diesen Tag Ruhe gönnen.

Der nächste Tag war fürchterlich. Der Schwarze ist in moralischer Beziehung ähnlich dem Thier. Wenn das Futter ausbleibt, verliert er sein bischen Energie und wird apathisch. So an diesem Tage der größte Theil meiner Leute. Immer wieder mußte ich anspornen, ab und zu auch mit dem Stock Nachdruck verschaffen. Langsam schleppte sich die Karavane über die Felsen dahin. Gegen Mittag vernahmen wir plötzlich ein starkes Brausen; da meine Träger jedoch sehr ermattet waren, ließ ich halten und ging nun selbst mit zwei Leuten weiter auf das Geräusch zu. Nach einer Viertelstunde gelangte ich an einen Felsspalt, kletterte auch diesen hinunter und wurde nun für meine Mühe reichlich belohnt. Ich befand mich auf der Höhe eines großartigen Wasserfalls. Von der linken Seite kam in einer Breite von 200 m das Wasser zwischen hohen Felswänden herangebraust, ging an der Stelle wo ich stand, über einen 4 m tiefen Absatz hinweg, um sich alsdann donnernd in den 20 m tiefen Abgrund zu stürzen. Das Wasser toste und zischte dort in dem selbst gebohrten Kessel und peitschte mit enormer Kraft gegen die Felswände. Ein feiner Sprühregen wurde bis zu unserm Standorte heraufgeweht. Ich aber stand diesem gewaltigen Naturschauspiele wie versteinert gegenüber.

Die „Herbertfälle“, wie ich sie benannte, bilden den Abschluß

der Katarakte des durch das Randgebirge sich durchzwängenden Stromes. Unterhalb der Fälle beruhigt sich das Wasser sehr bald, und nur wenige Schnellen geben Zeugniß von dem starken Gefälle des Flusses.

Durch den Anblick der großartigen Natur hatte sich meine Stimmung wieder gehoben; weshalb auch den Muth des knurrenden Magens wegen sinken lassen? Wir hatten doch immerhin den richtigen Weg inne und mußten den bewohnten Unterlauf des Flusses meiner Berechnung nach bald erreicht haben. Vor drei Tagen schon hatten wir ja auch die erste Kokospalme angetroffen, die uns die Nähe der Küste verrieth. Freilich war es schlimm um uns bestellt, wenn wir nicht bald die ersten Ansiedelungen erreichten. Als ich zu meiner Expedition zurückkam und die verhungerten, stumpfsinnigen Gesichter erblickte, war es mit meiner Naturschwärmerei wieder vorbei. Wie wurde mir klar, was für ein klägliches Geschöpf der Mensch ist! In der großartigen Natur ist er nur eins von den vielen Wesen, die sie zur Ergänzung beleben, er hat nicht mehr Gewalt, als alle anderen. Und nichtsdestoweniger nennt man ihn den Herrn der Schöpfung; wäre es nicht besser, ihn ihren Diener zu nennen?

Jedoch zu philosophischen Betrachtungen hatte ich keine Zeit. Die Sonne war bereits auf absteigender Bahn, als wir uns wieder in Bewegung setzten. Geisterhaft stumm schlich die Karavane dahin. Wieder ging es bergauf, bergab durch den unwirthlichen Urwald. Bald stellte sich jedoch bei allen Leuten eine solche Mattigkeit ein, daß ich nach 4 Uhr auf einer Anhöhe nicht weit vom Fluß das Lager aufschlagen ließ. Wir konnten bei den Irrfahrten im Walde keine weite Strecke zurückgelegt haben, denn ganz deutlich hörten wir hier noch das Brausen des Wasserfalls. Es war das einzige Geräusch, das durch die Wildniß drang; auch hier im Lager war es still. Und wie laut war sonst das Geschwätz, selbst nach den anstrengendsten Märschen, beim Errichten der Zelte und beim Zurechtmachen

der Schlafstellen gewesen. Dort schimpfte der Headman, daß das Zelt des „big master“ nicht schnell genug aufgeschlagen würde, hier zankten sich zwei, wer zuerst den Platz an der geschützten Stelle belegt hätte, andere plauderten beim Feueranmachen über die Erlebnisse des Tages, kurz und gut, es war sonst mehr Leben und Geräusch als nöthig war.

Heute sah es anders aus. Die meisten saßen stumpf auf der Erde, die Ellenbogen auf die Knie gestützt. Mechanisch, automatenhaft schlugen die Zeltträger die Zelte auf, hin und wieder ein verdrießliches Wort ausstoßend. Nur wenige hielten es der Mühe werth, sich ein Lagerfeuer anzuzünden. Was sollte es ihnen auch? Es gab ja nichts zu rösten oder zu kochen! Trotz der trostlosen Stimmung, die sich zum Theil auch meiner bemächtigt hatte, war es mir doch interessant, den Negercharakter in derartigen kritischen Momenten kennen zu lernen. Der Neger lebt nur für den Augenblick. Geht es ihm im Augenblick gut, hat er vor allem zur rechten Zeit seine Nahrung, so denkt er nicht weiter an die Zukunft und wenn sie noch so Schlimmes brächte. Er würde selbst seine Henkersmahlzeit, wenn sie reich und gut bemessen wäre, mit Appetit verschlingen. „Der morgende Tag wird für das Seine sorgen“, dieser biblische Spruch könnte als Wahlspruch für jeden Neger hingestellt werden. Keiner würde so gern und bedingungslos geglaubt werden, wie er. Aber so sorglos der Schwarze in der Ueppigkeit schwelgt, so niedergeschlagen und energielos ist er bei Mangel und Strapazen. Heute hatte ich den schlagendsten Beweis dafür.

Die Sonne sandte bereits ihre letzten vergoldenden Strahlen in unser ödes Lager, als plötzlich vom Flusse her ein Schreien, über dessen Ursache ich mir nicht klar werden konnte, heraufdrang. Es kommt schnell näher, und schließlich springt aus dem Busche einer meiner Elminaleute, tanzt im Kreise umher, wirft sich vor mir nieder und zwischen Schluchzen und Jauchzen kaum

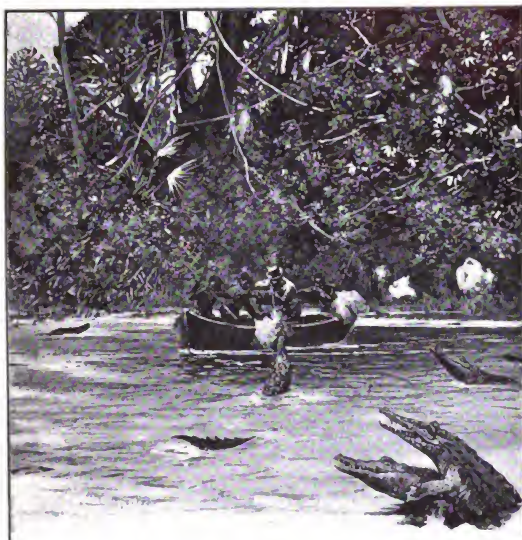
er nur noch hervorbringen: „Massa, a canoe, a canoe.“ Wie elektrisirt sprang alles auf, umarmt sich vor Freuden und bricht in Thränen aus. Es jauchzen alle und dabei ist doch weiter nichts als ein armseliges Fahrzeug gesehen worden, das möglichenfalls unbemannt von oberhalb in die Büsche getrieben worden sein konnte.

Aber so grausam sollten wir nicht enttäuscht werden. Auf dem jenseitigen Ufer hatte sich inzwischen ein menschliches Wesen gezeigt, das zwar bei unserm Anblick schnell verschwand, aber doch Zeugniß gab von der Nähe menschlicher Ansiedelungen. Das aufgefundene Kanoe, so alt und wackelig es war, wurde schnell mit drei Elminas bemannt, und ich schickte Herrn Hörhold mit Stoffen aller Art auf das jenseitige Ufer, um vor allen Dingen erst etwas Eßbares einzukaufen. Mit dem Sattessen mußten wir zwar bis zum nächsten Tage warten, jedoch brachte Hörhold wenigstens einige Bunde Planten und Bananen herüber, die meinen Leuten neuen Lebensmuth gaben, welcher durch die rosigen Aussichten auf den morgigen Tag und die Gewißheit der Nähe der Küste verstärkt wurde. Hörhold hatte nämlich die Nachricht mitgebracht, daß der drüben sitzende Volksstamm, die Ngwa Gombe, nur zwei bis drei Tagemärsche von Edea entfernt wohne.

Bereits um ½6 Uhr morgens bei Tagesgrauen war alles auf den Beinen und der Uebergang begann. Es hatten nie mehr als höchstens fünf Personen und zwei Lasten in dem kleinen, aus einem Baumstamm gehöhlten Kanoe Platz. Dasselbe war derart schwankend, daß die geringste Bewegung ein sofortiges Umschlagen zur Folge hatte. Eine in der Mitte des Flusses befindliche reißende Stromschnelle konnte uns dabei am gefährlichsten werden.

Ich stieg als Erster mit meinen beiden Dienern in das Kanoe, das von zwei Elmina gerudert wurde. Wir knieten auf dem Boden nieder und hielten uns mit beiden Händen an

dem Rande des hin- und herrollenden Fahrzeuges fest. Kaum wagten wir zu athmen. Als wir an die Stromschnelle kamen, wurde das Kanoe mit einer derartigen Kraft erfaßt, daß alles angestrengte Rudern nichts half; wir wurden eine ganze Strecke



Uebergang über den untern Sannaga.

stromab getrieben, gelangten aber dann glücklich an Land. Das Kanoe wurde wieder stromaufwärts gezogen und kehrte an das andere Ufer zurück, um neue Passagiere und Lasten aufzunehmen und herüberzubefördern.

Alles das geschah aber angesichts mehrerer umherkreisender Krokodile, die sich hier zum Festmahle versammelt zu haben

schienen. Von beiden Uferseiten wurde gefeuert, um die Thiere wenigstens einigermaßen vom Fahrzeuge fern zu halten. Als einmal jedoch, glücklicherweise dicht am Ufer, das Kanoe umschlug, tauchten die Riesenrachen in unmittelbarer Nähe auf und nur der Geschwindigkeit der Insassen war die Vermeidung eines Unglücks zu verdanken.

Abends gegen 6 Uhr, bei Sonnenuntergang, war die gefährliche Passage des Stromes beendet und noch in der Dunkelheit betrat ich mit meinen Leuten den Weg nach Manga, dem noch eine Stunde entfernten Hauptdorfe der Ngwa Gombe. Geschlafen hat wol keiner meiner Leute in dieser Nacht. Kochen, Essen, wieder Kochen und wieder Essen nahm die Zeit bis Tagesanbruch, bis zum Abmarsch vollkommen in Anspruch. Und nun ging es auf breiter, durch den Wald geschlagener Karavanenstraße auf dem linken Ufer des Flusses in bester Stimmung weiter. Ueber uns pfiffen Züge von Papagaien, und in der Colonne stimmten die sangeslustigen Elmina ihre Freudengesänge an.

Durch das Land der Ngwa Gombe gelangten wir zu den Edea, in deren großem, schönem, sauber gehaltenem Hauptorte Mangane wir zur Nacht lagerten. Hier begegneten wir bereits einer Unmenge von Händlern, welche viele europäische Produkte mit sich führten.

Der alte Häuptling des Ortes war aus Angst vor mir in den Busch gelaufen. Daß einmal ein Weißer von der Küste zu ihm käme, habe er erwartet, aber aus dem Innern, das gehe nicht mit rechten Dingen zu. Erst am späten Abend erschien der furchtsame Herr im Kreise von vielen Eingeborenen, brachte mir einen Ziegenbock als Geschenk und verschwand dann ebenso schnell wieder wie er gekommen war.

Am 12. Januar erreichten wir Edea, den an den gleichnamigen Fällen des Sannaga gelegenen Handelsplatz, wo uns bereits die deutsche Flagge begrüßte, die einst Hauptmann Kund,

mit der „Nachtigal“ stromaufwärts kommend, hier aufgepflanzt hatte. In Edea beginnt, nachdem sich der Fluß von der zweiten Terrasse in dem 30 m hohen Edeafalle herabgestürzt hat, der untere, etwa 80 km lange, schiffbare Theil des Sannaga. Von hier ab verbindet kein Weg den Fluß entlang die einzelnen an den Ufern liegenden Ortschaften. Der ganze Verkehr vollzieht sich auf dem Wasser. Infolge dieser ausschließlichen Wassercommunication fand ich hier auch eine große Anzahl von Fahrzeugen vor. Bei meiner Ankunft lagen allein etwa 30 größere Kanoes am Ufer.

Zuerst hatte ich in dem auf dem Plateau gelegenen Edeadorfe eine zweistündige Rast gemacht und für meine Leute Proviant eingekauft. Gegen Abend zog ich indessen zum Flusse hinunter und schlug auf einer Sandbank in der Nähe der Fälle das Lager auf. Hier ließ ich die Besitzer der Kanoes in mein Zelt kommen, um mit ihnen einen Miethscontract für die Stromfahrt nach Malimba abzuschließen. Die Leute forderten jedoch, mich in der Zwangslage wissend, derartig unverschämte Preise, drei Cru, also etwa 40 Mark, fürs Kanoe, daß ich bei meinen geringen Mitteln unmöglich darauf eingehen konnte. Die Herren zogen sich wieder zurück, und um allen Eventualitäten vorzubeugen, ruderten sie sämmtliche Fahrzeuge aus unserm Gesichtskreis.

Ich bemerkte jedoch ihre Absicht und ließ meine Leute auf die Richtung, welche die Davonrudernden einschlugen, scharf aufpassen. Als in der Nacht Ruhe im Orte und im Lager eingetreten war, holten mehrere Elmina schwimmend die drei nächstliegenden Kanoes und mit diesen nach und nach zwölf andere aus ihren Verstecken hervor. Sie wurden nebeneinander an unserm Lagerplatz aufs Ufer gezogen.

Wer beschreibt die dummen Gesichter der Kanoebesitzer, als sie am nächsten Morgen ihre Fahrzeuge in meinem Lager, jedes einzelne von einem Posten bewacht, vorfanden! Sie mußten

schließlich wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel machen, schüttelten mir ganz vergnügt die Hand und fragten mich, nachdem sie mir wiederholt etwa gesagt hatten: „Du bist doch ein ganz verfluchter Kerl", was ich denn nun zu thun beabsichtigte. Ich erwiderte ihnen, daß das sehr einfach wäre: „Entweder ihr fahrt mich für die Preise, die ich euch jetzt sagen werde, den Fluß hinunter, oder ich fahre ohne euch und ihr seht weder eure Kanoes wieder, noch erhaltet ihr für sie auch nur einen Bar" (kleinste Währungseinheit, etwa 50 Pfennig). Durchschnittlich setzte ich nun für jedes Kanoe ein Cru fest. Auf alle mögliche Weise versuchten die Besitzer noch mehr herauszupressen, vor allen Dingen wollten sie mich dafür nur halbwegs stromab bis nach Tokodorf bringen. Schließlich jedoch, als sie einsahen, daß ich mich durch nichts von meinem Vorhaben und von der einmal festgesetzten Bezahlung abbringen ließ, willigten sie ein. Eine halbe Stunde später befand sich unsere, aus 15 Kanoes bestehende Flotille, voran ich selbst mit der gehißten deutschen Kriegsflagge am Heck, auf der Fahrt nach Malimba.

In den zahlreichen, an beiden Ufern gelegenen Bakokodörfern, die passirt wurden, machten die Bewohner die erstauntesten Gesichter, daß ein Weißer von dieser Seite kam, und der Steuermann meines Kanoes erzählte den Neugierigen immer wieder dieselbe Wundergeschichte, an der allerdings nur eine Idee von Wahrheit haftete. „Der «Ntangani Bita», d. h. der weiße Krieger, mein mir von den Eingeborenen gegebener Name, ist von Batanga ausgegangen, so weit, daß man nichts mehr von einem Weißen wußte, wo die Menschen zwei Köpfe haben und sich gegenseitig auffressen. Er hat dort 200 Leute verloren, aber dafür ebenso viele Elefantenzähne und andere Reichthümer mitgebracht." Jedes neue große Dorf, an dem wir hielten, bekam dieselbe Litanei mit großem Pathos zu hören.

Diese harmlose und friedliche Unterhaltung nahm jedoch bald ihr Ende. Bei Eintritt der Dunkelheit kamen wir an den



unteren Malimbastämmen vorüber. Nachdem wir schon einige male Kugeln über uns pfeifen gehört hatten, bekam schließlich ein Lagosmann einen Schuß durch den Arm, und als wir endlich abends gegen 9 Uhr die Woermann'sche Factorei, welche an der südlichen Flußmündung gelegen ist, erreichten, fanden wir sie verödet und verlassen. Statt eines fröhlichen Empfanges nach den Anstrengungen der Reise von Seiten des liebenswürdigen Factoristen Jürgensen erklärte uns ein endlich scheu aus dem Hause herauskriechender Neger, es war der schwarze Commis der Factorei, daß die Weißen, von den Eingeborenen mit dem Tode bedroht, vor einigen Tagen nach Kamerun auf das Gouvernement geflüchtet seien.



Woermann Factorei in Malimba.

Neuntes Kapitel.

Die Kämpfe mit den Malimbesen.

Trotz dieses wenig angenehmen Empfanges und der bevorstehenden neuen Unruhen machte ich es mir mit Wohlbehagen in der schönen Factorei bequem und war froh, nach zehnwöchentlichen anstrengenden Reisen und dem Campiren unter freiem Himmel endlich einmal wieder unter Dach und Fach zu kommen. Kein Geschrei und Geschwätz der neugierigen Eingeborenen störte mich nachts, das Brausen der nur wenige Schritte vom Hause entfernten Brandung wirkte wohlthuend und angenehm einschläfernd, und ich streckte und reckte mich in meinem breiten Bett, als ob nun alle Gefahr und Anstrengung für immer überwunden sei.

Gleich am nächsten Morgen ließ ich ein in der Factorei befindliches größeres Kanoe mit zehn Expeditionsleuten bemannen und mit einem kurzen Bericht über meine Reise an das Kaiserliche Gouvernement in Kamerun abgehen. Gleichzeitig bot ich in dem Schreiben auch meine Hülfe betreffs

eines militärischen Einschreitens gegen die aufständischen Malimbesen an.

Ich selbst unternahm in den nächsten Tagen Recognoscirungsfahrten auf dem Fluß. Ich besuchte die durch die Breite des Südarms (Bungo) auf 1300 m getrennt liegende Factorei der Firma Jantzen u. Thormählen, besetzte sie mit einer stärkern Wache und kam auch stromaufwärts bis in die Höhe des auf einer Insel gelegenen Dorfes des „King“ Yambe, Oberhäuptlings der Malimbesen. Dieser war mir durch den zurückgelassenen schwarzen Commis auf der Factorei als der Urheber der Verschwörung bezeichnet worden. Von jenem hatte ich bei der Gelegenheit auch die Veranlassung zum Aufstande erfahren.

Die innere Ursache war der bedrohte Zwischenhandel, der hier am untern Sannaga von den Eingeborenen besonders rücksichtslos ausgeübt wurde. Es ist wol nirgend in der Welt der Zwischenhandel so ausgeprägt gewesen, ist es zum Theil noch, wie in unserm Schutzgebiet Kamerun, und zwar wurde er an keiner Stelle so gewaltthätig ausgeführt, wie gerade hier am Sannaga. Ganz besonders war dies der Fall bei den Malimbesen, die lediglich von dem Zwischenhandel lebten und jede andere Arbeit scheuten. Sie verdienten dadurch so viel, daß sie sich nicht einmal genügend Farmen anzulegen brauchten, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Sie kauften sich den größten Theil ihres Essens von den hinter ihnen lebenden Stämmen, besonders den Bakoko. Das einzige, was sie außer dem Handel noch dann und wann betrieben, war Fischfang. Ein solches Volk, das selbst nichts produzirt und nur die Kraft und Arbeitsfähigkeit anderer ausnutzt, ist schon an und für sich nicht existenzberechtigt, um so mehr aber verliert es diese Berechtigung, wenn es wie hier, lediglich seines eigenen Vortheils wegen den ganzen Handel untergräbt und stocken läßt und so das Emporblühen des Landes verhindert.

Waren nun auch die Malimbesen infolge ihrer Stärke, ihrer bessern Bewaffnung und, da in ihrem Lande die europäischen Factoreien lagen, die gefürchtetsten und mächtigsten Zwischenhändler am Sannaga, so waren sie doch keineswegs die einzigen. Oberhalb von ihnen saßen die Bakoko, und an den Fällen, da wo der schiffbare Theil des Flusses aufhört, die Edea. Diese drei Zwischenhändler-Stämme beherrschten, jeder in seinem Gebiet, den Fluß vollkommen, achteten auch gegenseitig feindselig auf ein eventuelles Uebergreifen der Rechte des einen in die des andern Stammes. Die Producte, die aus dem Innern zu den Edea kamen, wurden von diesen an der Grenze an die Bakoko, und von diesen wieder mit dem nöthigen Aufschlag an die Malimba verkauft, welche sie schließlich, abermals erheblich vertheuert, in die Factoreien brachten. Derartig streng wurde diese Handelssperre gehandhabt, daß ein Versuch, sie zu durchbrechen, mit Festnahme der Passanten und ihrer Güter gestraft wurde und in vielen Fällen schon mit dem Tode der Gefangenen geendet hatte.

Trotz dieser strengen Maßnahmen war es dem Agenten der Firma Jantzen u. Thormählen, Herrn Weiler, in einer dunkeln Septembernacht des vorigen Jahres gelungen, unbemerkt stromaufwärts bis in die Nähe der Fälle zu gelangen und mit den Edea zwei Verträge abzuschließen. In dem einen überließ der dortige Häuptling das Verkaufsrecht von Land an die Firma Jantzen u. Thormählen, in dem andern verpflichtete er sich, falls die genannte Firma einen Mann nach Edea entsende, der dem Volke die Gewinnung von Gummi zeige, künftighin diesen Artikel nur für diese auf den Markt zu bringen.

Die Malimbesen, die von diesem Abkommen Kenntniß erhalten hatten, paßten scharf auf, und als sie merkten, daß nicht allein Herr Weiler daranging, seine Pläne zu verwirklichen, sondern daß auch der Agent von Woermann, Herr Jürgensen, die Absicht hatte, weiter oberhalb bei den Bakoko Zweigfacto-

reien anzulegen, glaubten sie ihr Monopol bedroht und beschlossen in einer größern Versammlung die Festnahme und den Tod der Weißen, welche sich am Flusse befanden. Glücklicherweise erhielten die Europäer noch rechtzeitig Mittheilung von dem Anschlag, und während sie in stiller Mitternacht die Flucht über die gefährliche Barre und über See nach Kamerun ausführten, stießen die bereits zwei Stunden danach gleichzeitig in den beiden Factoreien anlangenden Malimbakrieger zu ihrem Aerger auf leere Nester.

Diese Ereignisse hatten sich fünf Tage vor meiner Ankunft abgespielt, und es war selbstverständlich, daß ich dieser Bevölkerung stündlich mit „Gewehr bei Fuß“ gegenüberstand.

Am Nachmittage des 17. Januar traf in Malimba der Dampfer „Zehdenick“ ein, der einstmals die Fluten der Spree als Passagierdampfer durchfurcht hatte, mit unendlicher Vorsicht über das Meer transportirt worden war und jetzt hier als stolzes Handelsschiff imponirend auftauchte. Der Vorsteher der Factorei, Herr Jürgensen, und der Hauptagent der Firma Woermann, Herr Gebauer, kamen an Land, nachdem der Chef der Jantzen u. Thormählen'schen Factorei, Herr Weiler, ebenfalls inzwischen per Boot angelangt war, und überreichten mir zwei Antwortschreiben des Herrn Gouverneurs Zimmerer. Nach dem Inhalt derselben nahm das Gouvernement meine angebotene Unterstützung zur Niederwerfung der Malimbaleute an. Ich wurde jedoch ersucht, bis zum Eintreffen des Gouvernementsfahrzeuges, der „Nachtigal“, mit welcher ich cooperiren sollte, noch nichts zu unternehmen.

Die Verhältnisse entwickelten sich jedoch anders, als es diese Instruction vorsah.

Am 18. morgens erschien plötzlich der Häuptling Yambe, den mir auch Herr Jürgensen als Hauptanstifter der Verschwörung bezeichnete, in Begleitung eines zweiten aufständischen Häuptlings, Massako, mit zwei bemannten großen Kriegs-

kanoes vor der Factorei. Yambe benahm sich auf das unverschämteste und erklärte unter anderm, zwei schwarze Diener des Herrn Jürgensen, die seinen Plan verrathen haben sollten, festnehmen zu wollen. Ueber diese Frechheit empört und in Rücksicht darauf, daß sich nie wieder eine solche günstige Gelegenheit bieten würde, diesen Schurken zu fangen, ließ ich meine Lagosleute scheinbar zum Gewehrappell antreten. Nach meiner ihnen gegebenen Instruction sollten sie auf ein Zeichen von mir alle Malimbesen, die gelandet waren, in erster Linie die beiden bezeichneten Häuptlinge, festnehmen. Wir befanden uns im Kriegszustande, ich wollte also meinen Vortheil nicht außer acht lassen. Im geeigneten Moment ließ ich meine Pfeife ertönen und im Nu stürzten sich meine Leute auf die Gegner. Alles gelang aufs beste, jedoch entspann sich aus der Festnahme ein Gefecht, da die Malimbesen sich zur Wehr setzten.

Dieser Nahkampf war das geeignete Terrain für meine Wuteleute, die ich mit zur Küste gebracht hatte. Sie handhabten ihr langes Schwert mit einer unglaublichen Gewandtheit und Schnelligkeit. Der älteste hatte allein mit seiner Waffe drei Malimbaleute, darunter King Yambe, niedergemacht; Massako war entflohen. Dieser Kampf war jedoch nur das Vorspiel zu den kommenden Gefechten. Es war begonnen worden, und nun mußte der Krieg auch weiter durchgeführt werden.

Mit zwei Drittheilen meiner Leute begab ich mich sofort auf den Dampfer „Zehdenick“ und ließ den Rest unter Herrn Hörhold zur Bewachung der Factorei zurück. An den „Zehdenick“ wurden die drei vorhandenen Boote angehängt, und nun fuhr ich mit meiner Truppe stromaufwärts. Je weiter wir kamen, desto heftiger wurde am Ufer die Kriegstrommel geschlagen, desto häufiger sahen wir die flüchtigen Kanoes der Malimba.

Lediglich vom schnell entschlossenen Angreifen versprach ich



Angriff auf die aufständischen Malimbadörfer.

S. 143.

mir, der zwanzigfachen Uebermacht gegenüber, einen Erfolg. Wenn die Malimbaleute etwa zur Besinnung kamen, ehe wir gesiegt hatten, mußte die Situation eine sehr kritische werden. Abgesehen von der Masse ihrer Krieger, waren sie auch zum großen Theil mit modernen Hinterladern bewaffnet; auch gab der Busch an beiden Uferseiten ihnen stets Gelegenheit zum Hinterhalt und zur Deckung, wogegen wir mit unsern Booten über die blanke Wasserfläche angreifen mußten und jedem Schützen ein brillantes Zielobject boten.

Nach einer kleinen halbstündigen Verzögerung durch Festfahren des Dampfers ließ ich dreiviertel Stunden stromaufwärts dampfen. Wir befanden uns ungefähr mitten im aufständischen Lande. Ich ließ Anker werfen und vertheilte meine Leute in die drei Boote. Die Gig, in welcher ich Platz nahm, hatte für zehn Mann, die anderen beiden für je 20 Raum. Wir landeten am rechten Ufer. Meine Leute, denen für die Uebernahme des Kampfes — sie waren als Träger ja nicht hierzu verpflichtet — Beute zu machen erlaubt worden war, stürzten zunächst, anstatt gegen die aus den Büschen schießenden Eingeborenen vorzugehen, auf die Hütten, um zu nehmen was zurückgelassen war. Mit Stockhieben mußte ich sie schließlich, als alles Commandiren nutzlos war, aus den einzelnen Häusern hinaustreiben und sie da hinstoßen, wo sie hingehörten. Das erste Dorf war bald genommen, und nun wurden die übrigen am rechten Ufer gelegenen Ansiedelungen der Reihe nach aufgerollt. Der Widerstand dabei war ein ziemlich geringer, da überall die Eingeborenen total unvorbereitet und überrascht worden waren. Am zähesten hatten sich eigenthümlicherweise die Sklavendörfer, die von den Ansiedelungen der Freien getrennt liegen, vertheidigt.

Nachdem wir die Nacht am Bord des „Zehdenick" zugebracht hatten, begann am nächsten Morgen mit Tagesgrauen der Angriff auf das linke Ufer und die im Fluß liegenden

Inseln, welche in langer Tirailleurlinie abgesucht wurden. Doch hier waren die Vögel ausgeflogen, wir trafen überall nur leere Nester an. Bei der Schnelligkeit meines Vorgehens hatten jedoch die Eingeborenen weder Zeit gehabt, ihr transportables Hab und Gut im Busch zu vergraben, noch waren sie dazu gekommen, ihre schönen und großen Kanoes in den Creeks zu verbergen. So plünderten denn meine Leute mit Gemüthsruhe die wohlhabenden Dörfer, während ich für alle Fälle die aufgefundenen Kanoes im Strom versenken ließ und nur sieben große Fahrzeuge für mich behielt.

Am 20. Januar mittags kehrte ich nach der Woermann-Factorei an die Flußmündung zurück. Der Verlust in den dreitägigen Kämpfen betrug meinerseits nur wenige Verwundete, während auf der feindlichen Seite etwa 30 Todte, darunter das Haupt des Aufstandes, King Yambe, geblieben waren. Noch an demselben Abend schickte ich die Meldung nach Kamerun, daß die Malimbesen geschlagen, ihr Häuptling getödtet und ihre Dörfer vernichtet seien, bat jedoch zur völligen Sicherung der Factoreien bis auf weiteres noch in Malimba bleiben zu können. Anstatt in Kribi wollte ich hier die Vorbereitungen zu meiner neuen Reise treffen, während ich die Factoreien durch meine Anwesenheit vor etwaigen Gegenangriffen sichern konnte.

Da das Gouvernement sich mit meinen Vorschlägen einverstanden erklärte, stationirte ich mich in Malimba. Mein Aufenthalt daselbst sollte jedoch längere Zeit dauern, als ich anfangs geglaubt hatte. Vier volle Monate, von Januar bis Mai, verbrachte ich in der Woermann-Factorei. Die Zeit wurde mit wissenschaftlichen Beobachtungen, Correspondenzen und Recognoscirungen ausgefüllt. Eine derselben sollte noch kritisch genug verlaufen.

Als ich eines Tages in der Mitte des Februar neun Elmina den Fluß hinaufschickte, wurden sie, unvorsichtig an Land

gehend, von den Eingeborenen heftig beschossen. Als sie sich in das mitgenommene Kanoe zurückzogen, wurden vier von ihnen getödtet, während der Rest sich unter Verlust der Waffen schwimmend nach der Factorei rettete.

Dieser Vorfall wandelte die Siegesstimmung der Elmina völlig um. Bisher war alles geglückt; die Panik der Eingeborenen war durch unsere Erfolge eine derartige, daß bei dem Erscheinen eines Expeditionstrupps sofort alle das Hasenpanier ergriffen. Nun hatten die Feinde einmal einen Vortheil errungen, der sogleich den Muth meiner Elmina sinken ließ. Aus ihren Mienen konnte ich entnehmen, daß sie mir die Schuld an dem Unglück, das sie erlitten, beimaßen.

Eines Morgens wachte ich von einem wüsten Lärm in meiner unmittelbaren Nähe auf. Als ich meinen in das Zimmer kommenden Diener nach der Ursache fragte, antwortete er mir drastisch: „Die Elmina sind verrückt geworden.“ Ich zog mich an und ging auf die Veranda des Hauses. Am Fuße der Treppe hatte sich das 80 Mann starke Elminavolk versammelt und tobend stießen sie Drohungen gegen mich aus. Es gelang mir binnen kurzem, wenigstens soweit Ruhe herzustellen, daß ich mit dem Headman verhandeln konnte. Dieser gab mir in dürren Worten zu verstehen, daß ich allein Schuld an dem Tode der vier gefallenen Landsleute sei, denn sie seien nicht als Soldaten von mir angeworben worden und wären nicht zum Kämpfen verpflichtet gewesen. „Gut“, entgegnete ich, „ihr habt euch freiwillig zum Kampfe gemeldet und ihr waret in den ersten Tagen auch sehr zufrieden mit euerm Loos; jetzt da ihr nun die ersten Verluste erlittet, seid ihr feige geworden. Von nun an sollt ihr nicht wieder den Fluß hinauffahren und euch in Gefahr begeben, dagegen werdet ihr sofort an die Arbeit gehen, zu der ihr euch contractlich verpflichtet habt.“

Ich wies ihnen nun verschiedene Arbeiten, wie Holzfällen, Wegebahnen und anderes an, und der Haufe verzog sich lang-

sam. Nach Verlauf einer halben Stunde jedoch kehrte der Headman wieder zurück und erklärte mir im Auftrage seines Volks: „Massa, wir wollen nicht mehr arbeiten.“ „Nun“, erwiderte ich kurz, „so habt ihr also euern Contract gebrochen; ich entlasse euch hiermit und ihr erhaltet keinen Pfennig für euere Dienstzeit.“ Zum Zeichen dafür, daß ich meine Worte ernst meinte, ließ ich sofort durch die Togoleute ein Boot zur Fahrt nach Kamerun fertig machen, um die Aufsässigen mit der „Nachtigal“ abholen zu lassen.

Schnell gewann jetzt das besonnenere Element bei den Elmina wieder die Oberhand. Das ganze Geld, das sie sich während einer 1½ jährigen Dienstzeit* erworben hatten, sollten sie verlieren! Ihre Absicht, sich damit anzukaufen, dafür Weiber zu erstehen, wurde vereitelt, ihre schönen Luftschlösser fielen in sich zusammen; das wollten und konnten sie nicht ertragen. Nach einer weitern halben Stunde erschienen diesmal die sämmtlichen Elmina abermals, warfen sich vor mir auf die Erde und versprachen reumüthig alles zu thun, was ich nur verlangte, wenn ich ihnen vergeben und sie bei mir behalten wollte.

Da ich die sonst guten und zuverlässigen Träger für meine zweite Expedition nothwendig brauchte, ein neues Ersatzengagement aber mehrere Monate erfordert hätte, so gab ich Pardon, jedoch nur unter einer Bedingung: die drei Haupträdelsführer, die sich durch ihre aufreizenden Reden bemerklich gemacht hatten, werden mir sofort ausgeliefert. Halb gestoßen, halb freiwillig traten diese drei vor. Ich ließ sie an je einen Pfosten des Hauses binden und angesichts der zusammengerufenen Expedition wurden ihnen 50 Hiebe ausgetheilt. Mit dieser Procedur war der unangenehme Zwischenfall erledigt.

Einige Tage danach traf der Kaiserliche Gouverneur, Herr

* Die Elmina dienten bereits seit December 1888 in Kamerun.

Zimmerer, in Malimba ein, um mit mir die weiteren Maßregeln für die dauernde Unterwerfung des Landes zu besprechen. Da mit den Malimbesen selbst noch nicht gut in Unterhandlung getreten werden konnte, fuhren wir mit dem Dampfer „Zehdenick“ stromauf durch ihr Land und weiterhin zu den Bakoko. Im Dorfe Toko's, des angesehensten Häuptlings derselben, wurde ein größeres Palaver abgehalten. Der Gouverneur erklärte den versammelten Häuptlingen, daß nunmehr der ganze Fluß für den Handel jedermann offen stünde. Wenn sie sich dagegen sträubten, so würde ihnen die gleiche Strafe wie den Malimba zutheil werden.

Erst wehrten sich die Bakoko und versuchten zwei Uebergangsjahre zu erpressen, während welcher die Weißen nur bis zu ihnen vordringen sollten. Als sie indeß sahen, daß der Gouverneur fest bei dem blieb was er gesagt und ihre Reden keine Wirkung erzielten, unterschrieben sie das Protokoll, durch welches sie sich verpflichteten, keinen Handeltreibenden irgendeiner Nation, der ihr Land passiren wolle, aufzuhalten.

So war unter dem Druck der Malimba-Ereignisse von nun an der ganze schiffbare untere Theil des Saunagaflusses bis an die Edeafälle für den Handel aufgethan. Nur kurze Zeit nachher wurde es Woermann möglich, an den Fällen selbst eine Factorei anzulegen, wo er z. B. das Elfenbein für die Hälfte billiger einzukaufen in der Lage war als bisher an der Mündung des Flusses.

Gleich nach der Abreise des Gouverneurs hatte ich an die Vertreter der beiden in Malimba ansässigen deutschen Firmen folgendes zusammenfassendes Gutachten über die Lage eingesandt:

„Ich halte es für zweckmäßig, wenn die Factoreien in Malimba aufgehoben werden. Wieder mit den Malimbesen in Handelsbeziehungen zu treten, würde einen Rückschritt bedeuten, da diese lediglich Zwischenhändler sind und nichts produciren. Die in Kamerun befindlichen Hauptfactoreien können als Depot-

plätze für die Bearbeitung des Flusses ebenso gut verwendet werden, als die Malimba-Factoreien.

„Gründe hierfür: Der Kwakwa gestattet zu jeder Jahreszeit den Booten resp. Kanoes die Passage von Kamerun nach dem Sannaga. Zur Regenzeit können sogar flachgehende Dampfer, z. B. der «Zehdenick», hier passiren. Die Dampfer können aber außerdem acht Monate im Jahre von Kamerun aus über See den Fluß erreichen und denselben bis an die Fälle befahren. Etwaige seitens der Malimbaleute angelegte Stromsperren würden durch die starke Strömung fortgerissen werden, wogegen eine kleine Besatzung des Dampfers jederzeit in der Lage wäre, Angriffe zurückzuschlagen. Ich werde, bis sämmtliche Waaren aus Malimba gelöscht sind, zum Schutze der Factoreien dort bleiben."

Gleichzeitig hatte ich mich, auf Grund der Erfahrungen meiner ersten Reise, mit denselben Firmen betreffs Ausrüstung einer Handelskaravane in das elfenbeinreiche Land der Wute durch folgendes eingereichte Résumé in Verbindung gesetzt:

„Die Zeit einer einmaligen Reise nach der Elfenbeingegend (dem Wutelande) würde sich auf drei Monate belaufen, nämlich 7 Wochen Hin- und Rückmarsch und 5—6 Wochen Zeit zum Handel. Der einzelne Mann der Karavane würde hierfür 60 Mark Gehalt zu beanspruchen haben. Die Verpflegung dürfte sich bei den billigen Preisen im Innern nicht höher als 40 Mark pro Kopf stellen. Die erste Anschaffung für den Mann, 1 Gewehr 40 Mark, Munition 20 Mark, Bekleidungsstücke 20 Mark, hierzu Hin- und Rückfahrt von und zur Heimat 50 Mark, also Gesammtkosten des einzelnen Mannes 230 Mark. Der einzelne Träger kann ein Mindestgewicht von 50 Pfd. transportiren; das Pfund Elfenbein kommt aber bei Ngilla nicht höher als 2 Mark zu stehen, mithin würden zuzüglich dieser 100 Mark auf den Mann 330 Mark Ausgaben entfallen. Da jedoch der 50-pfündige Zahn an der Küste einen Werth von etwa

500 Mark repräsentirt, so ist die Differenz, also 170 Mark, der Nettogewinn pro Kopf der Karavane."

Auf Wunsch der beiden Hauptagenten der Firmen wollte ich den alten Weg von Kribi aus über Mapoa und Yaúnde einschlagen, verlangte jedoch meinerseits bezüglich der Ordnung auf dem Marsche und in allen politischen Fragen die unbedingte Unterordnung der Karavane unter meine Befehle.

Am 22. April schloß ich mit den Vertretern der beiden Firmen in Kamerun folgenden Vertrag ab:

§. 1.

Die Karavane soll bestehen: aus zwei Weißen zur Vertretung der beiden betheiligten Firmen und 100—120 Schwarzen als Träger.

§. 2.

Herr Premierlieutenant Morgen übernimmt die Oberleitung und Führung der Karavane, gleichzeitig aber auch den Schutz derselben.

§. 3.

Der Ausgang der Karavane soll von Kribi aus stattfinden.

§. 4.

Sämmtliche sowol für Producte zu zahlende als auch für Güter zu nehmende Preise sind von den beiden Weißen zu vereinbaren, indem Herr Premierlieutenant Morgen bei eventuellen Streitigkeiten den Ausschlag gibt.

§. 5.

Einzusenden ist von beiden Firmen der gleiche Facturenwerth an Waaren und Provision; d. h. sollte eine Firma bessere für das Inland passende Handelsgüter haben, so sind diese eventuell zu senden und ist die Differenz in Cassa auszugleichen.

§. 6.

Gekaufte Producte sollen nach Gewicht und möglichst auch Stückzahl gleichmäßig an beide Firmen vertheilt werden.

§. 7.

Sämmtliche Kosten und Verluste sind, ausgenommen Saläre der Weißen, zu gleichen Theilen zu tragen.

§. 8.

Im Falle einer der beiden Weißen mehr als den festgesetzten Preis für Producte zahlt, soll der betreffende Einkäufer den Werth der nachgewiesenermaßen zu hoch bezahlten Producte von seinem eigenen Vermögen zu Gunsten der beiden betheiligten Firmen zu ersetzen verpflichtet werden. Diese Verpflichtung übernimmt jeder der beiden Weißen durch seine hierunter gesetzte Unterschrift.

§. 9.

Im Falle, daß die Expedition irgendein von einer der beiden Firmen monopolisirtes Gebiet betritt, soll nicht gehandelt werden.

§. 10.

Ob jemand in dieser Richtung straffällig ist, hat Herr Premierlieutenant Morgen eventuell zu entscheiden.

Kamerun, den 22. April 1890.

Folgen die Unterschriften:

Kessel, Beauftragter für die Karavane der Firma Woermann.

Weiler, in Firma Jantzen u. Thormählen.

Gebauer, Hauptagent des Kamerun-Geschäfts der Firma Woermann.

Küderling, Hauptagent der Firma Jantzen u. Thormählen.

Morgen, Premierlieutenant.

Zu §. 9 bemerke ich erläuternd, daß Woermann das Monopol am Malimbafluß von Edea bis über Mangane hinaus, Jantzen u. Thormählen ein gleiches am Mungo durch Verordnung des Kaiserlichen Gouvernements erhalten hatten.

In den ersten Tagen des Monats Mai waren die Factoreien in Malimba von den Waaren geräumt. Ich hatte für meine 70 entlassenen Lagos- und Togoleute einen an Quantität und Qualität nur dürftigen Ersatz — 33 Akkra — erhalten.

Beinahe vier Monate waren seit meiner Ankunft in Malimba verflossen, und wenn auch diese Zeit der großartigen Reize der Reisen im Innern entbehrt hatte, so war sie doch nicht uninteressant gewesen. Mein Wirth, Herr Jürgensen, der bereits über zwanzig Jahre Kamerun kannte und seit einer langen Reihe von Jahren der Malimba-Factorei vorstand, wußte mir viel von „früher" zu erzählen, als er im Fluß noch als „König" angesehen wurde. Es waren reizende, gemüthliche Stunden, die wir auf der luftigen Veranda oder im hohen Wohnraum des Hauses verlebten. Oefter auch besuchten wir unser Gegenüber, Herrn Weiler, oder machten Spaziergänge am Strand. Ab und zu ereignete sich auch ein Jagdabenteuer, so noch kurz vor meinem Weggange.

Es war gegen Abend, als einige Träger zu uns ins Haus gelaufen kamen mit dem Rufe: „an elefant, an elefant". Jürgensen, Weiler und ich ergriffen unsere Gewehre und wir begaben uns nach der bezeichneten Stelle, einem kleinen Sumpf. Kaum dort angekommen, knallte auch Herrn Jürgensen's Büchse; gleich darauf erblickte ich ein kleines Elefantenweibchen und gab mit meiner Elefantenbüchse ebenfalls Feuer. Im Pulverdampf verschwand das Thier. Man hörte einige flüchtige Schritte, dann war alles ruhig. Die nachlaufenden Schwarzen fanden das Wild, 20 Schritt entfernt von uns, verendet vor. Mein Schuß hatte, mitten im Kopfe sitzend, den Tod herbei-

geführt, während eine von meinem Diener auf das Hintertheil gebrannte Mauserkugel kaum 1 cm durch die dicke Haut eingedrungen war und total plattgedrückt herausgezogen wurde. Das Fleisch des erlegten Elefanten gab am nächsten Tage einen großen Festschmaus für meine Leute, und auch wir Europäer verschmähten nicht, einen Rüsselbraten zu uns zu nehmen. Der Geschmack hatte große Aehnlichkeit mit Hamburger Rauchfleisch und war mir so sympathisch, daß ich auch späterhin Elefantenfleisch nicht verachtete.

Am 13. Mai erschien die „Nachtigal" auf der Rhede von Malimba, um mich und den Rest der Expedition — ein Theil war bereits einige Tage vorher mit dem Küstendampfer „Eloby" abgegangen — nach dem Ausgangspunkte der neuen Expedition, nach Kribi, zu bringen. Eine schauderhafte Brandung stand an diesem Tage vor der Küste. Halb voll Wasser langte das erste Boot an Bord der auf- und niedertanzenden „Nachtigal" an. Mit Mühe und Noth wurde übergeladen. Als aber das große Kanoe mit 20 Togoleuten die Barre passirte, erfaßte ein Brecher das leichte Fahrzeug und schlug es um. Die Insassen, alle vorzügliche Schwimmer, retteten sich zwar, jedoch ihre Sachen, vor allem ihre Gewehre, waren verloren. Am Abend mußte ich die Verschiffung unterbrechen lassen und erst am nächsten Morgen kamen die letzten glücklich an Bord. Der Dampfer nahm den Anker auf, und nach vierstündiger Fahrt kamen wir bereits in Kribi an.

In der Farm des liebenswürdigen Herrn Althaus schlug ich mit Weiler und Kessel mein Hauptquartier auf, während die Expeditions- und Karavanenleute, die inzwischen mit den beiden genannten Herren von Kamerun nach Kribi gelangt waren, in den Expeditionsbaracken Unterkunft fanden.

Wiederum begann eine rege Thätigkeit im Packen und Ordnen der Lasten. Von der Karavane waren bisjetzt erst 40 meist unbrauchbare Träger aus allen möglichen Stämmen

angelangt. Sehnsüchtig paßten wir auf den bessern Rest, auf 70 Weyleute. Aber leider konnten wir diesen Nachschub nicht mehr abwarten, da ich den stricten Befehl erhielt, nach dem Innern aufzubrechen.



Tod des Mlokeführers.

Zehntes Kapitel.

Durch die Kasjua zurück nach Yaúnde.

Bei strömendem Regen traten wir am 2. Juni zum zweiten male in den Urwald östlich von Kribi ein. Außer der 120 Mann starken Expedition befanden sich noch in meiner Begleitung die schon erwähnten 40 Träger der Handelskaravane unter Führung des Herrn Weiler. Herrn Kessel hatte ich den Auftrag ertheilt, mit dem Nachschub sobald als möglich nach der Yaúndestation, woselbst ich ihn erwarten wollte, nachzurücken. Gemäß den mit den betheiligten Firmen gemachten Vereinbarungen sollte ich den alten Weg über Mapoa nach Yaúnde ein-

schlagen. Dieses Vorhaben mußte ich jedoch aufgeben, als mir am zweiten Tage die Mittheilung gemacht wurde, daß die Träger der Karavane nicht, wie ich es angeordnet hatte, für den unbewohnten Urwald Reisvorräthe mitgenommen hatten. Sie hatten sich in dieser Hinsicht vollkommen auf die Expedition verlassen. Da ein Zurückkehren nach Kribi ein unnöthiger Zeitverlust gewesen wäre, vor allem mir aber eine abermalige schwierige Trennung meiner Träger von der Küste bevorgestanden hätte, so ließ ich diesen anfangs gefaßten Plan wieder fallen. Statt dessen beschloß ich in nördlicher Richtung auszubiegen, um die zwei bis drei Tagemärsche näher als Mapoa gelegene Kasjua-Ansiedelung Bipindi zu erreichen.

Bald nachdem ich die neue Route eingeschlagen hatte, bemerkte ich, daß wir uns hier auf der Hauptverkehrsstraße vom Innern nach Batanga befinden mußten. Zahlreiche Karavanen, ausschließlich mit Elfenbein belastet, begegneten uns, und der Pfad war auch ausgetretener als auf der Mapoa-Route.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß der größte Theil des in Kamerun zur Küste gelangenden Elfenbeins nach dem südlichen Theile des Schutzgebietes, nach Batanga, seinen Weg nimmt. Selbst das nördlich des Sannaga gewonnene Elfenbein kommt, soweit es nicht durch die Haussahändler nach Norden nach dem Benuë zu abfließt, in südlicher und südwestlicher Richtung auf längst ausgetretenen Karavanenstraßen durch die Bakokolandschaften zur Küste, obwol den betreffenden Händlern der Ort Kamerun räumlich weit näher liegt.

Nach sechs Tagen trostlosen Buschmarsches erblickten wir das aus mehreren kleinen Ansiedelungen bestehende Bipindi, welches am Einfluß des Ndjanga in den Lokundye gelegen ist. Hier bereits trafen wir mehrere Yaúndehändler an, ein neues Zeichen, daß wir uns auf einer Hauptkaravanenstraße aus dem Innern befanden. Ueberhaupt machte der Ort als Endpunkt des Handels vor dem Eintritt in die Urwaldzone,

welche die inneren Stämme von der Küste trennt, einen bedeutendern Eindruck.

Die Flora der Umgegend war auch hier großartig und mannichfaltig. Neben Planten und Bananen standen viele große Baobabs und Mangobäume, von welchen besonders erstere durch ihren Riesenumfang imponirten. Die Früchte der letzteren gelten den Eingeborenen als ein wohlschmeckender, erfrischender Leckerbissen.

In Bipindi wurde ich auch Zeuge einer neuen Art der Elefantenjagd. Als ich am Abend des Ankunftstages einen Recognoscirungsgang am Flußufer vornahm, wurden plötzlich an mehreren Orten die Trommeln gerührt. Als ich mich im Dorfe nach der Ursache des Lärms erkundigte, wurde mir die Antwort zutheil, daß drei Elefanten sich an einem Bache hier in der Nähe eingefunden haben, und man wolle nunmehr die Elefanten einfangen. Auf meine erstaunte Frage, wie denn das möglich sei, antwortete mein Begleiter: „Der Elefant ist ein so dummes Thier, daß er sich in einem Käfig, den eine Fliege zerreißen kann, einfangen läßt.“ Und in der That, wie ich mich später selbst überzeugt habe, war die Hürde, die mit ungeheurer Schnelligkeit und ganz flüchtig ringsherum errichtet wurde und durch welche die Elefanten sich einfangen ließen, aus ganz dünnem Strauchwerk von 1 m Höhe hergestellt, das man mit dem Fuße umstoßen konnte. Und der Elefant, dieses mächtige Thier, das meterstarke Baumstämme umzureißen vermag, beseitigt diesen Zaun nicht, den er mit seinem Rüssel umblasen könnte! Vierzehn Tage und oft noch länger dauert auf diese Art die Gefangenschaft der Thiere, bis sie endlich den zahllosen auf sie abgefeuerten Geschossen der Eingeborenen erliegen.

Am nächsten Morgen ließ ich, da uns die langwierige Kanoepassage über den Lokundye bevorstand, beim ersten Morgengrauen zum Aufbruch blasen. Als ich an der Colonne vorbei




zum Flusse hinunter ging, um den Uebergang zu leiten, fiel mir ein Karavanenträger auf, der wie in trunkenem Zustande hin- und hertaumelte. Ich glaubte auch anfänglich an einen übermäßigen Genuß von Rum. Aber sein Gang wurde immer schwerfälliger, seine Augen immer stierer, und als er übergesetzt worden war, brach er plötzlich zu Boden und verschied nach kurzen Krämpfen. So konnte ich denn meine erste Auffassung unmöglich beibehalten. Unsere Nachforschungen ergaben denn auch, daß der Verstorbene trotz der Warnungen seiner Kameraden in der vergangenen Nacht eine Unmenge roher Maniokwurzeln gegessen hatte. Das in diesen Wurzeln enthaltene Gift, welches die Eingeborenen sonst durch mehrtägiges Vergraben oder Wässern entfernen, hatte den Unglücklichen in narkotischen Zustand versetzt und schließlich getödtet. Der Leichnam wurde in den Fluten des Lokundye versenkt. Nachdem wir den Uebergang in drei Stunden bewerkstelligt hatten, begann der Weitermarsch durch coupirtes Terrain. Wir erkletterten hier den ersten Aufstieg zum Plateau und erreichten auf der ersten Terrasse mehrere Ansiedelungen, die unter den Namen Biyoka bekannt waren. Den Schluß derselben bildete das Dorf des Hauptzwischenhändlers im südlichen Hinterland, des Häuptlings Tunga.

Dieser, der augenblicklich in Geschäften abwesend war, gilt als der Oberhäuptling sämmtlicher Ngumba. Seine Wiege hat jedoch weit südlicher gestanden. Er ist ein den Mpangwe verwandter Buley, welche in diese Gegend vorgedrungen sind, und hat seine jetzige Stellung usurpirt. Bereits bei unserm Eintritt in das sauber gehaltene Dorf gab mir der Stellvertreter des Häuptlings, ein Onkel desselben, seinen Mißmuth über unser Kommen durch sein äußerst mürrisches Wesen zu erkennen, worauf ich ihm sagte, daß er kein Freund der Weißen zu sein scheine, wir würden daher keinen längern Aufenthalt bei ihm nehmen, sondern ich verlange nur für mich und meine

Leute gegen Bezahlung Essen für diesen und die drei folgenden Tage, an welchen ich unbewohnten Urwald zu passiren habe.

Der Angesprochene nickte und zog sich zurück. Ich ließ die Zelte mitten auf dem Dorfplatze aufschlagen und gab, um den Ausbruch von Feindseligkeiten zu vermeiden, strengen Befehl, nicht in die bewohnten Häuser der Eingeborenen zu gehen, nichts aus den umliegenden Farmen fortzunehmen und vor allen Dingen kein „women-palaver" anzuzetteln. Gerade hier war es für meine Leute äußerst schwer, den Verführungen der schwarzen Tunga-Damen zu widerstehen; der Häuptling hatte seinen ganzen Harem zurückgelassen, und die Frauen mochten in ihrer Verlassenheit über das Kommen der uniformirten Expeditionsträger wol eine ähnliche Freude empfinden, wie unsere einheimischen Landmädchen beim Erscheinen des Militärs. Auch die afrikanischen Mädchen kennen Liebe, und auch hier macht sie erfinderisch. So hatte ein junges Mädchen einen meiner Träger an einen versteckten, lauschigen Platz geführt, um sich dort ihre gegenseitige Liebe zu gestehen. Aber die Eifersucht wachte. Ein älterer Neger, der Besitzer jener kleinen Sklavin, hatte ihre Abwesenheit bemerkt, die Umgegend nach ihr abgesucht und schließlich gefunden, was er suchte. Während er sein Weib für ihren Ehebruch züchtigte, war der Seladon entsprungen. Keifend kam nun der Alte zu mir und verlangte Genugthuung. Ich hielt ein kurzes Verhör ab und, nachdem der Schuldige ermittelt war, ließ ich ihn dem Gesetze gemäß zwanzigmal die Bekanntschaft mit der Flußpferdpeitsche machen. Nachdem so dieses Vergehen gesühnt war, verlangte ich endlich — es war bereits Abend geworden — das zu liefernde Essen. Als aber auf meine wiederholte Anfrage keine Antwort des stellvertretenden Häuptlings eintraf, ließ ich ihm kategorisch erklären, daß falls morgen früh bei Sonnenaufgang kein Essen auf dem Marktplatz sei, ich mir selber solches suchen würde.

Als ich am folgenden Morgen den Platz betrat, saßen die



Eingeborenen, wie tags zuvor, mit denselben gleichgültigen Mienen, die mir ihren passiven Widerstand anzeigten, regungslos da. Von Essen keine Spur! Ich schritt entrüstet auf den Onkel des Häuptlings zu, um ihn über sein Verhalten zur Rechenschaft zu ziehen. Da sprang plötzlich ein Eingeborener aus einer der naheliegenden Hütten und legte seine in der Hand gehaltene Feuersteinflinte auf mich an. Glücklicherweise war der aufgeregte Mann von meinen Leuten rechtzeitig bemerkt worden, und im Moment, ehe noch der Schuß losgehen konnte, lag er zu Boden geworfen da. Jetzt war natürlich das Signal zum Ausbruch der Feindseligkeiten gegeben. Die Eingeborenen stürzten schreiend in den Busch, und hier und da knallte ein Schuß auf uns zurück. Um nun für etwaige Folgen Geiseln zu besitzen, ließ ich jetzt alles, was noch nicht entflohen war, festnehmen. In fünf Minuten hatten wir 13 Weiber und 4 Männer als Gefangene gefesselt. Wir verproviantirten uns nun in Ruhe für drei Tage und zogen am nächsten Morgen in der Frühe ab.

Wie gut die Festnahme der 17 Personen gewesen war, sollte uns erst in den nächsten drei Tagen klar werden, wo wir wieder dichten, unbewohnten Urwald durchschreiten mußten. Wir merkten deutlich, daß wir zeitweise von unseren Feinden begleitet wurden, aber niemand wagte uns zu beschießen, aus Rücksicht auf die gleichmäßig in der Colonne vertheilten Gefangenen.

Die Festnahme von Geiseln ist eins der empfehlenswerthesten Mittel bei drohenden Kämpfen und oft werden diese dadurch vermieden. Die bei der Festnahme, die natürlich nur im Nothfalle erfolgen darf, gesteigerte Aufregung der Eingeborenen und ihr Wuthgeheul sind nur ein Ausdruck ihrer nunmehrigen Ohnmacht.

Am dritten Tage mittags erreichten wir abermals den Lokundye und gingen auf einem übergelegten Baumstamme auf sein linkes Ufer über. Hier lag auf einer Anhöhe das Ngumba-

dorf Mlole. Der alte Häuptling, der auf Tunga eifersüchtig war, hieß uns herzlich willkommen. Er bewirthete uns reichlich und gab uns am folgenden Tage einen seiner Söhne mit als Führer in das Yaúndeland.

Als wir nach zweistündigem Marsche ein kleines Dorf passirten, kam uns plötzlich ein riesengroßer, stattlicher, junger Neger von etwa 22 Jahren mit zahlreichem Gefolge entgegen. Er stellte sich mir durch meinen Diener Zampa als Häuptling Tunga vor und bat mich, einen Augenblick verweilen zu wollen. Nachdem wir auf zwei herbeigeschafften Strohbänken einander gegenüber Platz genommen hatten, bat Tunga für die Ungezogenheit seines Onkels um Vergebung. Als Zeichen seiner friedlichen Gesinnung übergab er mir einen schönen Schafbock als Geschenk. Durch die Bitten und Versicherungen des heuchlerischen Schurken ließ ich mich endlich bewegen, die Gefangenen freizugeben, und nachdem ich ihm noch einige Mahnungen mit auf den Weg gegeben hatte, entfernte er sich wieder auf einem Wege, der in südlicher Richtung führte. Ich setzte den Marsch nach Osten bis zur Dunkelheit fort und schlug mitten im Walde das Nachtlager auf.

Trüb brach der Morgen des verhängnißvollen 14. Juni herein. Durch die bei uns weilenden Yaúndehändler, welche sich seit Bipindi der Karavane angeschlossen hatten, wurde ich vor dem rachsüchtigen Charakter des Häuptlings Tunga gewarnt. Anfänglich überhörte ich diese Warnungen, ergriff jedoch vorsichtshalber Maßregeln gegen einen plötzlichen Ueberfall. Zunächst vertheilte ich die unbelasteten Schützen an die beiden gefährdetsten Punkte, Tête und Queue, ließ die schlecht bewaffneten und ungeübten Karavanenträger in die Mitte der Colonne einrangiren, alles dicht aufschließen und die Gewehre laden. In dieser Ordnung traten wir in den zerklüfteten Urwald des zweiten Randgebirges ein. Bald erkannte ich die Berechtigung der Warnung der ängstlichen Yaúndehändler.



Ueberfall durch Tunga. S. 161.

Vorn an der Spitze marschirend, konnte ich auf dem feuchten Fußpfade deutlich die vor mir herlaufenden Fußspuren unserer Gegner beobachten. Immer dichter wurde der Wald, immer zahlreichere Felsblöcke verhinderten zu beiden Seiten des Weges die Aussicht. Endlich stieg vor uns zur linken Hand, parallel zum Wege laufend, eine steile Felswand auf. Die Fußstapfen auf dem Pfade waren plötzlich verschwunden; hier also mußte uns der Hinterhalt gelegt sein. Durch das bei mir geführte Signalhorn ließ ich Achtung blasen. Der an der Queue marschirende Cornelius antwortete. Ich beschloß unseren Gegnern zuvorzukommen, befahl, schnell die Lasten niederzulegen, und ging mit „Marsch, Marsch“ gegen die Felsblöcke vor. Wir hatten uns kaum in Bewegung gesetzt, als auf 20 Schritt aus 100 Gewehren sich eine Salve löste, die mehrere meiner Leute niederstreckte. Trotzdem führten wir den Anlauf durch. Als wir an die Stelle des Hinterhalts kamen, war der Gegner spurlos verschwunden; statt dessen hörten wir auf eine Entfernung von knapp 100 Schritt unsichtbare Stimmen ein Siegesgeheul anstimmen. Zum Schluß erhob sich die weithin schallende Stimme Tunga's und verkündete uns, daß mit diesem Ueberfall nicht etwa schon seine Rache gekühlt sei, daß er uns vielmehr bis in die Nacht hinein, bis zu unserm Lagerplatze angreifen werde.

Durch unsern Führer und Dolmetscher ließ ich erwidern, daß ich äußerst erfreut wäre, auf diese Weise Gelegenheit zu haben, ihm seine feige Hinterlist heimzuzahlen. Zum Zeichen, wie wenig uns seine Worte erschreckten, ließ ich von meinen Leuten einen lustigen Gesang anstimmen und marschirte, nachdem ich die Verwundeten verbunden hatte, wieder meines Weges weiter. Nach einer Viertelstunde erblickte ich wieder die Fußspuren auf dem Wege, und bald darauf flog uns von einer vor uns liegenden Anhöhe herab abermals ein Hagel von Eisenstücken entgegen. Und wiederum dasselbe Nachspiel: kein

Gegner zu sehen und aus der Ferne das unverschämte Siegesgeheul der Angreifer.

Nunmehr hatte ich die Angriffsweise der Gegner erkannt; sie legten sich stets am Wege an geeigneter Stelle in den Hinterhalt, und sobald sie ihre Gewehre (Percussionswaffen mit Eisenstücken geladen) abgeschossen hatten, verschwanden sie im Busch, suchten dort möglichst schnell uns einen Vorsprung abzugewinnen, benutzten, um schneller vorwärts zu kommen, in angemessener Entfernung vor uns herlaufend, aufs neue den Weg und erspähten einen neuen Hinterhalt.

Der dichte westafrikanische Urwald ist das gefährlichste Terrain für die auf den schmalen Buschpfad angewiesene Karavane; er ist selbst gefährlicher als das mehrere Meter hohe Schilfgras der Savanne. Hier ist der Gegner nur gegen Sicht gedeckt, eine auf den Pulverrauch abgefeuerte Kugel ist in der Lage, ihr Ziel zu erreichen, dort aber halten Baumstämme oder Felsblöcke das Geschoß, das nur blindlings nachgesandt werden kann, auf. Im Graslande kann der Führer sich, falls Trockenzeit ist und der Wind in der Wegrichtung geht, aus der momentanen unangenehmen Situation durch das Anstecken des vom Feinde besetzten Grasfeldes sichern und den Gegner ausräuchern. Es ist dies zwar kein Mittel von langer Dauer, da ein continuirliches Anzünden der einzelnen durch Bäche und kleine Buschstreifen getrennten Grasfelder zu viel Zeit erfordern würde, immerhin aber hat es doch momentan einigen Erfolg. Alle übrigen Präservativmaßregeln, wie Hineinschießen von Salven in eventuell besetztes Grasland, dürften sich bei den im Innern operirenden Expeditionen in Rücksicht auf die Kostbarkeit der Patronen, da hier jeder Ersatz fehlt, von selbst verbieten. Wieviel Munition und wieviel Träger für diese wären wol für eine längere Reise nothwendig, wollte man beim Durchschreiten eines jeden verdächtigen Grasfeldes derart vorsichtig sein! Es ist ein unangenehmes Gefühl, in ein so bedecktes Terrain, sei

es Urwald oder Savanne, einzutreten, ohne die Möglichkeit, die Gefahr zu vermeiden; denn wie sollte man eine sich auf mehrere Quadratmeilen ausdehnende Grasebene oder einen viele Meilen breiten Urwaldgürtel umgehen? Man muß eben in den Hinterhalt hinein und — kommt auch in den meisten Fällen wieder hinaus, wenn man nur die rechten Maßregeln trifft. Der schwarze Gegner scheut meist die für die Karavane gefährlichste Kampfesart, den Nahkampf, er ist zu feige und will beim Gefecht gedeckt, geschützt sein. Ereignisse, wie der Ueberfall der Zelewski'schen Expedition durch die Wahehe gehören zu den Seltenheiten. Einen offenen Kampf führen überhaupt nur die Stämme, die noch keine Feuerwaffen besitzen und zur Handhabung ihrer Speere und Pfeile ein freieres Terrain nöthig haben, und auch diese nur bedingungsweise, indem sie sich vor Beginn des Kampfes auf Tragweite ihrer Waffen verbergen. Die so bewaffneten Bati z. B. überfielen uns, obgleich sie die Gelegenheit dazu gehabt hätten, nicht im klafterhohen Schilfgrase, sondern im hüfthohen Dünngrase, nachdem sie sich vorher zu beiden Seiten des Weges, 30 bis 40 Schritt entfernt von uns, verborgen hatten.

Hiernach ergibt sich ferner, daß die dem Europäer gefährlichste Waffe nicht, wie viele glauben, Speer und Pfeil, sondern gemäß dem Charakter des Weges und dem afrikanischen Terrain die Feuerwaffe ist, und zwar die alte „harmlose" Feuerstein- oder Percussionsflinte. Mit einigen hundert Eisenstücken geladen und auf nahe Entfernung abgeschossen, verfehlt sie selten ihr Ziel, wogegen das Patronengewehr mit einer einzelnen Kugel bei der mangelhaften Schießausbildung des Afrikaners wirkungsloser ist.

Aber gegen jedes Mittel gibt es Gegenmittel, gegen jede Maßregel gibt es Gegenmaßregeln. Eine Sicherung seitwärts ist im allgemeinen infolge der Dichtigkeit des Gebüsches oder des Grases unmöglich; nur der Eingeborene, der die Gegend

genau kennt, weiß die Stellen, Elefanten- oder sonstige Wildpfade, auf welchen er sich heranschleichen kann. Eine Spitze vorauszusenden würde zwecklos sein, da die versteckt lauernden Eingeborenen sie ungehindert passiren lassen würden. Alle Detachirungen laufen außerdem Gefahr abgeschnitten zu werden und schwächen das Gros. Der Expeditionsführer muß den geringen Vortheil, den das gefährliche Busch- oder Grasland ihm bietet, ausnutzen. Dieser Vortheil besteht einzig darin, daß die Expedition sich auf dem ebenen Pfade fortbewegt, wogegen der seitlich verfolgende Gegner den dichten Busch durchschreiten muß. Wenn nun auch der Eingeborene im Ueberwinden der Terrainschwierigkeiten fast die Gewandtheit des Wildes erreicht, so dürfte es ihm doch auf die Dauer schwer fallen, mit dem flotten Marschtempo der Karavane Schritt zu halten. Alles kommt daher darauf an, daß der Führer an den gefährlichen Stellen seine Leute zu ununterbrochen schnellem Tempo anhält, und daß die Colonne dicht aufgeschlossen bleibt, um einem eventuellen Nahkampf mit aller Macht begegnen zu können; doch wird dieser von dem Gegner angesichts einer geschlossenen Abtheilung wol vermieden werden. Abgabe von Schüssen oder gar Offensivstöße haben an solchen Stellen keinen Nutzen, sie fördern nur die Zwecke des Gegners, sie gehen in die Luft und stärken das moralische Gefühl des Feindes; sie kosten Zeit, die jener benutzt, um von neuem Hinterhalte zu legen.

Nach diesen Principien handelte ich auch hier. Bei einem kurzen Halt gegen Mittag theilte ich den Trägern meine Ansicht mit und eröffnete ihnen, daß unsere Rettung einzig in schnellem, geschlossenem Marschiren bestehe, um bald den Wald hinter uns zu haben und ein Dorf zu erreichen. Sie sollten sich bei Verwundungen möglichst selbst nothdürftig verbinden, da eine längere Behandlung meinerseits nur schädlichen Aufenthalt bereite. So wurde denn von nun an ein schnelleres Tempo eingeschlagen, und die Karavane marschirte, rastlos vor-

wärtsdrängend, weiter, der Schüsse nicht achtend, die dann und wann noch auf uns niederprasselten. Ich hatte auch die Genugthuung, daß mit der Zeit die Angriffe unserer unsichtbaren Feinde immer seltener wurden, ein Beweis für die Richtigkeit meiner Maßregeln. Abends gegen 5 Uhr bei eintretender Dunkelheit, welche hier im dichten Urwald fast eine Stunde früher hereinbricht, kamen wir an einen kleinen Bach, wo ich, um mich zu orientiren und meinen Leuten eine kleine Erholung zu gönnen, Halt machte.

Mein Führer, der sich seit Beginn des Angriffs von der Spitze zurückgezogen hatte, erklärte mir nunmehr, daß hier Tunga's Reich zu Ende sei und wir schon Yaúndegebiet erreicht, infolge dessen keinen Angriff mehr zu gewärtigen hätten. So dehnte ich denn im wiedererwachten Sicherheitsgefühl das Rendezvous länger aus, als ich beabsichtigt hatte. Nach halbstündiger Rast brachen wir auf. Nun setzte sich der Moleführer wieder an die Spitze und ging vor mir her. Kaum hatten wir indeß seit einigen Minuten den Lagerplatz hinter uns, als plötzlich aus der Dunkelheit mehrere Schüsse auf eine Entfernung von nur fünf Schritt auf uns abgefeuert wurden, und mein Führer lautlos zu meinen Füßen zusammenstürzte. Trotzdem die hinterlistigen Gegner sofort verschwunden waren, schoß ich doch mehrere Schüsse in der Richtung des Pulverdampfs ab, um meiner von Wuth erfüllten Seele Luft zu machen. Ein kurzer Aufschrei aus einiger Entfernung war die Antwort auf mein Schießen. Kein Siegesgeheul, dies verhaßte „Ho, Ho", das uns den ganzen Tag verfolgt hatte, ertönte diesmal. So hatte es denn der Zufall gefügt, daß bei diesem ungleichen Kampfe auch die andere Seite einen Verlust zu verzeichnen hatte; denn, wie ich später erfuhr, war einer der angesehensten Buleyleute durch diesen Schuß schwer verwundet worden. Aber auch unser Verlust bei diesem Rencontre war schwer und konnte uns noch verhängnißvoll werden. Als ich

mich zu dem Körper unsers Führers, den ich nur verwundet glaubte, niederbeugte und ihn untersuchte, fand ich ihn bereits todt; drei Schüsse in die Brust hatten ihn auf der Stelle getödtet.

Tiefe Finsterniß war allmählich hereingebrochen, und wir mußten nun ohne Führer durch diesen Urwald vorwärtstappen und nach dem Wege suchen. Ich verzweifelte beinahe an diesem Beginnen, denn um mich her war alles tiefschwarz, ich konnte kaum meine eigene Hand sehen; aber jetzt lernte ich die Adleraugen meiner Schwarzen und ihren Tastsinn kennen und bewundern. Zampa besonders behauptete immer den Weg zu sehen und zu fühlen, und er mußte wirklich die Wahrheit gesagt haben, denn nach Verlauf einer weitern Stunde, während welcher wir noch immer mit einigen Schüssen bedacht worden waren, tönte uns aus der düstern Nacht plötzlich eine tiefe Grabesstimme entgegen. Auf neuen Kampf gefaßt, nahm ich schon meinen Carabiner zur Hand, als mir Zampa zurief: „Massa, Massa, Yaúnde, Yaúnde!"

Wir hatten die Farm des ersten Yaúndedorfes Akatburo erreicht, und die uns entgegengerufenen Worte kamen aus dem Munde des alten, ehrwürdigen Häuptlings, welcher uns erklärte, daß die Yaúnde die Freunde der Weißen seien und sie mit Freuden als Gäste bei sich aufnähmen.

Gegen 10 Uhr waren alle meine Träger bis auf einen, der noch in später Nacht im Dorfe eintraf, vollzählig versammelt, aber jemand vermißte ich: meinen treuen, schönen Neufundländer Bob. Als ich mich suchend nach ihm umschaute, erzählte mir sein Pfleger, daß er, durch einen Schuß tödlich getroffen, niedergestreckt und am Wege zurückgelassen sei.

Mein kleines Pferd, Ngilla's Geschenk, das sich auf dem schönen Weideplatz in Kribi gut ausgefuttert hatte, war zwar ohne Verletzung durchgekommen, indessen war es durch die schlechte Pflege und das anstrengende Klettern im Urwalde der-



art heruntergekommen, daß es kaum noch einen Fuß vor den andern setzen konnte. Es brach am nächsten Tage zusammen und stand nicht mehr auf. Im übrigen hatte das Thier genügende Beweise von der Zähigkeit seiner Rasse abgelegt.

Diese kleinen afrikanischen Pferde sind von enormer Ausdauer und halten sich nicht nur auf dem innern Plateau, sondern bei guter Fütterung (Gras und Korn oder Mais) auch an der Küste. Den besten Beweis hierfür liefert Lagos, wo Hunderte von Pferden existiren. Mein armer Gaul war bei gewöhnlichem Grasfutter in Kribi herrlich gediehen. Einem zwölftägigen, anstrengenden Marsche durch Urwald bei spärlicher Reiskost war er schließlich erlegen.

Alle Verwundungen meiner Leute, die ich nun einer eingehenden Untersuchung unterzog, waren nicht schlimmer Art, vielfach nur Prell- oder Streifschüsse. So war ich selbst durch drei Eisenstücke am rechten Schienbein getroffen worden, jedoch hatte meine gute Ledergamasche ein unangenehmes Passiren verhindert. Interessant war mir, bei der Behandlung der Wunden von neuem die große Gefühllosigkeit der Neger kennen zu lernen. Es scheint fast, als ob sie keine Nerven besäßen. So mußte ich einen Elminamann, der einen Schuß in den Rücken mit langem Kanal hatte, an mehreren Stellen schneiden, um die eingedrungenen Fetzen des wollenen Hemdes und schließlich das Geschoß selber herausziehen zu können. Bei dieser, eine halbe Stunde dauernden Operation hat der betreffende Patient kaum einmal gezuckt. Dagegen besitzen alle Neger vor dem sichtbaren Operationsinstrument eine fast kindische Angst. So lief ein anderer, dem ich ein vorn am Oberarm dicht unter der Haut sitzendes Eisenstück mit dem Messer freilegen wollte, beim bloßen Anblick desselben schreiend davon. Der Ruhetag, den ich mir und den Leuten in Anbetracht der überwundenen Strapazen gewährte, ging unter dieser ärztlichen Thätigkeit rasch genug dahin.

Am 16. zogen wir, fröhlich und wohlgemuth von den neugewonnenen Freunden wieder Abschied nehmend, weiter. Bei dem Dorfe Kuambe kreuzten wir die alte Route vom vergangenen Jahre, wodurch wir nunmehr in den südlichern Theil des diesseit des Nyong gelegenen Yaúndelandes eindrangen. Gerade hier traf ich die größten Dörfer an, und die Bewohner derselben zeigten sich als ebenso freundliche und fröhliche Yaúnde, wie ich sie im Vorjahre schon in den anderen Theilen des Landes kennen gelernt hatte.

Den Nyong oberhalb meiner letztjährigen Passage überschreitend, gelangte ich schließlich am 24. Juni nach der Yaúndestation, die ich durch die rege Thätigkeit Zenker's an Bauten und Farmen bedeutend vergrößert und verschönert vorfand.



Flucht der Maûnde auf die Station.

Elftes Kapitel.

Die Bestrafung der Bava.

In meinem Tuskulum richtete ich es mir behaglich ein. Ich wollte zunächst den Nachschub der Karavane erwarten, ehe ich die Weiterreise antrat. In dem kleinen, an der Südseite der Station gelegenen Lehmhause, das aus zwei Gelassen und einer kleinen Veranda bestand, hatte ich Wohnung genommen, da das große, in der Mitte des Hofes erbaute Wohnhaus noch nicht unter Dach gebracht war. In dem vergrößerten Mannschaftsschuppen zu beiden Seiten meines kleinen Hauses fanden die mit mir angelangten Träger Unterkunft.

Nun begann ein geregeltes, arbeitsvolles Leben, wie es exacter kaum in der Kaserne einer deutschen Truppe geführt werden kann.

Morgens 6 Uhr, wenn der erste Sonnenstrahl auf den Hof fiel, trat die ganze Stationsmannschaft, ausgenommen die Abcommandirten, wie Köche, Diener und Viehhirten, mit Gewehr zum Morgenappell an. Nachdem Waffen und Anzüge revidirt waren, begannen einstündige Ziel-, Anschlags- und Gefechtsübungen, denen sich hin und wieder, soweit es unser Patronenvorrath zuließ, ein Schießen mit scharfen Patronen auf 50—100 m auf dem in der nördlichen Farm gelegenen Schießstande anschloß. Nach Schluß der militärischen Exercitien wurden die Gewehre fortgestellt und die blauen Uniformsjacken ausgezogen. Nun erfolgte die Arbeitsvertheilung. Ein Trupp ging unter Führung eines Headman in den nahegelegenen Wald, um Baumstämme zu fällen, wozu er vorher Aexte aus dem Werkzeugschuppen empfing. Eine zweite Abtheilung rückte mit ihren Buschmessern bewaffnet in die weitere Umgegend ab, um Gras und anderes Futter für die Schaf- und Ziegenheerden, deren Kopfzahl inzwischen auf 120 Stück angewachsen war, zu holen. Andere arbeiteten als Handwerker, besonders als Zimmerleute an den Häusern. Die Expeditionsweiber, zehn bis zwölf an der Zahl, gruben und hackten in den Farmen.

Auf dem abgezäunten Marktplatze hatten sich inzwischen die Eingeborenen mit Lebensmitteln eingefunden und boten sie uns zum Verkauf feil. Einer unserer Leute, ein Batangamann Namens Bonyo, der die Yaúndesprache völlig beherrschte, war angestellt und hatte auch den ganzen Vormittag vollauf damit zu thun, um mit den Eingeborenen wegen Einkaufs der Vegetabilien (Planten, Bananen, Zuckerrohr und süße Kartoffeln), sowie um die Preise der Hühner zu feilschen. Kamen Schafe oder Ziegen auf den Markt, so schloß Zenker, manchesmal nur mit großer Mühe, den Kauf ab.

Wir Europäer nahmen mit Cornelius während des Abrückens der Arbeiter unser erstes Frühstück ein, bestehend aus einer Tasse Thee und einem in Butter oder Palmöl gebratenen, manchmal auch gekochten Huhn. Schon vorher hatte Zenker oder ich die jetzt unter dem Dach der Speisehalle befindlichen meteorologischen Instrumente abgelesen. Nach dem Frühstück begaben wir uns jeder an seine Thätigkeit. Cornelius hatte in der Regel die Außenarbeiter zu überwachen, Zenker behandelte die Kranken, begleitete mich auch auf dem Rundgang durch die Stationsanlagen oder präparirte Vögel oder Käfer. So ging der Vormittag schnell dahin, und ich war meist mit meinen Inspectionsgängen noch kaum fertig, als schon um 11 Uhr das Signal „Sammeln" ertönte und Hof und Gebäude alsbald wieder von Hungrigen wimmelte. Das Essen wurde nun an die einzelnen Stämme gleichmäßig vertheilt, und bei einigen Planten und Bananen wurde eine wohlthuende, ausgedehnte Ruhepause gehalten, da die Hauptmahlzeit bis zum Abend aufgeschoben blieb und die Mittagsglut ein regelrechtes Arbeiten nicht aufkommen ließ. Wir genossen unsern Lunch, unter Ergänzung des Thees durch ein Glas Rothwein, solange wir noch in dem glücklichen Besitze von solchem uns befanden, und überließen uns alsdann in den kühleren Häusern der Lectüre einiger mitgebrachter Werke und Schriften. Um 2 Uhr begann die Arbeit überall von neuem und währte bis 6 Uhr. Den Feierabend wandten sämmtliche Leute nützlich an, indem sie sich in dem kleinen, am Nordabhange vorbeifließenden klaren Bach in der Abendkühle durch ein Bad erfrischten. Wir Europäer hatten dort für uns eine gezimmerte, mit Schutzdach überdeckte Badeanstalt eingerichtet, die in lieblicher, stiller Umgegend oft durch ihre schöne Lage mich veranlaßte, meine Mußestunden dort lesend oder nachdenkend zuzubringen.

So war für die Leute denn die Hauptmahlzeit herangerückt, und fröhlich schwatzend und schmatzend verzehrten sie ihr ihnen

zugemessenes Theil, während wir unser Huhn auch zur Nacht mit Appetit genossen. Den Abend beschlossen wir in der Unterhaltung bei einer echten „Yaúndecigarre“; denn Zenker hatte vor kurzem eine vorzügliche Tabacksernte gehalten. Regelmäßig um 9 Uhr suchte alles sein Lager auf, Licht und Feuer erloschen, und nur der monotone Zuruf der Posten oder das Blöken eines Schafes drang durch die stille Nacht. In ähnlicher Weise verliefen alle Wochentage, höchstens unterbrochen durch den Besuch irgendeines bekannten Häuptlings oder ab und zu auch durch einen größern Ausflug in die Umgegend; doch die Grundeintheilung blieb dieselbe.

Nur Sonntags sah es anders aus. Kein Lärmen der zur Arbeit gehenden Leute, kein Schimpfen der Headleute war zu vernehmen, eine wohlthuende Ruhe lag über der ganzen Station ausgebreitet. Im dolce far niente verging den Trägern vor ihren Häusern der Vormittag; sie erzählten sich ihren Lebenslauf, machten Zukunftspläne, lachten und scherzten miteinander, oder sie lagen auch auf der Seite und schliefen Vorrath. Gegen Abend aber wurde getanzt mit wüstem Gesang und Geschrei, wobei die Feststimmung stets einen ganz besonders hohen Grad erreichte, wenn es zu Mittag ausnahmsweise Fleisch gegeben hatte.

Als ein solcher beschaulicher Sonntag begann auch der 13. Juli. Wie gewöhnlich hatte ich mich um 6 Uhr von meinem Lager erhoben, mein Bad und sonstige Toilette vollendet. Ich nahm meine meteorologischen Observationen vor und konnte dabei in die Rubrik „Bedeckung“ eintragen: „klar, einzelne Cirruswolken im Westen“. Nach dem Frühstück zog ich mich in mein kleines Lehmhaus zurück. Ruhe und Frieden lag über der Station. Meine Schwarzen hatten sich auf schattigen Plätzen im Hofe ausgestreckt und genossen in vollen Zügen die Sonntagsruhe. Ich nahm mein Vademecum, Nachtigal's Reise-

werk, zur Hand und vertiefte mich in seine für mich besonders interessanten Erzählungen über die Sudanstaaten.

Eine Stunde lang mochte ich so gesessen haben, als plötzlich aus östlicher Richtung die kurz abgerissenen Alarmtöne der Signaltrommel erklangen. Gleich darauf stürzte Zampa in meinen Raum mit den Worten: „The Bavas are coming!!“ Und nun kamen von allen Seiten her flüchtende Yaúndeweiber mit Kindern und Hausgeräth auf Kopf und Rücken nach der Station gerannt. Bald erschien auch Zonu, der von mir eingesetzte Oberhäuptling der angrenzenden Yaúnde, mit seinen Kriegern zum Kampf gerüstet. Im Nu war das idyllische Stillleben in ein kriegerisches Lagerbild umgewandelt. Mein Carabiner ward von der Wand genommen, und mit 25 meiner Togoleute ging ich durch Zonudorf auf die in östlicher Richtung aufsteigenden Rauchsäulen zu.

Die Vorgänge, die zu diesem plötzlichen Einfall geführt hatten, waren folgende gewesen.

Während die Beziehungen zu den Nachbarn in der Zeit meiner Abwesenheit gute geblieben waren, hatten sich die drei Stunden östlich der Station sitzenden Bava gegen Zenker feindselig benommen. Bald nach meinem Abzug im December 1889 war Zenker mit zehn Expeditionsleuten zu den Bane, welche als östliche Nachbarn an die Bava grenzen, aufgebrochen, um in dem reichen Lande Schafe und Ziegen anzukaufen. Auf dem Wege dorthin wurde er beim Passiren eines Bavadorfes von dem mitgenommenen Yaúndeführer auf zwei an der Erde hockende, halbverhungerte Individuen aufmerksam gemacht. Hände und Füße waren in einem Holzpflock derart festgehalten, daß die letzteren in der Mitte, die beiden Hände zu den beiden äußeren Seiten durch vier in dem Pflock angebrachte Löcher gezwängt waren. Durch Holzstifte, welche in beide Hand- und Fußgelenke eingeschlagen waren, wurde ein Zurückziehen aus den Löchern verhindert. Bei näherm Hinzutreten erkannte

Zenker in den Unglücklichen zwei befreundete Yaúndeleute. Sie berichteten, daß sie schon seit drei Monaten in dieser entsetzlichen Lage hockten, daß man sie nur ganz nothdürftig ernährt habe, um sie gerade vor dem Hungertode zu schützen. Die Ursache der Gefangenschaft seien Spielverluste, die sie nicht zu ersetzen vermocht hätten.

Das betreffende Spiel, von dem ich schon früher gesprochen habe, wird gerade hier in Yaúnde und in der Nachbarschaft mit einer derartigen Leidenschaft betrieben, daß das Ende erst dann eintritt, wenn einer der Partner sein Vermögen und sogar seine eigene Freiheit verspielt hat. Sobald er nicht mehr zahlen kann, wird er festgenommen und, wenn seine Angehörigen ihn in einer gewissen Frist nicht auslösen, als Sklave verschachert. Leider erfolgt in diesem Falle noch eine grausame Procedur mit dem Unglücklichen: um ihn als Sklaven zu kennzeichnen, drückt man ihm entweder ein Auge aus oder schneidet ihm ein Ohr ab.

Zenker ließ natürlich die Gefangenen aus ihren Fesseln befreien und, da sie zu schwach zum Gehen waren, durch Expeditionsleute forttragen. Die Einwohner des Dorfes, die sich inzwischen um die Gruppe gesammelt hatten, waren über das nach ihrer Ansicht unberechtigte Einschreiten des Weißen derartig erregt, daß sie den Abziehenden ihre Speere nachwarfen und dabei Zenker und zwei seiner Leute verwundeten. In Anbetracht der geringen Stärke zog sich nun das kleine Corps zurück und erreichte glücklich die Yaúndestation, von wo ihm bereits Hülfe entgegenkam. Da Zenker jedoch nicht im Stande war, eine Bestrafung der Bava, welche die Angelegenheit zur Stammessache machten, infolge der Schwäche der damals nur 40 Mann starken Besatzung der Station vorzunehmen, so wartete er meine Ankunft ab.

Bald nach meinem Eintreffen, am 30. Juni, hatte ich sämmtliche Häuptlinge der umliegenden Yaúndeortschaften durch die

große Palavertrommel zusammenrufen lassen. Es waren etwa 30 Häuptlinge unter Führung Zonu's, dessen Dorf dicht an der Station gelegen ist, erschienen. Ich hielt es für nöthig, auch diesen mir ergebenen Häuptlingen meine Ansichten in Bezug auf Sklavenhandel und Sklavenbehandlung darzuthun, sowie sie auf ihre unsinnigen, abergläubischen Sitten aufmerksam zu machen, die ich in Zukunft nicht mehr dulden wollte.

Schon zu verschiedenen malen hatte Zenker Menschenopfern durch militärisches Einschreiten vorbeugen müssen. Gerade noch in jüngster Zeit hatten bei dem Tode eines an Altersschwäche verstorbenen Häuptlings zwei junge Frauen desselben abgeschlachtet werden sollen, da man in ihnen die Ursache des Todes vermuthete. Dieser Aberglaube geht so weit, daß selbst bei den eclatantesten Krankheiten, bei ganz natürlichem Tode, eine übernatürliche Ursache gesucht und gefunden wird. Irgendjemand, besonders eine dem Verstorbenen nahestehende Person, zum meisten seine Weiber, müssen Schuld an seinem Tode haben.

Gerade durch unser Einschreiten gegen diese Unsitte hatten wir uns im ganzen Yaúndelande die Sympathien des weiblichen Geschlechts und schließlich, durch dessen Einfluß auf die Männer, auch die Verehrung dieser zum großen Theil erworben.

Die versammelten Häuptlinge hatten in der Markthalle, auf der Erde hockend, Platz genommen, und als ich eintrat, meldete mir Zonu, daß alle Chiefs versammelt seien. Ich hielt nun etwa folgende Ansprache: „Wir Weißen sind in euer Land gekommen, weil ihr uns von allen Völkern, welche wir passirt haben, am besten aufgenommen habt, weil euer Land genug Nahrung, sowol für euch wie auch für mich und meine Leute hat. Von dem Augenblicke an, wo ich mich bei euch niedergelassen habe, habe ich auch euern Schutz und euere Ueberwachung übernommen. Dafür verlange ich von euch als Gegenleistung unbedingten Gehorsam und ein Ablassen von



jenen unwürdigen Gebräuchen, die ein so hervorragender Volksstamm wie ihr seid nicht haben darf."

Nachdem ich mich dann misbilligend über die Menschenopfer ausgesprochen hatte, erklärte ich in Kürze, daß ich in Zukunft stets den Veranlasser solcher Greuel am nächsten Baum des Dorfes aufhängen lassen würde. Ebenso würde ich eine derartige Behandlung der Sklaven, wie sie im Bavalande jüngst sich ereignet hätte, auf das strengste bestrafen. Hierauf beauftragte ich Zonu mit der Mission zu dem Oberhäuptling der Bava. Derselbe solle sofort zur Rechtsprechung des Falles nach der Station kommen und gleichzeitig mir, als Zeichen seiner Unterwürfigkeit und als Strafe für den Angriff seiner Leute auf Zenker, 20 Ziegen senden.

Bevor ich die Versammlung wieder auflöste, hielt Zonu noch eine längere Rede, die, wenn auch weit ausgeholt, dennoch eine wahrhaft demosthenische Meisterrede war. Als er mit seiner Amtsmiene, angethan mit einem von mir geschenkten, alten rothen Jackett, einen Filzhut auf dem schon ergrauten Haupte, einige Schritte vorgetreten war, erhob er seinen Stock, trommelte mit ihm einige male auf die Erde und begann, nachdem völlige Ruhe eingetreten war: „Mahinah!" d. h. „Ich rede". Und nun floß von seinen Lippen ein dreiviertelstündiger Vortrag, der mit der Urzeit anfing und mit der Gegenwart endete, in welchem er als besondere Episode und als eine neue Richtung, die das Volk erhalten hätte, die Ankunft des Weißen bezeichnete, und daran die Mahnung an die Unterhäuptlinge knüpfte, bei den großen Vortheilen, die sie durch die Europäer empfingen, nun auch von ihren alten, schlechten Gebräuchen abzulassen und mehr die Sitten des Weißen anzunehmen, diesem überhaupt unter allen Umständen stets zu folgen und zu gehorchen. „Habt ihr gehört, was der «Ntangani bita» gesagt hat? Das habt ihr zu thun!" Also schloß die Rede, die von wiederholten „Eh, Eh"-Rufen, d. h. „Ja, Ja", begleitet worden war.

Ich vertheilte noch einige kleine Andenken, wie Perlen, kleine Zinnspiegel u. s. w. an die verschiedenen Häuptlinge und hob alsdann die Versammlung auf. Jeder kehrte in sein Dorf zurück, Zonn dagegen machte sich auf den Weg zu den Bava.

Bereits am folgenden Tage mittags kehrte mein Abgesandter mit 15 Ziegen zurück und brachte mir die Versicherung der Bava, daß sie den Vorfall mit Zenker bedauerten. Ich möchte



Ansprache an die Jaúndehäuptlinge.

vorläufig die 15 Thiere annehmen, mit den letzten fünf würde der Häuptling selbst zum Palaver bei mir erscheinen.

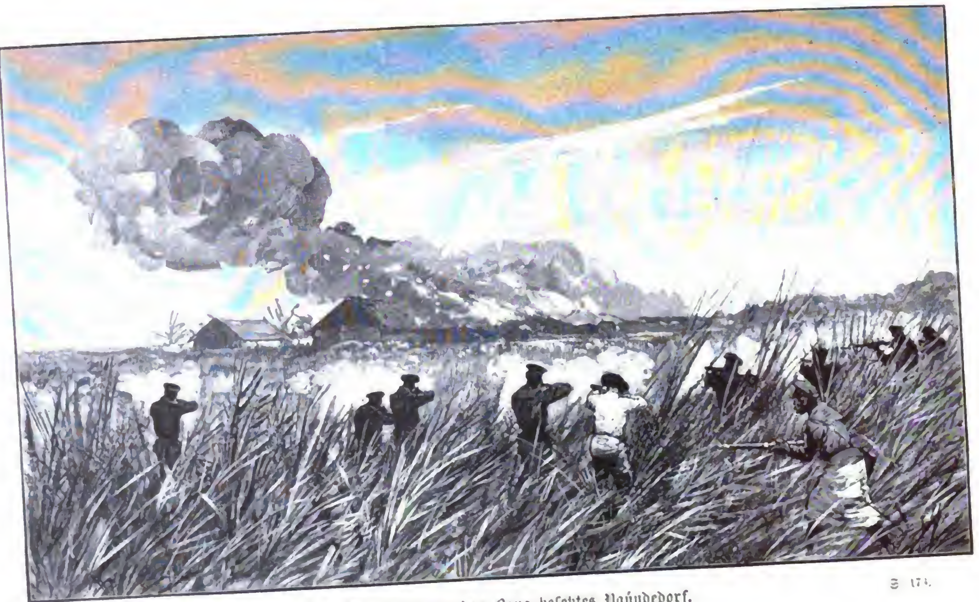
Zehn Tage waren seitdem verflossen, ohne daß irgendeine Nachricht aus dem Bavalande zu uns gedrungen wäre. Abermals sandte ich nun einen Abgesandten dorthin, der meinen Befehl überbringen sollte, sofort das Versäumte nachzuholen. Aber schon nach einigen Stunden kehrte dieser eiligst mit der Meldung zurück, daß ihm im ersten Bavadorfe gesagt worden

wäre, wir sollten es nicht wagen, wieder in das Land zu kommen, sonst würde es mir ebenso gehen wie meinen Vorgängern Kund, Tappenbeck und Weißenborn, von denen sie annahmen, daß sie bei dem Bakoko-Ueberfall 1888 getödtet worden seien.

Da ich zunächst unnöthiges Blutvergießen vermeiden wollte, schickte ich am nächsten Morgen, dem Tage vor dem kritischen Sonntag, Cornelius mit 40 Mann nach dem Bavalande, um meinem Auftrage mehr Nachdruck zu verschaffen. Cornelius kehrte am Abend auch mit den restirenden fünf Ziegen zurück, und so gab ich mich der Meinung hin, die Bava hätten sich eines Bessern besonnen. Cornelius meldete zwar auch, daß sie kriegerische Vorbereitungen zu treffen schienen, aber ich wollte nicht anfangen, mir lag viel daran, möglichst im Guten mit allen Eingeborenen fertig zu werden.

Jetzt war der Einfall geschehen, die Feindseligkeiten ausgebrochen, und so beschloß ich den Kampf mit dem kleinen Häuflein — einen großen Theil meiner Expedition mußte ich zur Deckung der Station zurücklassen und 50 Mann waren vor einigen Tagen unter Zenker der Karavane des Herrn Kessel entgegenmarschirt — aufnehmen. Nachdem wir eine halbe Stunde im Eilschritt gerannt waren, erreichten wir das erste brennende Yaúndedorf. Durch dasselbe vordringend, hörten wir kaum 50 Schritt vor uns aus einem ebenfalls in Rauch aufgehenden Orte das Siegesgeheul der Bava. Die uns bis hierher begleitenden Yaúndekrieger waren plötzlich an der Queue verschwunden. Mit meinen Leuten schlich ich mich nun vorsichtig durch das hohe Gras an die Blöße, auf der das rauchende Dorf lag, heran. Als wir den Rand der Graslisière erreichten, erblickten wir circa 300 wildbemalte und geputzte Bavakrieger, die um die brennenden Häuser herumtanzten.

Wie ich vorher verabredet hatte, ertönte jetzt meine Signalpfeife, eine Salve folgte und mehrere Bava brachen zusammen.



Angriff auf ein von den Bava besetztes Yaúndedorf.

S. 174.

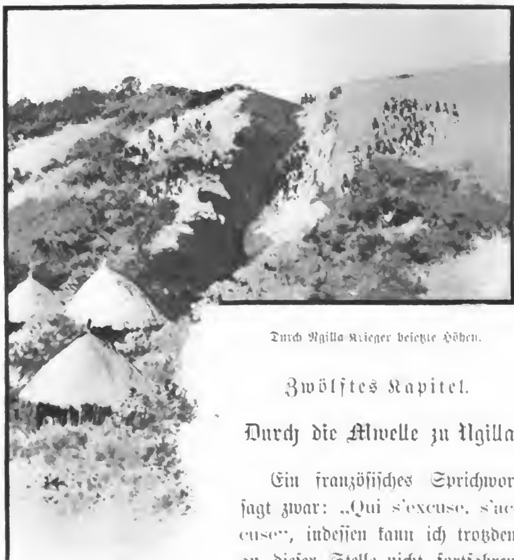
Ein weiteres Signal und mit „Marsch, Marsch, Hurrah!“ ging es auf den Haufen los, der bei unserm Erscheinen entsetzt auseinanderstob und die Flucht ergriff, ohne auch nur an Gegenwehr zu denken. Da wir auf dem ebenen Fußpfade vorwärtsstürmten, unsere Gegner dagegen sich durch das schützende hohe Gras zwängten, so waren wir bald allen unsern Feinden voraus und konnten schließlich auf einer eine Uebersicht gewährenden Anhöhe, auf welcher das Gras sehr niedrig stand, ihnen einen Riegel vorschieben. Mehrere Fliehende fielen so in unsere Hände, und die durch den Erfolg muthig gewordenen Yaúnde patrouillirten das ganze Grasland ab. Sie machten auch noch gegen 50 Gefangene. Mit mehreren hundert Yaúnde ging es darauf noch weiter in das Bavaland hinein, und die Hauptorte des Landes wurden verbrannt. Spät am Nachmittag erst wurde der Rückzug angetreten.

Am Abend dieses Tages herrschte Freude in Yaúndes Hallen. Bis nach Mitternacht wurde getrunken, getanzt und gesungen. Eine Woche später ließen die Bava um Gnade bitten, sie unterwarfen sich und versprachen, nie mehr Veranlassung zur Bestrafung zu geben. Jetzt besitzen wir auch in ihnen einen uns ergebenen Stamm, der in dem Weißen nicht seinen Verfolger sieht, sondern ihn als seinen Beschützer achtet und verehrt.

Am Abend des Gefechtstages war auch Herr Zenker nach der Station zurückgekehrt. Er war mit seinem Trupp bis Mabele, dem westlichen Grenzdorfe der Yaúnde, gelangt und hatte dort nur erfahren können, daß eine Expedition unter einem Weißen von Kribi aus in den Urwald eingedrungen war, nach zwei Tagemärschen aber wieder umgekehrt sei. Von einer anrückenden Handelskaravane war indessen nichts zu hören gewesen.

Einen vollen Monat hatte ich bereits auf der Yaúndestation zugebracht. Mehr Zeit konnte ich für meine vor mir liegende

weite Reise nicht verlieren. So hielt ich denn mit den Herren Weiler und Zenker eine Berathung ab, worin ich meine Ansicht dahin kundgab, daß die Yaúndestation sowol für die Forschungsexpedition als auch für die Handelskaravane als Hauptstützpunkt gehalten werden müsse. Zenker solle mit 38 Mann Besatzung die Leitung derselben abermals übernehmen, während ich mit 120 Expeditionsleuten und Herr Weiler mit den 34 Karavanenträgern nach Norden, vorläufig zu Ngilla, aufbrechen wollten, zumal wir auf die Ankunft der Handelskaravane unter Kessel in absehbarer Zeit doch nicht mehr rechnen konnten. Um jedoch von nun an auf unserm zukünftigen Wege zur Küste, am Sannaga entlang, einen Stützpunkt zu haben, gleichzeitig aber um auch hier Handelsbeziehungen anzuknüpfen, gab ich Herrn Weiler die Ordre, mit der Karavane unter der Bedeckung von 20 meiner Expeditionsleute sich am zweiten Marschtage von meiner Colonne zu trennen und über Balinga nach Ngilla zu ziehen, während ich die direct nördliche Richtung dorthin nehmen wollte. In Ngilla sollten wir uns wieder vereinigen und dort die weiteren Maßnahmen besprechen. Dieser Plan stieß auf keinerlei Bedenken und wurde angenommen.



Durch Ngilla-Krieger besetzte Höhen.

Zwölftes Kapitel.

Durch die Mwelle zu Ngilla.

Ein französisches Sprichwort sagt zwar: „Qui s'excuse, s'accuse“, indessen kann ich trotzdem an dieser Stelle nicht fortfahren, ohne die Gründe für meine Handlungsweise, weshalb ich von der Yaúndestation nicht nach dem Osten, nach dem Kongo, sondern nach Norden marschirt bin, darzulegen und so den von einigen Seiten gegen mich erhobenen Vorwürfen zu begegnen.

Dem gegenüber möchte ich im allgemeinen entgegnen, daß man, ohne die näheren Beweggründe eines Menschen zu kennen, nie über seine Handlungen urtheilen sollte, zumal wenn die Dinge sich über 1000 deutsche Meilen vom Kritiker entfernt abspielen. Die Gründe für meinen Abmarsch nach Norden will ich in Folgendem darlegen.

Eine große Reise nach dem Ubangi, dann Shari-aufwärts

nach dem Tsadsee und durch Adamaua zurück nach Kamerun auszuführen, war vom Moment der Uebernahme der Expedition an das Ideal meiner Wünsche. Um dieses Ideal realisiren zu können, dazu hätte aber vor allem Geld gehört, mehr Geld als mir zur Verfügung stand. Denn wenn noch während des ersten Jahres circa 80000 Mark für meine Expedition zur Verfügung gestanden hatten, sollte ich später mit 20000 Mark auskommen, die kaum genügten, die Yaúndestation zu halten, für eine ambulante Expedition jedoch nichts übrig ließen. Ich wurde gezwungen, 80 meiner besten, allerdings auch theuersten Träger, Nango aus Lagos und Togoleute, zu entlassen und dafür 30 billigere und schlechtere Akkra anzuwerben. Dieses Menschenmaterial ließ schon keinen größern Vorstoß nach Osten zu, zumal auch der Rest der Träger nur noch eine drei- bis fünfmonatliche Dienstzeit vor sich hatte. Ebensowenig war aber auch das todte Material, mein Tauschwaarenbestand, für einen Besuch der großen Reiche im Osten und Nordosten ausreichend. Die dort sitzenden Häuptlinge sind bereits an werthvollere Geschenke gewöhnt, als ich sie ihnen hätte bieten können. „Wer nicht schmiert, der fährt nicht gut", das gilt besonders für Afrika und im speciellen für diesen westlichen Theil.

Aber selbst wenn ich damals im Besitz der dazu gehörigen großen Mittel gewesen wäre, eine derartige Reise zu unternehmen, die den Zeitraum von gut 1—1½ Jahr in Anspruch genommen hätte, so hätte ich mich dennoch sehr besonnen, diese Reise auszuführen. Der Norden war zur Zeit wichtiger für uns als der Osten; dort hatte ich bereits Handelsbeziehungen angeknüpft, die, sollte alles einmal Errungene nicht wieder verloren gehen, bald weiter ausgedehnt und befestigt werden mußten. War dieser Auftrag einmal vollendet, so blieb noch immer Zeit, nach Osten vorzudringen. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden, und so wird das Hinterland von Kamerun, größer als Deutschland, auch nicht in zehn und mehr

Jahren erforscht und occupirt sein. Ein Durchrasen auf einem fußbreiten Pfade in einem mehrere hundert Quadratkilometer großen Lande bedingt noch nicht dessen Besitz. Dafür sind doch noch andere, geographische und politische Rücksichten maßgebend.

In dieser Ueberzeugung verließ ich am 21. Juli Yaúnde, um, wie verabredet, zunächst Ngilla aufzusuchen und von hier aus zu versuchen, meine weiteren Pläne zur Ausführung zu bringen. Leider ließ mich mein körperlicher Zustand nicht mit zu großen Hoffnungen in die Zukunft blicken. Eine Hautkrankheit, Krokro, die bei mir aufgetreten war, verursachte mir viele Schmerzen und hinderte mich an der Beweglichkeit meiner Glieder. Meine beiden Ellbogen waren in Eiterung übergegangen und zwar derart, daß ich meine Arme kaum bewegen konnte. Indeß waren bei dieser Krankheit keinerlei ernste Befürchtungen zu hegen. Anders stand es mit einer hinzugetretenen Erkrankung des Unterleibs. Ich litt seit mehreren Tagen an einer von Tag zu Tag zunehmenden acuten Dysenterie, und weder Opium noch Dower'sches Pulver, das ich in möglichst großen Dosen zu mir nahm, brachten irgendeine Besserung hervor. Trotz allem stand bei mir der Entschluß fest, von Ngilla diesmal nicht direct zur Küste zurückzukehren, sondern von dort aus einen weitern Vorstoß nach dem Bennuë zu unternehmen.

Die Verantwortung bei der Durchführung dieses Entschlusses war für mich eine große. Ich mußte den Vorstoß als einziger Europäer unternehmen, da Herr Weiler zum Handeln und Kaufen in Ngilla verbleiben sollte. Ich wußte genau, daß, wenn mir etwas Menschliches passirte, kein Mitglied meiner Expedition je die Küste wiedersehen würde. Denn abgesehen davon, daß sich die Träger ohne Kenntniß der Meßinstrumente nicht in dem unbekannten Lande zurechtfinden könnten, würden sie ohne die respecteinflößende Führung eines Weißen von den

Stämmen des Innern entweder niedergemetzelt oder in die Sklaverei geschleppt werden.

Am späten Nachmittage erreichten wir das Yetutidorf Adawa, unsern vorjährigen Lagerplatz. Ich hatte bereits auf dem Marsche den Verlust meines Pferdes schwer empfunden, da ich nun meine kranken Glieder selbst schleppen mußte; jetzt vermißte ich hier im Dorfe ganz besonders meinen alten, treuen Begleiter, den Neufundländer Bob. Kaum hatte ich mich vor meinem Zelte niedergelassen, als auch die neugierige Menge sofort herbeikam, sich in dichten Haufen um mich stellte und mir sowol Luft wie Licht abschnitt. In früherer Zeit hatte ich in solchen Fällen irgendeinen Gegenstand genommen und ihn über die Köpfe der Umstehenden hinweggeworfen; im Nu war dann Bob, der ein leidenschaftlicher Apporteur war, in der Richtung des Wurfes mitten unter die Menge gesprungen, die schreiend und kreischend auseinanderstob und mich wenigstens eine Zeit lang mit ihrer Neugierde verschonte. Erst später, in Adamaua, hörte diese Zudringlichkeit der Einwohner auf, der Verkehr wurde dort ein viel angenehmerer, da nur die Angesehensten des betreffenden Ortes sich in meine Nähe wagten und auch sie stets schon in einem Abstand von zehn Schritt sich mit gekreuzten Beinen auf die Erde niederließen, während das Gefolge in weiter Entfernung zurückblieb. Die Muhammedaner sind eben schon bei weitem civilisirter und vor allem disciplinirter durch die strenge Zucht, in der sie ihr Häuptling hält.

Am zweiten Marschtage war ich in der Lage, einer interessanten, von meinen Wirthen vorbereiteten Jagd zuzuschauen. Durch ein niedriges Grasfeld kamen die Eingeborenen in hellen Scharen schreiend und heulend an und trieben das aufgescheuchte Wild, hauptsächlich Zwergantilopen und einige Wildschweine, vor sich her. Ihnen gegenüber am Ende des Grasfeldes war eine etwa $1/2$ m hohe Hürde gezogen, die

in Abständen Durchlässe zeigte. An diesen Stellen hockten ein oder zwei Leute mit Gewehren auf der Erde; sobald nun das Wild an diese künstliche Barrière gelangte, lief es an dieser entlang bis zu den Oeffnungen, wo es beim Versuch durchzubrechen von den betreffenden Schützen erlegt wurde. Das Ergebniß war bei dieser Art Treibjagd ein recht günstiges zu nennen.

Am nächsten Tage gegen Mittag trennte sich die Handelskaravane, welche eine nordwestliche Richtung einschlug, von uns, während ich selbst in direct nördlicher Richtung nach dem Sannaga abzog. Wie hatte sich jedoch die Landschaft, in die ich jetzt eintrat, gegen das Vorjahr verändert! Hier hatten wir im letzten Jahre die blühenden Ortschaften der Kwolle und der Toni passirt; sie waren jetzt verschwunden. Nur einzelne Trümmerhaufen und von Unkraut überwucherte Farmen verriethen, daß hier ehemals menschliche Wohnstätten gestanden hatten.

Ich habe bereits früher von der Gefahr gesprochen, die den Yaúnde von Süden und Norden her droht. Aehnlich ist es bereits den hier zu beiden Seiten des Sannaga wohnenden Stämmen ergangen. Die südlich dieses Flusses sitzenden schon erwähnten Toni und Kwolle waren von den von Osten her eindringenden Mwelle im Laufe nur eines Jahres um mehrere Meilen nach Westen vertrieben worden. Und als ich zwei Tage später den Sannaga passirte, fand ich jenseits keine Ansiedelungen der früher hier wohnhaften Madjinga mehr vor. Sie hatten sich vor den sklavenraubenden Scharen Ngilla's größtentheils in südwestlicher Richtung über den Fluß zurückgezogen, theilweise noch auf den kleinen Inseln zwischen den Nachtigalfällen eine Zufluchtsstätte gefunden. Die Verschiebung der Stämme war in dem einen Jahre so bedeutend gewesen, daß ich nach Ueberschreitung des Sannaga die Herrschaft Ngilla's bereits bis an diesen Fluß vorgedrungen fand,

während ich das Jahr vorher noch zwei Tagemärsche zurückzulegen gehabt hatte, um in sein Gebiet zu gelangen.

Während ich im letzten Jahr eine nördliche Richtung zu Ngilla eingeschlagen hatte, wollte ich diesmal im östlichen Bogen durch das Mwelleland, dessen Häuptling Mango erst vor kurzem von Ngilla unterjocht worden war, zu diesem gelangen. Am zweiten Tage der Fortsetzung unsers Marsches erreichten wir ein großes Mwelledorf, in welchem wir eine ganz außerordentliche Gastfreundschaft genossen. Der Häuptling Wunaberra, ein stattlicher, 40-jähriger Neger, zeichnete sich durch Liebenswürdigkeit und seltene Bescheidenheit aus. Als ich ihm bei seinem Besuche vor meinem Zelte meinen zweiten Feldstuhl zum Sitzen anbieten wollte, erklärte er: „Vor meinem König muß ich auf der Erde sitzen, Du bist sein Freund, so muß ich Dir auch dieselbe Ehre wie ihm erweisen.“ Seufzend begann er dann auf meine an ihn gerichtete Frage über die Herkunft und die Verhältnisse seines Stammes eine längere Schilderung von der ehemaligen Macht der Mwelle. Sie waren der mächtigste und gefürchtetste Stamm, soweit man sehen und hören konnte, bis schließlich von Norden her das Ungewitter nahte und die Wute in ihr Land eindrangen. So groß ihr Widerstand auch war, gegen das ungestüme Vordringen dieses Volkes konnten sie nichts ausrichten. Sie unterlagen und verloren ihre Selbständigkeit. „Sieh Dich hier im Dorfe um, Du wirst finden, wie unsere Sitten und Gebräuche mit der Zeit verschwunden sind. Dort jene lange, geräumige Hütte war unsere Bauart, jetzt müssen wir uns bequemen, runde Häuser wie die der fremden Eindringlinge aufzurichten. Ehemals war ich frei, jetzt muß ich mich sklavisch gebückt an Ngilla heranschleichen, wenn er etwas von mir begehrt.“

Mitten im Gespräch brach Wunaberra plötzlich ab. Die Ursache seines Schweigens sollte ich bald erfahren. Von der nördlichen Dorfseite her kamen drei Abgesandte Ngilla's, welche

mich in seinem Namen feierlich willkommen hießen. In ihrer Gegenwart begann nun Wunaberra eine Lobrede auf Ngilla, und als ich mich darauf in mein Zelt zurückziehen wollte, bat er mich heimlich, ich möchte ihm doch ja nicht zu viele Geschenke machen, weil sonst sein König eifersüchtig werden würde, und dem Zorne des Gestrengen wolle er sich nicht aussetzen.

Am Abend ließ ich den Häuptling noch zu mir kommen und befragte ihn über die nördlich von Ngilla gelegenen Länder, Erkundigungen, die ich vielleicht bei Ngilla nicht würde einziehen können. Wunaberra berichtete mir, daß Ngilla's Macht noch viele Tagereisen weit nach Norden reiche, dann beginne das Reich des mächtigern Sultans von Tibati, welchem Ngilla alle Jahre Tribut zu zahlen hätte. Von diesen Mittheilungen bat er mich jedoch Ngilla gegenüber nichts verlauten zu lassen; dies konnte ich Wunaberra versprechen, überreichte ihm alsdann seine wenigen Geschenke, ein Stück weißen Zeugs, einen kleinen Zinnspiegel und ein Rasirmesser, und entließ ihn darauf.

Am nächsten Morgen brach ich in der Frühe auf und langte nach sechsstündigem Marsch vor Ngilla's Bergfestung an. Im Gegensatz zum vorigen Jahre war der Empfang ein äußerst freundschaftlicher. Kein einziger Bewaffneter war zu sehen; statt dessen wurde ich von den von allen Seiten, aus den Farmen und aus dem Dorfe, herbeiströmenden Männern und Frauen als alter Bekannter begrüßt. Am größten aber war die Freude Ngilla's, der wieder auf seiner Strohbank auf dem Dorfplatze saß, jedoch nicht wie früher muhammedanische Gewänder trug, sondern nur mit einem Hüftzeug bedeckt war und seine Haut mit Rothholz gefärbt hatte. Die Ursache zu dieser einfachen Bekleidung war, wie ich später erfuhr, Trauer um sein vor wenigen Wochen verstorbenes Hauptweib, welches mit sieben anderen seiner Frauen bei einer Feuersbrunst um-

gekommen war. Derartige Unglücksfälle ereignen sich übrigens in diesen Gegenden bei der so überaus gefährlichen Bauart der Häuser und dem Leichtsinn der Eingeborenen leider häufiger. Die mit Stroh gedeckten Hütten stehen so dicht nebeneinander, daß das Niederbrennen einer einzelnen fast unmöglich ist, besonders da bei der hohen Lage der Ortschaften Wasser in der Regel nicht zur Hand ist. Da in diesen Hütten nicht allein bei Tage, sondern auch des Nachts, wenn alle Bewohner schlafen, das Feuer auf dem Heerde brennt, so ist, zumal der Neger keinen leichten Schlaf hat, die Wahrscheinlichkeit solcher Unglücksfälle eine sehr große.

Wie verschiedenartig im übrigen die Trauer bei den einzelnen Stämmen ausgedrückt wird, möchte ich hier noch an den Sitten der Yaúnde und ihrer Nachbarstämme zeigen. Dort ruft der hinterbliebene Gatte seine verstorbene Frau einen Monat lang allabendlich mit der Trommel, wogegen die Weiber eines verstorbenen Mannes ein Jahr lang weiß angemalt gehen und ihrem hintern Bananenblätterbüschel noch einen eben solchen auf der vordern Seite zufügen.

Nachdem Ngilla mich bei meinem Erscheinen durch Händedruck begrüßt hatte, rief er aus: „Nun habe ich gesehen, daß man sich auf das Wort eines Weißen verlassen kann; Du hast meine Dir mitgegebenen Leute wirklich wiedergebracht und überdies noch reich beschenkt (jeder von den dreien trug eine Last, die einen Werth von circa 5 Mark repräsentirte); Du sagst mir auch, daß der Kaufmann, den Du mir verheißen, in den nächsten Tagen ankommen wird; Du bist mein wahrster Freund!“

Trotz dieser enthusiastischen Empfangsrede verhielt ich mich sehr reservirt; denn zu meinem Erstaunen hatte ich am Ausgange des Dorfes verschiedene Haussa-Ansiedelungen gesehen, die etwa auf die doppelte Anzahl Händler als im Vorjahre schließen ließen. Kühl erwiderte ich: „Ja, Du siehst, ich habe

mein Wort gehalten; ich versprach Dir einen Kaufmann, und er kommt; Du dagegen hast, anstatt die Haussahändler zu verjagen, ihre Zahl in der Zwischenzeit verdoppelt.“ Verlegen räusperte sich der Häuptling; schließlich aber platzte er naiv heraus: „Ja, ihr Weißen kauft mir wol mein Elfenbein ab, aber nicht meine Sklaven, und mit diesen muß ich doch gleichfalls Geschäfte machen. Das Elfenbein werde ich fortan euch verkaufen, die Sklaven bleiben für die Haussa.“ Da ein Ablassen von diesem unwürdigen Handel, über den ich schon bei meinem ersten Besuch dem Häuptling unsere europäischen Ansichten ausgesprochen hatte, auf gütlichem Wege durch Ueberredung wol nie zu erreichen sein wird, ich aber leider nicht in der Lage war, irgendwelchen Nachdruck geltend machen zu können, so mußte ich gute Miene zum bösen Spiel machen und mir diesen Wortbruch gefallen lassen. Ich beschloß aber in Zukunft mistrauischer gegen diesen meinen Freund zu sein.

Nachdem ich neben ihm Platz genommen hatte, erzählte ich ihm von meiner Reise und fragte ihn schließlich, was er in der Zwischenzeit erlebt hätte. „Kriege habe ich nicht gehabt“, lautete seine Antwort, „aber ich war sehr krank lange Zeit. Jetzt aber bin ich wieder gesund, und zum Zeichen dafür und Deiner Ankunft zu Ehren wollen wir jetzt einen Trunk thun.“ Er ging in sein Haus, um das Getränk, das übliche Durrahbier, selbst vorzubereiten. Während seiner Abwesenheit berichteten mir meine beiden in Ngilladorf zurückgebliebenen Expeditionsträger, daß Ngilla's Krankheit in einem bösartigen Magenleiden bestanden hätte, dessen Ursache er einer Vergiftung seitens seiner Frauen zuschrieb. Um die Schuldigen zu erforschen, wären seine sämmtlichen Weiber dazu verurtheilt worden, ein für diesen Zweck bereitetes Gift zu trinken, dessen Wirkung nur die stärkeren Naturen widerstanden hätten, während die größere Hälfte, die Schwächeren, Ngilla's Ansicht nach Schuldigen, dem Gifte erlegen seien.

Die Wahrheit dieser unmenschlichen Art der Rechtspflege konnte ich übrigens in den nächsten Tagen an einem andern Fall aus eigener Anschauung erfahren. Ich wurde Zeuge einer derartigen unsinnigen Schuldprobe. Aus dem Elfenbeinhause des Häuptlings waren in der Nacht zwei Zähne entwendet worden. Der Verdacht fiel auf einen Sklaven, der am Abend in der Nähe des Gebäudes gesehen worden war. Als ich nun am nächsten Morgen den Platz des Scharfrichters durchschritt, sah ich diesen Sklaven, einen kräftigen jungen Burschen, mit fahlem Gesicht, starren Augen und zuckenden Gliedern auf- und niedergehen, während ein Gehülfe des Henkers ihn beobachtete. Ich erfuhr, daß der Unglückliche soeben aus einer noch dastehenden Schale den Gifttrunk gethan hatte. Glücklicherweise trat bei diesem Menschen, der über einen vorzüglichen Magen verfügte, eine Reaction ein, nach welcher man deutlich beobachten konnte, wie das Blut in seinen Wangen wieder zu circuliren begann. Der stiere Ausdruck des Auges verlor sich, und schließlich ging der Bursche seelenvergnügt von dannen. Das Gottesurtheil hatte gesprochen: er war unschuldig! — An demselben Abend erschien der Reingewaschene mit den beiden gestohlenen Zähnen bei Cornelius, um sie ihm für das Spottgeld von vier Faden Zeug zu verkaufen.

Und nun zum Ankunftstage zurück: Ngilla kehrte nach einer Viertelstunde mit dem Gebräu in der Hand zurück und reichte mir den Trunk, nachdem er zum Zeichen, daß kein Gift darin enthalten sei, vorgekostet hatte. Nach mir nahm ihn Cornelius und so ging er in der Runde herum, bis er am Ende zu Ngilla zurückkam. Nachdem ich so der Form genügt hatte, verabschiedete ich mich für diesen Tag von Ngilla und ging nach meinem Zelt. Dieser Mann, an den mich das Schicksal gewiesen hatte, erschien mir mit der Zeit als ein wahres Ungeheuer. Seine Freundschaft war mir trotzdem von Werth, denn nur durch ihn konnte ich meine Pläne durchführen. Ein Kampf,

der bei offenem Bekennen meiner für ihn gehegten Gesinnung unvermeidlich gewesen wäre, hätte einen recht fraglichen Ausgang gehabt und dabei im günstigsten Falle für meine weiteren Aufgaben keinen Erfolg bedeutet. So beschloß ich denn, mit diesem Tyrannen in Frieden weiter zu leben, äußerlich in Freundschaft und Achtung, innerlich voller Misbilligung und Verachtung gegen ihn.



Bau des Wohnhauses auf Kaiser-Wilhelmsburg.

Dreizehntes Kapitel.

Kaiser-Wilhelmsburg.

An demselben Ende des Dorfes, wo wir im vergangenen Jahre gelagert hatten, wurde uns wieder unsere Unterkunft, bestehend aus zehn geräumigen runden Hütten, angewiesen. Sie umschlossen einen etwa 30 m im Quadrat großen Platz, auf dem ich wie gewöhnlich die beiden Zelte der Expedition aufschlagen ließ. Während meine Träger es sich in ihren Hütten bequem machten, stellten die Zeltträger ihre Lasten auf; das eine Zelt war für meine ausschließliche Benutzung, während im andern Cornelius campirte und außerdem noch die Expeditionswaaren untergebracht waren. Dicht neben unserm Lagerplatz befand sich das aus etwa 100 kleineren runden Hütten erbaute Dorf der Haussahändler, deren Nähe, wie wir bald bemerken mußten, gerade keine Annehmlichkeiten mit sich brachte.

Jeden Morgen, sobald der erste Hahn krähte, ertönte das schreiende Geheul des Haussapriesters und scheuchte mich vorzeitig aus dem Schlafe auf. Bald darauf begann das Geschnattere der Weiber, welche die für den Markt bestimmten Brote und Kuchen zubereiteten. Beim ersten Morgengrauen wurde dann der Markt eröffnet und das laute Gefeilsche nahm seinen Anfang, um erst am späten Abend wieder aufzuhören.

Nach einigen Tagen lernten wir eine andere, unangenehmere Folge der Haussanähe kennen. Der von ihnen hier eingeschleppte Sandfloh, Pulex penetrans, hielt auch in unserm Lager seinen Einzug. Dieses kleine, von Amerika nach Afrika importirte Thier ist wol der unangenehmste und quälendste Parasit des dunkeln Erdtheils. Bei seinem Eindringen in die Haut äußerlich nur durch einen kleinen dunkeln Punkt bemerkbar, verursacht er anfangs nur geringes Jucken und wird oft erst entdeckt, wenn er seine Eier bereits in die Haut gelegt hat und die Stelle in Eiterung überzugehen beginnt. Die zur Heilung nöthige kleine Operation muß sobald als möglich vorgenommen werden, um größere Zerstörungen in dem Hautgewebe zu verhüten, und zwar muß man mit einem Stäbchen aus dem entstandenen kleinen Loch das Thier mit dem Eiersack herauskratzen. Wenn das gründlich geschieht, bleibt allerdings immerhin eine ziemlich tiefe Narbe zurück, aber die Krankheit ist dadurch völlig gehoben. Wie zerstörend jedoch dieser Parasit wirken kann, habe ich an mehreren Sklaven gesehen, die, in Stumpfsinn versunken, gar nicht mehr auf die Pflege des Körpers achteten. Ein Theil von ihnen hatte sämmtliche Zehen durch diese Thiere verloren.

Eine weitere Unannehmlichkeit unsers Lagers war das Auftreten ganzer Heere von kleinen schwarzen Wanderratten, die eine derartige Zerstörung unter unseren Sachen anrichteten, daß wir alles nur einigermaßen Kostbare in die Blechkoffer

packen mußten. Wir waren genöthigt, in jeder einzelnen Hütte während der Arbeitsstunden eine Person zurückzulassen, nicht nur, um die Kleider der Leute gegen Diebstahl der Eingeborenen, sondern mehr noch, um sie gegen die Zähne dieser gefräßigen Thiere zu schützen. Trotzdem der untere Rand meines Zeltes tief in die Erde gegraben war, trotzdem ich außerdem jeden Abend den Erdaufwurf um das Zelt herum erneuern ließ und den Ausgang gut verschloß, gelangten die Ratten in das Innere des Zeltes. Sie bohrten sich Gänge in die Erde unter den Zeltwänden durch oder zerfraßen die Leinwand selbst. Jede Nacht führten sie lärmende Tänze auf dem Zeltboden und auf den Blechkoffern auf; sie scheuten selbst meine Nähe nicht und spazierten harmlos auf meinem Feldbett herum, ja, manchmal kreuzten ihre Wege auch mein Gesicht.

Die ersten Nächte verlebte ich infolge dieser ungewohnten Nachbarschaft ziemlich unruhig und schlaflos. Allmählich gewöhnte ich mich indeß auch daran, und schließlich kam ich so weit, daß mir etwas fehlte, wenn meine Zeltgenossen nicht zur Zeit erschienen. „Der Mensch ist ein Gewohnheitsthier", dies banale Wort wurde überhaupt in Afrika so überzeugend für mich, daß an seiner Wahrheit gar nicht mehr zu zweifeln war. In der ersten Zeit meines „Buschlebens", zumal wenn feindliche Angriffe zu gewärtigen standen, war jeder Schritt vorwärts für den Neuling von einer gewissen Aufregung begleitet. Nach und nach jedoch stumpfte man völlig dagegen ab, und nicht nur dies; mir erschien der Tagesmarsch, bei dem nicht irgendein kleines Abenteuer, ein Gefecht, eine Elefantenjagd, ein gefährlicher Flußübergang oder sonst irgendeine Gefahr zu bestehen gewesen war, schließlich öde und langweilig; es fehlte trotz manches interessanten Forschungsresultates das Salz, die Würze der Reise.

Das erwähnte ungemein zahlreiche Auftreten der Ratten hatten die Haussaleute durch die Anhäufung von Schmutz

in ihrem Lager ebenfalls verschuldet; in den anderen Theilen von Ngilladorf war diese Plage bedeutend weniger groß, als gerade bei uns. Im übrigen waren die sonst so fanatischen Muhammedaner gegen uns stets überaus höflich und zuvorkommend; besonders mich behandelten sie stets als gleich hochcivilisirten Menschen wie sie. Die Unterhaltung mit ihnen war sehr interessant, da fast alle weitgereiste Leute waren. Etwa ein Drittheil hatte die großen Sudanreiche Bornu, Wadai und Bagirmi besucht und wußte mir von den Zuständen dort mancherlei zu erzählen. Nach ihrer Ansicht soll die Zeit nicht mehr fern sein, in welcher Wadai die beiden anderen Reiche, die ihrem Verfall nahe wären, unterjochen und sich einverleiben würde.

Besonders weit herumgekommen war Mahomet, der aus Jebu, östlich von Lagos, gebürtige Oberpriester der Haussakaravane. Er war der einzige, der nicht mit Zeugen und Perlen handelte, dabei aber trotzdem die größten Elfenbeinzähne für sich erwarb. Er schrieb, des Arabischen mächtig, kurze Koransprüche auf ein kleines Stück Papier und nähte es in Ledertäschchen. Diese Amulete verkaufte er dann für theures Geld, d. h. Elfenbein, an Ngilla und dessen Umgebung und wurde stets prompt bezahlt. Als einmal Ngilla für einen solchen Talisman nicht den geforderten hohen Preis zahlen wollte und auf den alten Mahomet einredete, rief dieser alte Fuchs: „Herr, mir ist es gleich, ob du mir einen größern oder kleinern Zahn gibst, aber nicht so Allah; wenn du seine heiligen Worte nicht so hoch anschlägst, wird er dich weniger gut beschützen.“ Das wirkte. Während wol manche Haussa schlecht oder gar nicht bezahlt wurden — bei Mahomet wurde stets „Aug' um Aug', Zahn um Zahn“ gehandelt. Sobald er den Talisman gab, erhielt er die Bezahlung dafür; denn erst nach dieser übte das Amulet seine Wirkung!

Am ersten Morgen nach meiner Ankunft wurde ich um

4 Uhr — es war noch Nacht — von einem Höllenlärm aus dem Schlafe geweckt. Im ersten Augenblick glaubte ich, noch halb im Traume, an einen feindlichen Ueberfall, sprang von meinem Lager auf und wollte eben meinen an der Zeltstange hängenden Carabiner herunterreißen, als mir noch rechtzeitig einfiel, wo ich mich befand. Ich lüftete die Zeltthür und sah hinaus. Vor meinem Zelte standen zehn Mann, die, mit Pauken, Trommeln und Elfenbeinhörnern versehen, mir im Auftrage von Ngilla ein Morgenständchen brachten. Eine Weile hörte ich mir die wüste Musik an, dann winkte ich ihnen, daß es nun genug sei und sie nach Hause gehen könnten. Aber unbekümmert paukten und trommelten sie weiter. Nochmals rief ich laut: „lem dawa!“ („es ist nicht mehr gut!“), sie hörten nicht oder vielmehr wollten nicht hören. Jetzt begriff ich. Ich rief: „Zampa!“ und sofort wurde die Musik leiser; als dieser dann nach einer Weile mit einigen Faden Kattun aus dem Zelte trat, verstummten die Instrumente ganz, und nachdem das Zeug vertheilt war, verschwanden plötzlich auch die Musikanten.

Der Tag war, wie alle in diesen kalten Monaten August und September hier 800 m über dem Meeresspiegel, trübe und nebelig angebrochen; jedoch um 9 Uhr klärte es sich auf, und die Sonne brachte mit ihren Strahlen bald genug die nöthige Wärme. Dem Ständchen am Morgen folgte gegen Abend ein großes Kriegsspiel der Ngillakrieger, welche der Häuptling mir selbst vorführte.

Es waren gegen 300 Leute, die sich mit Pfeil und Bogen oder mit Speer und Büffelschild und zum kleinsten Theil mit Feuersteingewehren auf dem Dorfplatze eingefunden hatten. Auf ein Zeichen rangirten sich diese Krieger in eine mehrgliederige tiefe Colonne am Rande des Platzes. Das Centrum bildeten die Speerwerfer, hinter deren mannshohen Büffelschilden auch die Bogenschützen Deckung nahmen. Auf beiden Flügeln hatten

die Gewehrträger Aufstellung genommen, die zum Theil ein kleines Antilopenfell mit sich führten. Hinter der ganzen Colonne stand eine aus 14 Mann gebildete Kapelle, zwei Hornisten, die mächtige Elfenbeinhörner bliesen, und 12 Tambours, welche Trommeln und Pauken verschiedener Größe mit kleinen gekrümmten Eisenstäben, die am Ende mit einem Lederknopf versehen waren, bearbeiteten. Zu beiden Seiten der Musik stand eine Linie junger Weiber. Ngilla, der neben mir auf der Strohbank saß, gab, nachdem seine Truppen rangirt da-



Ständchen bei Ngilla.

standen, einen Wink. Die Tambours begannen ihre Trommeln zu rühren, während die beiden Hornbläser von Zeit zu Zeit markerschütternde Töne, die wie von einem Nebelhorn klangen, erschallen ließen. Unter den Klängen dieser Musik, die trotz ihrer unklaren, wenig harmonischen Melodie dennoch einen exacten Marschtakt erkennen ließ, avancirte nun der Haufe in vollster Gleichmäßigkeit. Im Centrum sah man die Speerträger als eine geschlossene Schildmauer anrücken, über deren Rand nur die Köpfe bis zu den Augen und die Spitzen der ebenfalls wie die Schilde in der linken Hand gehaltenen Speere

hervorschauten. Ab und zu sprangen einzelne Bogenschützen hinter den Schilden vor und markirten mit wilden Bewegungen das Abdrücken der Pfeile. Die Gewehrschützen liefen ebenfalls zeitweise vor und schossen, nachdem sie knieend hinter ihren kleinen Schilden Deckung gesucht hatten, ihre Gewehre in der bekannten afrikanischen Manier ab, ohne anzulegen, mit vorwärts gestreckten Armen. Nach dem Schusse ließen sie sich dann von der langsam vorrückenden Colonne wieder aufnehmen. Als die Truppe bis auf 30 Schritt an den supponirten Gegner herangekommen war, nahmen die Schildträger einen ihrer Speere in die rechte Hand und zeigten durch mehrere schnellende Bewegungen des wagerecht gehaltenen Speeres den Wurf an, während sie durch kurzes Zurückziehen des Kopfes hinter den Schild das Deckungnehmen markirten. Den Schild selbst bewegten sie, um das Abschütteln der feindlichen Geschosse anzudeuten, kurz hin und her. Dicht vor uns hielt der Haufe, Ngilla schickte ihn noch einmal zurück und stellte sich jetzt unter lautem Beifallsgeschrei in die Mitte desselben.

Es spielte sich ziemlich das gleiche Bild wie vorher ab, nur waren alle Bewegungen unter Führung des obersten Kriegsherrn feuriger, lebhafter. Die Weiber, die sich vorher passiv verhalten hatten, sprangen jetzt in laufschrittartigen Sprüngen im Takte der Musik etwa 30 Schritt vor die Front und verschwanden ebenso schnell wieder hinter der Colonne. Dieses mal ließ Ngilla ganz dicht an mich heran avanciren, die Musik schwieg, und nun hielt er eine seiner obligaten Ansprachen: „Dich, weißer König, hat Allah zu mir geführt, um mich noch mächtiger zu machen, als ich schon bin. Jetzt, da Du mein Freund bist, fürchte ich mich auch vor dem Mächtigsten nicht mehr; ich bezwinge sie alle; selbst an den Herrscher von Tibati werde ich fortan keinen Tribut mehr zahlen.“ Wie immer folgte seinen Worten Beifallsgeheul, die Krieger wurden dann entlassen. Beim Durrahbier wurde darauf das Kriegsspiel be-

sprochen. Ich konnte meine Bewunderung über den Drill und die Gewandtheit der Leute in der Handhabung ihrer Waffen nicht versagen.

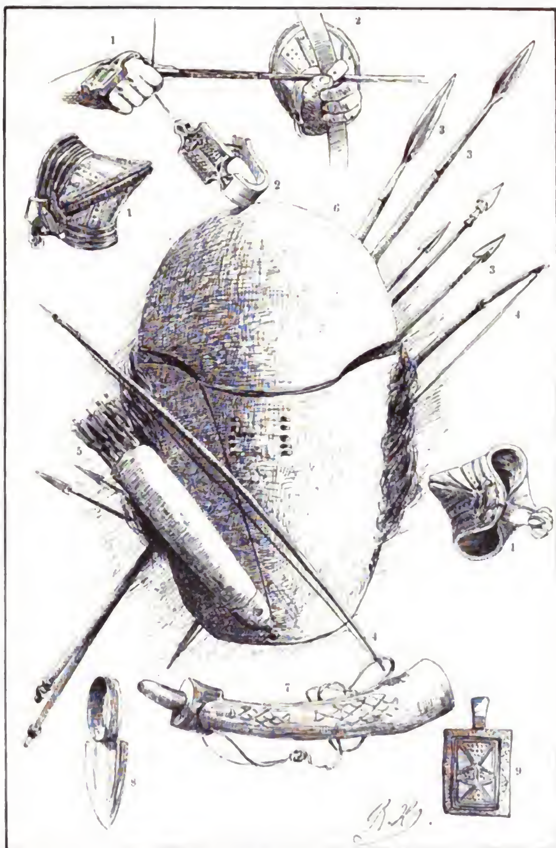
Es ist ein selten kriegerisches Volk, diese Wute. Nicht nur jeder erwachsene Mann ist Soldat bis an sein Lebensende, selbst Knaben von kaum zwölf Jahren ziehen bereits, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, mit in den Krieg, auch Weiber ergreifen die Waffen oder werden wenigstens zum Fesseln und Bewachen der Gefangenen angestellt. Die Gestalten der Wute, die außer geringfügigen Hauterkrankungen kaum eine Krankheit kennen, sind für ihre kriegerische Thätigkeit auch besonders geeignet und haben sich durch die Uebung noch mehr dafür ausgebildet. Das Mittelmaß der ausgewachsenen Männer betrug kaum mehr als 1,65 m und war viel geringer als das der durchgängig schlank und hoch gewachsenen Yaúnde, aber ihre Figuren waren gedrungen und muskulös, der Gang wie zum Sprunge elastisch. Selbst der Gesichtsausdruck hatte ein geschlossenes, kriegerisches Gepräge, die Augen blitzten feurig, und die im halbgeöffneten Munde sichtbaren oberen Mittelzähne ähnelten denen des Tigers und waren nach beiden Seiten hakenförmig gefeilt. Ihr Kinnbart ragte spitz in die Luft, und den Kopf bedeckte die in Kappenform angeordnete Haarfrisur. Was wunder, daß dieses kriegerische Volk seine Friedenszeit nur mit der Herstellung von Waffen und mit Waffenübungen ausfüllte!

Die einzige Industrie im Wutelande war die Eisenbereitung. In dem laterithaltigen Boden der Umgegend war genügend Raseneisenstein vorhanden, und das Brennmaterial lieferten die die Bergkuppen bedeckenden Wälder. Die Gewinnung des reinen Eisens geschieht durch eine ähnliche Procedur wie in Yaúnde, nur habe ich hier nie Holzkohlen, sondern stets reines Holz als Brennmaterial verwendet gesehen; die Thonröhren fehlten, und der Blasebalg, zu dem in Yaúnde Bananenblätter verwendet wurden, war hier mit Thierfell überzogen und wirkte von

einer untern Oeffnung aus. Die Bearbeitung des gewonnenen Eisens war indeß eine viel sorgfältigere als in Yaúnde. Die einzelnen Lanzen- und Pfeilspitzen mit ihren Widerhaken wurden regelrechter hergestellt und ebenso wie die angefertigten Schwert- und Messerklingen mit Eiselirungen versehen. Diese wurden in das weißglühende Metall in mannichfacher Ausführung eingeritzt. Die Speerschäfte aus Bambu waren gerade geschnitten und zur bessern Durchschlagskraft am Ende mit Kupfer- oder Eisenringen umwunden. Ueber die Herkunft des Kupfers gaben die Gefragten ein Land in südöstlicher Richtung an, und es scheint also, daß das auf der Habenicht'schen Karte bei Gassa angegebene „kupferreiche Gebiet“ auf richtigen Erkundigungen beruht. So genau die Waffen hergestellt wurden, so überaus zahlreich und verschiedenartig wurden sie auch gearbeitet. In Ngilladorf befanden sich allein zwölf Schmiedewerkstätten, in deren jeder fünf bis sieben Leute täglich von morgens bis abends arbeiteten und ihre ganze Kunst ausschließlich auf dauerhafte, hübsch ausgeführte Bereicherung des Kriegsmaterials verwendeten.

An Stich- und Hiebwaffen fertigten die Wute lange, gerade Schwerter (Karwa), die an einem Bande oder einer Schnur über der linken Schulter getragen wurden, ferner das „Nkunti“, ein an der Hüfte befestigtes Dolchmesser, außerdem das „Nam“, ein kurzes Stoßmesser, dessen hohler Griff über die rechte Hand gestreift wird und welches die Träger in Kriegszeiten nicht ablegen. Zum Schluß sei noch das kleine, „Mui“ genannte, gebogene Messer erwähnt, das hauptsächlich Toilettendienste versieht und zum Rasiren benutzt wird, da die Wute nur den Kinnbart stehen lassen.

Die Wurfwaffen dieses Volkes bestanden in Pfeil, Bogen und Speer, mit welch letzteren sie bis auf 40 Schritt Entfernung sicher trafen. Diese große Distanz erklärt sich nicht nur aus der Armkraft der Leute, sondern auch aus der Art



Waffen und Geräthe der Wute. S. 200.

1. Handschutz mit Leder gegen das Vorschnellen der Bogensehne.
2. Sehnenspanner.
3. Speere.
4. Bogen.
5. Köcher mit Pfeilen.
6. Büffelschild.
7. Signalhorn aus Elfenbein.
8. Handmesser.
9. Rasirmesser in Scheide.

des Werfens. Während ich bei den anderen Stämmen die Beobachtung gemacht hatte, daß sie den Speer, kurz in die Richtung des Zieles gebracht, mit zurückgebogenem Arm schlenderten, brachten die Wute den Schaft des Speeres durch mehrmaliges kurzes Vor- und Rückwärtsschnellen unter Lüften der vordern Handseite, wobei sie gleichzeitig zielten, in eine vibrirende, spiralförmige Bewegung. Schließlich flog die Waffe, von der vollen Faust geschlendert, in dieser drallartigen Bewegung mit enormer Kraft durch die Luft und drang mittels der scharfgeschliffenen Spitze tief in das Ziel ein. Auch bei der Handhabung des Bogens zeigten die Wute eine seltene Gewandtheit; sie gehören sicherlich zu den weitestschießenden Völkern, da sie ihre Pfeile bis auf 150 Schritt schlendern. Die Pfeilschäfte bestanden aus den Halmen des Savannengrases; an dem untern Ende war eine kleine Kerbe zum Aufsetzen der Bogensehne, an dem obern die meist nur mit einem Dorn eingesteckte und mit zwei Widerhaken versehene Pfeilspitze angebracht. Die vergifteten Pfeile hatten dagegen meist nur eine mit einem Widerhaken versehene Holzspitze, die indessen bei der Härte der afrikanischen Hölzer und der Gewalt, mit der die Geschosse, meist in hohem Bogen geschlendert, von oben herabkamen, immerhin noch einige Centimeter tief in das Fleisch eindrangen.

Der Bogen bestand aus einer dünnen Raphiarippe, war mannshoch und mit einer Thiersehne, oft auch nur mit einem Baststrick bespannt. Der Bogen wurde ebenso wie die Speere in der linken Hand getragen, die Pfeile dagegen waren entweder in einem losen Bündel oder in einem rohen Fellköcher über die linke Schulter gehängt. Die Kraft des Bogens wurde auf eine besonders geschickte, bisher noch niemand bekannte Art ausgenutzt.

Professor Edward Morse, Director der Peabody Academy of Science in Salem (Nordamerika), der auf dem Gebiete der

Waffenführung, speciell der Bogenspannung, erfolgreiche Forschungen angestellt hat, hat bisjetzt fünf Arten des Bogenspannens constatirt.

1. Die primäre Spannung, bei welcher der Pfeil zwischen Daumen und Mittelgelenk des Zeigefingers gehalten und mit der Sehne zurückgezogen wird. Es ist die einfachste und verständlichste Art der Spannung.

2. Die secundäre Spannung; hier wird der Pfeil ebenso gehalten wie bei der primären Spannung, indeß wird die Sehne mit dem Ring- und Mittelfinger gespannt.

3. Die tertiäre Spannung; der Zeige- und Mittelfinger spannen hier die Sehne, wobei der Daumen leicht auf den Pfeil drückt. Diese Art der Spannung wird hauptsächlich von den nordamerikanischen Indianern benutzt.

4. Die Mittelmeerspannung; die Sehne wird hier mit den Spitzen der drei mittleren Finger gespannt und der Pfeil zwischen Mittel- und Zeigefinger leicht eingeklemmt. Der Daumen bleibt unthätig. Die große Anstrengung der Finger erfordert hier bereits einen Schutzapparat: Fingerüberzüge, Handschuhe.

5. Die mongolische Spannung; hier wird der Daumen um die Sehne und der Zeigefinger um den Daumennagel gelegt. Diese beiden Glieder spannen die Sehne, und hat der Zeigefinger außerdem noch den Pfeil zu halten. Auch hier wird, um den Daumen nicht zu stark anzugreifen, dieser durch einen Ring geschützt. Wie der Name schon andeutet, ist die Heimat dieser Spannung Asien.

Lassen die bisjetzt bekannten fünf Arten schon erkennen, wie gründlich sich die verschiedenen, zum Theil civilisirten Völker mit der Frage der Spannung des Bogens beschäftigt, wie großen Werth sie auf eine möglichst praktische Lösung derselben gelegt haben, so finden wir uns um so mehr überrascht, daß diese von der Cultur noch gänzlich unberührten Wute die Spannungs-

frage mit großer Intelligenz zu einer Lösung gebracht haben, die die bisher bekannten Arten in Schatten stellt und wiederum Zeugniß ablegt von dem kriegerischen Geiste dieses Stammes, der all sein Denken und Trachten auf Vervollkommnung seiner Waffen und deren Handhabung richtet.

Die Wute spannen den Bogen nicht mit den Fingern, sondern mit der Handwurzel. Sie gebrauchen zu dieser Spannung einen hölzernen Spannring, der auf die rechte Hand bis über die Knöchel gestreift wird. Mit der an der innern Seite der Hand befindlichen hölzernen Kante des Ringes wird die Sehne erfaßt und zurückgezogen, während der Pfeil, nachdem er mit seiner Kerbe auf die Sehne aufgesetzt ist, durch den Daumen festgehalten wird. Der Spannring wird außerdem vielfach noch als Nahkampfswaffe („Nam") benutzt, da er auch aus Eisen gefertigt und mit einer kurzen Klinge versehen wird, welche beim Spannen des Bogens nach außen steht. Der Spannring bildet auf diese Weise gleichzeitig den Griff eines Dolches. Die Wucht des mit dem Spannringe aufgelegten Pfeils ist eine ungeheuere; die Sehne schnellt, weit zurückgezogen, mit großer Kraft nach vorn und würde die den Bogen haltende linke Hand arg verletzen, wäre nicht für sie eine Schutzvorrichtung, die den Schlag der Sehne aufhält, getroffen. Dieser Schutz besteht aus einem 10—15 cm hohen Lederhöcker, welcher auf der Daumenseite des Handgelenks mit einem Lederbande befestigt wird.

Die Schutzwaffen der Wute bestehen in den schon erwähnten Büffelschilden für die Speerträger und den kleineren Antilopenschilden für die Gewehrschützen. Beide werden an einer auf der innern Seite angebrachten Handhabe mit der linken Hand getragen. Die Schilde waren so stark, daß sie für Pfeile absolut undurchdringlich waren; die aus Büffelhaut schützten sogar gegen Speere und matte Geschosse aus Feuersteinflinten.

Eigenthümlich war mir, daß die Freien, die Großen des Landes, nicht mit Gewehren bewaffnet waren, sondern den Speer

führten; selbst im Kriege trugen sie nur Schild und Speer, während die Sklaven die Gewehr- und Bogenschützen bildeten. Obgleich Ngilla die Gewehre für seine besten Waffen hielt, wiederholt dieselben revidirte, jeden Feuerstein einzeln ausgab, wurde doch bei weitem die größere Sorgfalt auf die Conservirung der Speere und Schilde gelegt. Ngilla selbst trug nur Speere mit ganz neuen und weiß geschabten Schäften. Seine Schilde wurden alle Monate einmal einer gründlichen Reinigung unterzogen, das Fell sogar gewaschen und die Messing- oder Blechbeschläge blank geputzt.

Bei diesem so ausgesprochen kriegerischen Charakter der Wute war es nicht zu verwundern, daß sie außer für Krieg, Kriegs- und Waffenübungen, Jagd und Anfertigung von Waffen keine Zeit und vor allen Dingen keinen Sinn für andere Beschäftigungen hatten. Ganz nebenbei wurde der Ackerbau betrieben und gerade nur so viel, als nothwendig war. Dank der Fruchtbarkeit des Bodens und der Wirkung des afrikanischen Klimas gehörte ja auch nur geringe Mühe und wenig Zeitaufwand zum Bestellen der Felder. In der Regel wurden dieselben zweimal im Jahre und zwar vor Beginn der Regenzeiten, im August und März, bestellt. Es wurden fast ausschließlich Mais und Durrahkorn angepflanzt, die wenig mehr als drei Monate zur Reife brauchen. Nur an einzelnen wenigen Stellen sah ich kleine Zuckerrohrplantagen, deren Ertrag indeß nur für die Großen des Landes bestimmt war. Taback wurde nirgends im Lande angepflanzt, da der Tabackgenuß überhaupt verboten ist; ich habe auch während meines dreimonatlichen Aufenthalts in Ngilla nie einen Wute rauchen sehen. Nur die Haussa führten etwas Taback bei sich.

Gleich in den ersten Tagen des August hatte ich Gelegenheit, einer Farmbestellung beizuwohnen. Eines Morgens lockten mich Lärm und Musik, die von dem Südabhange des Ngillaberges zu mir drangen, ins Freie. Ich kletterte den steilen Fuß-

pfad abwärts und befand mich bald in einer freien Ebene, wo viele Hunderte von Menschen sich tummelten. In der Mitte des großen Feldes erhob sich ein kleiner Hügel, auf dem ich eine Menge Weiber lagern sah. Beim Näherkommen erkannte ich zu meinem Erstaunen unter ihnen auch Ngilla, der hier mit etwa funfzig Frauen schwatzend und trinkend saß und ab und zu auch einmal einen Blick auf die Scharen von arbeitenden Sklaven warf. Diese waren in fünf Abtheilungen zu 100 Mann über den ganzen Platz vertheilt. Jede Abtheilung war in einer langen Linie formirt, hinter welcher einzelne Aufseher und drei oder vier Musikanten standen. Auf ein Zeichen der Musik setzte sich die Linie in vornübergebückter Haltung in Bewegung, und im Takte der Musik wurde nun mit einer kleinen Hacke der Boden gepflügt, d. h. ganz flüchtig rajolt. Mehrere Schritte hinter den Pflügern folgten die Säeleute, aus einem umgehängten Sacke den Samen streuend. Wenn jede Abtheilung so ihr Stück Feld bestellt hatte, was im ganzen bei dieser flüchtigen Art nur drei Tage in Anspruch nahm, so war diese Arbeit für ein halbes Jahr erledigt; denn die Saat ging darnach so üppig auf, daß in drei Monaten das Getreide reif und in solcher Menge vorhanden war, um das Land für den genannten Zeitraum reichlich mit Nahrung zu versehen.

Da ich bereits in den ersten Tagen durch die Andeutungen Ngilla's erfahren hatte, daß er meinem Weitermarsche nicht günstig gesinnt sei, ein solcher aber ohne Zustimmung des Häuptlings bei dessen Macht und meiner geringen Stärke gänzlich erfolglos geblieben wäre, so entschloß ich mich, vorläufig in Ruhe hier auszuharren, einen dauernden Stützpunkt für unsere Unternehmungen zu errichten und den günstigen Zeitpunkt abzuwarten, an dem ich nach Norden vordringen könnte. Ngilla selbst war bei den Verhandlungen zu schlau, als daß er mir den wahren Grund seiner Weigerung verrathen hätte.

Derselbe war nichts als große Eifersucht. Er glaubte, daß ich, einmal erst in die größeren Adamaua-Reiche gelangt, ihn vergessen und nie wieder sein Gebiet aufsuchen würde. Er wußte wohl, daß der Zugang zu diesen Staaten am leichtesten durch die großen Flüsse Niger und Benuë von der Küste stromaufwärts zu erreichen ist, und nahm an, daß ich ein andermal diesen bequemen Weg dem beschwerlichen Landwege vorziehen würde. Von politischen Verhältnissen, von dem Unterschiede der beiden Nationalitäten, die hier zur Sprache kamen, Deutschland und England, hatte er selbstredend keine Ahnung. Er glaubte nur an ein großes Reich der Weißen und war später sehr ungläubig und erstaunt, als ich ihm von den vielen europäischen Staaten erzählte. Nach seiner Ansicht mußte die Hauptmasse der Menschen schwarz sein und der Weiße nur eine Ausnahme bilden. Die Ausflüchte übrigens, mit denen Ngilla meinen Forderungen stets begegnete, waren reine Lügen, die immer wieder darin bestanden, daß er mir die Schlechtigkeit der nördlichen Nachbarn, ihr räuberisches Wesen und ihre Hinterlist in den crassesten Farben schilderte. „Wenn Du mein Reich verlassen hast, dann beschützt Dich nicht mehr des Freundes Auge, dann kommst Du unter die schlechten, grausamen und habgierigen Leute, die Dir am Wege auflauern werden und, ohne daß Du ihrer ansichtig wirst, Dich berauben und vernichten werden. Allah weiß es!"

Ngilla spielte sich gern als Muhammedaner auf und behauptete, ein solcher zu sein, obwol viele seiner Sitten dem Islam direct widersprachen. Das Volk war noch zum größten Theil dem Fetischismus ergeben. Man sah selbst bei den Großen des Landes allerhand heidnische Amulete, wie auch Ngilla selbst, besonders im Kriege und auf der Jagd, sich mit einer Unmenge kleiner Ledertäschchen, in denen die geweihten Koransprüche eingenäht waren, behing.

Anfang August war Herr Weiler mit seiner Handelskara-

vane über Balinga in Ngilla wohlbehalten eingetroffen. Sehr bald hielten wir zusammen eine Berathung ab und beschlossen, da auch Weiler hier längere Zeit sich aufzuhalten hatte, dauernde Stationen in Ngilladorf zu errichten. Wir hatten eingesehen, daß nur Geduld und Ausdauer uns bei diesem eigensinnigen Herrscher zum Ziele führen konnten. So wie ich mit meinem beabsichtigten Vorstoß nach Adamaua mit Ngilla in Collision gerathen war, erging es ähnlich bald auch Herrn Weiler, als er mit dem Häuptling zu handeln beginnen wollte: „Mit dem Haussamann handle ich", sagte Ngilla gleich am zweiten Tage Herrn Weiler, „mit Dir als meinem Gleichgestellten, meinem Freunde, ist dies unmöglich. Du schenkst mir Deine Sachen, ich schenke Dir dafür Elfenbein." Da Weiler als Kaufmann sich unmöglich auf eine solche Art des Erwerbes einlassen konnte, so begann bis zur Einigung nun ein wochenlang andauerndes Berathen dieser Frage, was den an schnelle Erledigung gewöhnten Europäer oft zur Verzweiflung brachte.

Durch diese ersten Mißerfolge in unseren Plänen ließen wir uns jedoch, wie gesagt, keineswegs abschrecken; unverrichteter Sache wollten wir unter keinen Umständen von hier wieder abziehen. Bereits am 2. August begannen wir mit dem Bau einer Station und der Anlage einer großen Farm.

Dicht an unserm Lagerplatze befand sich eine Anhöhe inmitten von Häusern, jedoch immerhin so viel höher, daß man von ihr das ganze Dorf übersehen konnte. Der etwa 100 m lange und 50 m breite Platz wurde schnell von Gras und Unkraut befreit, geebnet, und alsbald der Plan zur Errichtung der Gebäude entworfen. Damit uns die Eingeborenen mit ihrer Neugier bei der Arbeit nicht allzusehr belästigten, wurde zunächst ein 1½ m hoher Zaun um das Terrain gezogen und dann sofort mit dem Bau des Wohnhauses begonnen. Dasselbe wurde in einer Länge von 8 m, einer Breite von 5 und einer Höhe von 4 m aufgeführt. Ein Trittheil der Leute wurde

in die umliegende Savanne geschickt, um Aeste, Blattrippen der Raphiapalme und Stroh herbeizuholen, ein anderer Theil mußte in einer eigens hergestellten Grube mit den Füßen den lehmigen Boden kneten — das gab das Bindematerial —, und der Rest führte den Bau selbst aus. Die Wände wurden aus Strauchwerk doppelwandig bis zu 2 m Höhe aufgeführt und mit Lehm, der durch den Zusatz von Pferdemist bündig gemacht worden war, ausgefüllt. Das Dach bestand aus den Blattrippen der Raphia als Sparren und wurde mit Stroh eingedeckt. Die Verbindung des Strohs mit den Sparren erfolgte durch eigens aus Baumbast hergestellte Stricke. Im Hause selbst wurden noch zwei Durchzugswände eingerichtet, sodaß auf diese Weise drei gleich große Räume entstanden. In den mittlern trat man durch eine Thür von außen ein, während die beiden Seitenräume nur durch diesen zu erreichen waren. In den Seitenräumen wurden je zwei sich gegenüber liegende Fensteröffnungen durchgebrochen. Thüren sowol wie Fenster wurden mit aufziehbaren Jalousien aus den Rippen der Raphia hergestellt.

Rechtwinkelig zu diesem Wohnhause, abschneidend mit den beiden äußeren Seiten, wurden vorläufig zwei leichte Unterkunftsräume für die Mannschaften aus Bambu mit Strohdach aufgeführt. Die Stelle der schützenden Lehmwand vertraten hier breite, aufgehängte Matten. Am Ende dieser beiden Gebäude, parallel zum Wohnhause, diesem gegenüber, wurde in gleicher Weise und aus demselben Material ein Lagerschuppen für das Gepäck und Geräth der Expedition hergestellt.

Auf dem durch die vier Häuser gebildeten rechteckigen Hofe konnte ich, unbehindert durch die neugierigen Blicke der Eingeborenen, Gewehr- und Sachenappell abhalten und selbst kleinere Uebungen vornehmen. Seitlich der Gebäude wurde noch ein Pferdestall und eine Küche eingerichtet.

Nachdem die soeben fertig gestellte Station am 15. August

Gelegenheit gehabt hatte, einen großen Vortheil ihrer höhern Lage zu zeigen, da in der Nacht ein großer Theil des nahegelegenen Haussadorfes abbrannte, die Flammen jedoch die höher gelegenen neuen Häuser nicht erreichten, wurde tags darauf der Flaggenmast auf der Station errichtet. Unter dreimaligem „Hurrah" der versammelten Träger ging die deutsche Flagge in die Höhe. Nach unserm allergnädigsten Schutzherrn taufte ich darauf die neuentstandene Station:

„Kaiser-Wilhelmsburg".

Noch an demselben Tage bezogen wir unser neues Heim, und ich konnte nunmehr ungestört meine wissenschaftlichen Beobachtungen fortsetzen. Neben den regelmäßigen meteorologischen Observationen begann ich einen praktischen Cursus zur Erlernung der Wutesprache. Ich hatte stets Eingeborene um mich, die ich bei jedem Gegenstand nach den Benennungen in ihrer Muttersprache fragte. Die Sprache war auffallend leicht zu erlernen, und ich war bereits nach einigen Wochen in der Lage, mich mit den Eingeborenen zu verständigen. Linguistische Schwierigkeiten waren kaum vorhanden; der Vocabelschatz war äußerst gering, da es meist nur eine Bezeichnung für dieselbe Sache gab; Conjugationen und Declinationen fehlten gänzlich. Ein Universalwort gab es, das sich in jedem Satze wiederholte: „accu". Dieses Wort umfaßt so viele Begriffe, daß es kaum zu definiren ist. Die beste Uebersetzung dürfte sein: „es ist vorhanden". Z. B.: „Das ist ein guter Mann" = lungua lem accu, wörtlich übersetzt: „bei dem Manne ist Gutes vorhanden — bei dem Mann ist es gut"; oder: „In Ngilla sind viele Elefanten" = „Ngilla nschu accu sché." Ein „in" gab es ebensowenig wie anzeigende Fürwörter.

Gleich unvollkommen war das Zahlensystem. Die Wute zählen eigentlich nur bis 10, d. h. soweit, wie die Finger reichen. Bei 5 strecken sie die geballte Faust aus, bei 10 legen sie beide Fäuste aneinander. 6 und 7 sind eine Com-

bination von 1 und 2 mit 5 (s. untenstehende Tabelle) und für 9 setzen sie 10 weniger 1 (s. S. 212). Von 10 bis 20 setzen sie 10 und 1 (11), 10 und 2 (12), u. s. w. zusammen. Für 20 existirt ein besonderes Wort „wri", wobei die 10 Finger auf die 10 Zehen gelegt werden. Soll noch weiter gezählt werden, so beginnen sie, nachdem sie für jede volle 20 einen Strich in die Erde geritzt oder ein Hölzchen hingelegt haben, von neuem.

Bei diesem Sprachstudium stellte ich auch Vergleiche der Wutesprache und des hier bereits herrschenden Haussa-Idioms mit den Bantusprachen an und fand, daß letztere sich alle untereinander sehr ähneln, eigentlich nur dialektisch verschieden sind, während sowol die Wute- als besonders auch die Haussasprache total von ihnen abweichen. Eins nur haben alle Sprachen gemein, nämlich die häufige Anwendung eines „M" oder „N" am Anfange der Wörter.

Beispiele.

Deutsch	Jaúnde	Bakoko	Wute	Haussa
Kopf	lo	nŏ	ngue	kai
Haare	issi	dschün	nguti	gaschi
Stirn	aschu	schu	nti	goschi
Auge	dis	dschis	ih	ido
Nase	joi	joi	uill	hantschi
Mund	anju	njon	mbo	baki
Zunge	ujem	ujem	uim	halisch
Zähne	maschon	maschon	nin	hagoli
Hals	ndschin	kin	mull	wuja
Brust	ntoi	ntoi	kame	gaba
Arm	nŏ	no	nkan	hanu
Hand	anju	ua	mbelle	hanu schabinschi
Bauch	abum	lebum	mful	tumbi
Bein (Ober-)	abe	abe	ngo	tschinia
„ (Unter-)	minben	mimben	ngute	kaffa
Fuß	abŏ	unko	mbelle	kaffa
Mann	fam	molum	lungua	mitsche

Deutsch	Yaúnde	Bakoko	Wute	Haussa
Frau	mininga	moda	lungui	matsche
Kind	mongo	mange	muti	(*m.*) mitschi kankani (*f.*) matsche kankani
Pferd	—	—	nden	doki
Hund	mon	ngoa	li	karreh
Schaf	ntumba	ntumba	dado	rago
Ziege	kabat	kembe	schi	akuja
Huhn	kub	keb	fenne	kasa
Büffel	njat	njet	fagame	sania
Elefant	nschog	nschog	nschu	giwa.

1	mbŏ	wada	nui	deia
2	bebei	beba	bam	biu
3	belall	bela	taro	uku
4	binin	bena	naso	fudu
5	betan	betan	ngi	biār
6	bezam	bezam	timui	schitta
7	zamba	zamba	tibam	bokoi
8	muŏm	muŏm	zeri	tōkos
9	ebū	bō	bnetschŏn	tarra
10	havom	jum	schŏn	goma
11	havom je mbŏ	jumnawada	schŏnmui	goma scha deia
12	havom je bebei	jumnabeba	schŏnbam	goma scha biu
20	havom bebei	mumā	wri	ischerin
30	havom belall	mumā	—	tallatin
40	havom binin	mumena	—	arbain
50	havom betan	mumatan	—	hamssin
60	havom bezam	mummazam	—	schittin
70	havom zamba	mumzamba	s. S. 210	sabaïn
80	havom muom	mumuŏm	—	tammanin
90	havom ebū	mumbŏ	—	tisseïn
100	havom havomti	djun	—	dari
1000	netmbo	mbogolo	—	dubbu

Anmerkung. Das ˘ bedeutet eine kurze hohle Aussprache, bei ¯ muß der Buchstabe gedehnt gesprochen werden.

Die lange Dauer meines Aufenthalts in Ngilladorf ließ mir auch Gelegenheit zu anderen interessanten Beobachtungen. So war mir das häufigere Vorkommen von Albinos hier aufgefallen. In einem Falle gelang es mir, durch die betreffende Mutter in Erfahrung zu bringen, daß das weiße Negerkind nicht ausgetragen worden war, wodurch ich zu dem Schluß kam, daß das in der Haut eines jeden Negers sitzende schwarze Pigment erst in der letzten Zeit der Schwangerschaft auf den Fötus übergeht. Dafür dürfte auch das lichtscheue Auge der Albinos sprechen; denn während der schwarze Neger sein Auge auch bei den grellsten Sonnenstrahlen ruhig öffnet und schließt, zwinkert der Albino, ebenso wie der Europäer, der allerdings sich durch eine blaue Brille schützen kann, bei dem hellen, blendenden Sonnenlicht unaufhörlich.

Ferner gelang es mir festzustellen, daß das Pigment des Negers erst nach der Geburt von den Sonnenstrahlen an die Oberfläche gezogen wird. Bei zwei Geburten zeigte die Haut der Neugeborenen dieselbe rothweiße Farbe wie bei den eben zur Welt gekommenen europäischen Kindern. Erst allmählich dunkelte die Haut nach; in dem einen Falle, in welchem die Mutter mit dem Säugling gleich aus der Hütte ging, hatte das Kind bereits nach mehreren Stunden die Farbe der Mutter angenommen, in dem andern dagegen, wo die Wöchnerin mit dem Kinde in der dunkeln Hütte verblieb, erst nach mehreren Tagen. Das Pigment sitzt nur in der obersten Hautschicht (Epidermis). Hiervon hatte ich schon früher gelegentlich eines Unglücksfalls Kenntniß erlangt. Als bei den Malimba-Gefechten einer meiner Leute tödlich verwundet ins Wasser stürzte, nach drei Tagen wieder an die Oberfläche trieb und dann aufgefischt wurde, machte ich die Bemerkung, daß dort, wo sich die schwarze Haut vom Körper losgelöst hatte, hauptsächlich an Händen und Füßen, eine weißrothe untere Hautschicht noch vorhanden war.

Eine eigenthümliche Sitte lernte ich bei diesen Forschungen in Ngilla auch noch kennen; es wird nämlich den Säuglingen sofort nach der Geburt der Kopf in eine längliche Form gedrückt, sodaß der Hinterkopf weit über den Rücken hinaussteht. Hierdurch soll nach Ansicht der Eingeborenen der Verstand mehr Gelegenheit bekommen, sich auszudehnen und zu schärfen.

Waren auch alle diese Beobachtungen von großem Interesse und hätten sie bei einem stationären Charakter der Expedition noch monatelang fortgesetzt werden können, zumal das Klima hier auf den höchsten Spitzen des Plateaus ein durchaus gesundes war, so drängten doch verschiedene Verhältnisse zum Aufbruch.

Ngilla hatte uns wol in den ersten Wochen unentgeltlich ausreichend Essen gesandt, aber nach und nach wurde es recht spärlich, und wiederholt hatte ich deshalb mit ihm heftige Auseinandersetzungen, die jedoch stets nur von augenblicklichem Erfolge waren. So wurde ich schließlich gezwungen, für meine Leute Essen einzukaufen, und meine Waarenvorräthe schmolzen infolge dessen merklich zusammen. Uns, Herrn Weiler und mir, waren seit geraumer Zeit Thee und Zucker, diese besonders auf Reisen in den Tropen so beliebten und wohlthuenden Nahrungsmittel, ausgegangen, und ebenso war der letzte Rest von Seife verbraucht. Durch glückliche Umstände wußten wir uns aber darin Ersatz zu schaffen. Weiler hatte auf einem Ausflug in die Umgegend auf einer kleinen Waldblöße eine Grasart mit gelben Blüten entdeckt, deren aromatischer Geruch ihn auf den Gedanken brachte, sie zur Herstellung eines Getränkes zu verwenden. Und richtig, der neuentdeckte Thee mundete uns vorzüglich; er hatte im Geschmack etwas Aehnlichkeit mit unserm Kamillenthee, aber wieviel höher erkannten wir ihn an, als das zu Hause so oft bespöttelte, gering geachtete und nur medicinisch verwendete Getränk. Auch Zucker verschafften wir uns selbst aus dem Safte des Zuckerrohrs, der in ein Blechgefäß

ausgepreßt und dann über dem Feuer in eine syrupartige Masse verwandelt, endlich eine Art brauner Zuckerkand wurde. Die Seifefabrikation dagegen lehrte uns ein altes Haussaweib. Aus Bananenblättern, Palmöl und Asche wurden kleine schwarze Kugeln hergestellt, die, wenn sie auch nicht den Vergleich mit guter Toiletteseife aushalten konnten, dennoch mit der nöthigen Geduld ihre Schuldigkeit thaten. Alle diese Fatalitäten wären indeß nur von untergeordneter Bedeutung gewesen. Statt der ausgehenden Waaren konnte ich im Nothfalle mein Elfenbein verkaufen, von dem ich etwa 600 Pfund besaß und das nach Norden zu einen stetig steigenden Werth erhielt. Die größten Schwierigkeiten jedoch bereiteten mir mein Freund Ngilla und endlich meine eigenen Leute.

Allen meinen Fragen, Reden und Vorstellungen begegnete Ngilla stets mit der Versicherung seiner wahren Freundschaft, die es nicht dulden könne, mich auf dem gefährlichen Weg zu wissen, und so war ich in Monaten meinem Ziel noch um nichts näher gerückt, und mein Aufenthalt als Gast erschien mir als Gefangenschaft bei diesem eigensinnigen, nur auf seinen Vortheil bedachten Heuchler. Das Schlimmste dabei war, daß er bei meinen eigenen Leuten, deren Dienstzeit in einigen Monaten zu Ende ging und die eine neue weite Reise scheuten, die beste Unterstützung fand. Er unterminirte denn jedenfalls auch nach Kräften, und meine Träger hatten bereits Andeutungen gemacht, daß sie sich auf ein weiteres Vorwärtsgehen nach Norden nicht mehr einlassen könnten. „Der Herr behüte mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden werde ich mich selbst zu schützen wissen!“

Zu allen diesen Widerwärtigkeiten meldete sich nun noch das Herannahen der Regenzeit an, und außerdem wurde mein körperlicher Zustand trotz aller Vorsicht und möglichster Pflege von Tag zu Tag ein schlimmerer. Meine Natur, die bisher den Einflüssen des Klimas den zähesten Widerstand entgegen-

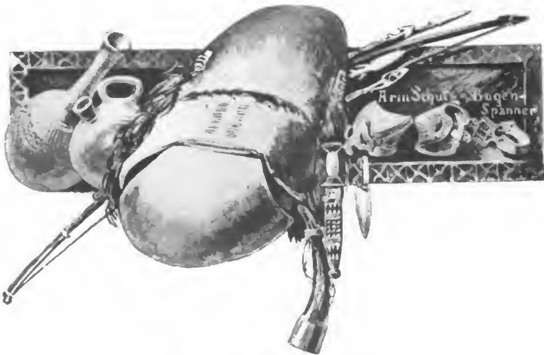
gesetzt hatte, war durch die bereits chronisch gewordene Dysenterie derart geschwächt, daß ich mich am Tage wiederholt auf mein Lager legen mußte. Meine Stimmung bei diesen trüben Aussichten war oft verzweifelt, aber mein Ziel behielt ich unentwegt im Auge; ein „Zurück“ gab es für mich nicht, und sollte ich darüber zu Grunde gehen.

In dieser bösen Zeit ereignete sich zum Schlusse auch noch ein Unglücksfall, der mich recht betrübte und mir eventuell noch schlimme Folgen bringen konnte. Bei einem Tornado wurde meinem Dolmetscher und Vertrauten, einem Elmina, der seit meinem ersten Aufenthalte in Ngilla geblieben war und mir, da er mit der Sprache und den Sitten der Eingeborenen genau bekannt war, viele gute Dienste geleistet hatte, von einem starken Ast, der von einem mächtigen neben der Station stehenden Baumwollenbaum herabfiel, die rechte Schulter zerschmettert. Als ich das Unglück erfuhr, befand sich der Verunglückte bereits in der Behandlung eines Haussadoctors. Ich fand ihn bei diesem auf der Erde hockend, während der Haussamann ihm soeben den vierten Schröpfkopf setzte.

Diese Schröpfköpfe bestanden aus 8—10 cm hohen Antilopenhörnern und wurden zunächst trocken gesetzt. Die Stelle der Haut, wo der Schröpfkopf hinkommen sollte, wurde angefeuchtet und darauf das Horn aufgesetzt. Am obern Ende desselben befand sich eine kleine Oeffnung, durch welche nun der Arzt die Luft aussog und dann das Loch geschickt mit einem im Munde befindlichen Stückchen Wachs verschloß. Durch mehrmaliges Anschlagen des Zeigefingers vergewisserte er sich, daß das Horn festsaß. Nach etwa einer Viertelstunde wurde es dann wieder abgenommen, und nun schnitt der Haussamann mittels eines kleinen, scharfen Messers mit enormer Geschwindigkeit und Geschicklichkeit zwanzig kleine Schnitte in zwei Reihen zu je zehn in die aufgesogene Stelle, worauf das Horn abermals aufgesetzt wurde. Nach wiederum 20 Minuten wurde es abgenommen und das jetzt darin befindliche

geronnene Blut sorgfältig in eine kleine Grube geschüttet. Diese Manipulation wurde mit jedem der vier Schröpfköpfe dreimal vorgenommen, und die Blutgeschwulst verringerte sich zusehends.

Nachdem ich für später noch kalte Umschläge angeordnet hatte, verließ ich den Kranken, den der Haussaarzt aufs beste zu pflegen versprach, und ging nach meinem Hause zurück. Auf dem Wege dorthin kam mir plötzlich ein Eilbote von Ngilla entgegengelaufen; derselbe verkündete mir zu meiner Verwunderung, daß sogleich nach ihm Ngilla erscheinen würde, um mich in meinem neuen Wohnhause zu besuchen.



Waffen und Geräthe der Wute.



Packen der Lasten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Vorbereitungen zum Kriege gegen Ugaundere.

Der Häuptling kam gleich darauf mit großem Gefolge in meine Behausung und nahm auf meine Aufforderung hin auf einer Strohbank mir gegenüber Platz. Als Morgengabe ließ er mir feierlich fünf Hühner und einen hohen Krug voll Durrahbier überreichen. Nach dem Austausch der üblichen Begrüßungsphrasen begann der Häuptling: „Mein Freund, Du wirst wol gehört haben, daß ich seit längerer Zeit mit meinem ältern Bruder Ngutte in Feindschaft lebe. Wir waren an unserer Grenze in Streitigkeiten gerathen und haben uns gegenseitig die Dörfer niedergebrannt. Jetzt aber hat mein Bruder von meiner Freundschaft mit Dir gehört, und da er den Weißen fürchtet, bittet er um Frieden. Heute morgen sind vier seiner Boten angelangt, um meine Meinung zu erforschen. Ich bin auch gern bereit, Frieden mit ihm zu machen,

denn ich habe einen größern Gegner dort — er zeigte in westlicher Richtung — und um ihn, der mir meine Farmen und meine Dörfer verwüstet, zu bekämpfen, will ich mich mit Ngutte verbinden. Aber auch dann ist der Erfolg bei der Stärke des Feindes und seiner großen Befestigungen unsicher. So bitte ich denn Dich, meinen Freund, daß Du uns helfest. Nach dem Kriege werden Dir alsdann alle Wege, welche Du zu gehen wünschest, offen stehen und meine Führer werden Dich geleiten."

Das war Rettung aus diesen ungemüthlichen, stagnirenden Verhältnissen, die einzige, wie ich mir bei dem egoistischen Charakter Ngilla's schnell sagte, und kurz entschlossen willigte ich auf seinen Vorschlag ein, mit meinen Leuten ihm den Sieg erkämpfen zu helfen.

Nachdem der Häuptling seinen Zweck erreicht hatte, schickte er sich wieder an, mein Haus zu verlassen, bat mich jedoch noch beim Fortgehen, ich möchte am Nachmittage mit meinen Leuten eine Schießübung vornehmen, um den vier Ngutte-Gesandten die Wirkung meiner Waffen zu zeigen.

Um 2 Uhr begab ich mich mit sechs meiner besten Schützen auf den Waffenplatz, wo die vier Ngutte-Gesandten, wie auch Ngilla und ein großer Theil des Dorfes schon warteten, und wo die ersteren mir mit scheuer Ehrerbietung entgegensahen. Es wurde zunächst ein Büffelschild auf 120 Schritt Entfernung aufgestellt, gegen welches ich acht Schüsse Schnellfeuer abgab. Der durchlöcherte Schild wurde geholt und den Gesandten gezeigt. Erst sahen sie jedes Loch neugierig an, dann betrachteten sie mein Gewehr, desgleichen sie noch nie gesehen hatten, und schüttelten mit dem Kopfe, als ob sie sagen wollten: das geht nicht mit rechten Dingen zu. Nach mir beschossen die sechs Schützen dasselbe Ziel noch einmal, und auch sie leisteten nach Ansicht der Eingeborenen Vorzügliches. Zum Schluß kam das Hauptstück des Tages: eine Ziege wurde vorgeführt, welche ich

auf 100 Schritt Entfernung treffen sollte. Athemlos lauschten die zu Hunderten Herumstehenden, als ich mein Gewehr anlegte. Aber unglücklicherweise drehte sich das Thier gerade, als ich im Anschlag war, spitz zu mir um. Ich wollte jedoch, um den Erfolg nicht abzuschwächen, das Gewehr nicht wieder absetzen, ich drückte ab, die Ziege machte auch einige Bocksprünge, blieb indeß auf den Beinen. Diese Wirkung erzeugte immerhin ein beifälliges Gemurmel bei den Zuschauern, ich dagegen war mit dem Resultat nur insofern zufrieden, als die Ziege nun durch die Sprünge mir die Breitseite zeigte. Zum zweiten mal legte ich an und löste mein Gewehr. Diesmal that das Thier einen hohen Satz und stürzte dann zusammen. Eine Sekunde war es todtenstill; erst nach und nach, als die Zuschauer sich von dieser „enormen" Leistung etwas erholt hatten, ertönte ein immer wachsender Beifall aus Hunderten von Kehlen, und vor Begeisterung begann alles wie rasend herumzutanzen und zu springen. Die nächste Umgebung Ngilla's stürzte sich auf die Ziege und brachte sie zum Häuptling geschleppt, welcher sofort eine eingehende Untersuchung an ihr vornahm. Beide Schüsse wurden genau besichtigt und beurtheilt: der erste war ein Streifschuß am Bauch, der zweite ein regulärer Blattschuß gewesen. Bei letzterm suchte man nun nach dem Geschoß im Körper des Thieres. Als man die Ziege aber umwandte und den Ausschuß gewahrte, wollte das Erstaunen kein Ende nehmen, besonders die Nguttelente stießen ein über das andere mal ein „Eh" hervor. Meine Waffe kam ihnen denn doch zu ungeheuerlich und übernatürlich vor.

Diesen Eindruck ließ denn auch Ngilla nicht vorübergehen, ohne ihn für seine Person auszunutzen. Er stand auf, ließ seine Leute näher herantreten und hielt, scharf auf die vier Ngutte-Gesandten blickend, folgende Anrede: „Ihr habt alle gesehen, was der Weiße kann; ebenso wie diese Ziege weiß er auch den Menschen zu tödten. Der Weiße aber ist mein

Freund, und mein Feind ist auch sein Feind. So hüte sich also jeder, der es nicht gut mit mir meint." Zur Besiegelung dieser Freundschaft reichte er mir nochmals ostentativ seine Hand. Jetzt begann Tanz und Spiel bei den Leuten, während Ngilla sich mit mir und unserm Gefolge unter das Sonnendach setzte, um bei dem beliebten Durrahbier den zukünftigen Feldzug zu besprechen. „Ngaundere muß untergehen, wir fassen ihn von zwei Seiten: von der einen Ngutte, von der andern der Weiße und ich. Er sitzt dann wie der Leopard in der Fallgrube, und wir können ihn todtschlagen, wann wir wollen." Das war der große Kriegsplan, dessen Verkündigung lauten Beifall hervorrief.

Als Europäer würde man nach diesen Ereignissen in den nächsten Tagen den Aufbruch zum Kriege erwartet haben, aber ein solch hitziges Vorgehen kennt der Afrikaner nicht. Derartig anregende Momente, wie die an diesem Tage geschilderten, bilden in dem eintönigen Einerlei des Lebens der Eingeborenen eine so angenehme und seltene Abwechselung, daß man nach ihnen erst eine lange Weile ausruhen, jede Einzelheit von neuem genau wieder durchsprechen muß, ehe man zu neuen Thaten schreitet. Dieser erste moralische Erfolg über den mächtigen Bruder Ngilla's war so großartig gewesen, daß man ihn erst eine Zeit lang genießen mußte. Ich wußte wol, daß Ngilla mein Ansehen zur Stärkung seiner Macht nach allen Seiten hin ausnutzte, wußte wol, daß er mich unter allen Umständen möglichst lange hinzuhalten wünschte, um unsere Freundschaft als recht intim darzustellen, und oft genug schon hatte ich ihm meine Meinung darüber gesagt. Indeß es blieb mir ja nichts weiter übrig, als immer geduldig weiter zu warten, wollte ich mein Ziel erreichen, zu dem einzig hier der Schlüssel lag.

Nach dem oben geschilderten Feste wurden die Abgesandten Ngutte's, damit sie sahen, wie reich Ngilla sei, zwei Wochen



Ein Tornado.

S. 221.

lang mit den ausgesuchtesten Leckerbissen gefüttert und ihnen von früh bis abends spät von der Macht Ngilla's und des Weißen Räubergeschichten erzählt. Erst dann, als man glaubte, ihnen ordentlich imponirt und sie vollständig eingeschüchtert zu haben, entließ Ngilla sie mit dem Auftrage an Ngutte: er möge gegen Ngaundere aufbrechen, Ngilla würde sich ebenfalls fertig machen.

Nach dem Abzuge der Ngutteleute wurde nun allmählich wirklich mit den Vorbereitungen zum Kriege begonnen. Nach den umliegenden Farmen wurden Boten geschickt, um Getreide herbeizuschaffen, und mehr als sonst sah man die Weiber vor den Mühlsteinen sitzen und Korn und Mais mahlen, da Mehl sich am besten für den Transport eignet. Auch wurde mit der Zeit angefangen, die Waffen einer gründlichen Revision zu unterwerfen, es wurde ausgebessert und geputzt, jedoch alles ging „immer langsam voran", und so war schließlich der Monat September, der Beginn der Regenzeit, herangekommen. Bereits fielen täglich Niederschläge. Fast regelmäßig hatten wir am Nachmittag starke Gewitter, die hier auf den hohen Bergen so nahe an uns vorüberzogen, daß man von den Blitzen für Augenblicke total geblendet und von den Donnerschlägen förmlich betäubt wurde.

Was sind unsere heimischen Gewitter gegen diese mit elementarer Gewalt heranbrausenden afrikanischen Unwetter, was unsere Gewitterregen gegen diese mit unglaublicher Kraft heruntergießenden Bäche, die alles mit sich reißen, was ihnen in den Weg tritt! Am Horizont sieht man plötzlich, während alles noch in Sonne und Ruhe liegt, dicke schwarze Wolken auftauchen, mit Geheul kommt im nächsten Augenblick der Tornado gebraust, dann folgen mit rasender Geschwindigkeit die Wolken, und nun beginnt ein Leuchten und Zucken, ein Knattern und Krachen, das alles erbeben und erzittern macht. Ich habe oft unwillkürlich an die Darstellung von

Gewittern auf den heimischen Theaterbühnen denken müssen, die, für Europa recht übertrieben, für Afrika viel Aehnlichkeit mit der Wirklichkeit haben. Wie schön aber ist auch die herrliche Natur hier wieder nach solch einem Gewitter: man sieht Farbentöne in solcher Pracht und Mannichfaltigkeit am Himmel, besonders wenn die Sonne im Untergehen ist, wie sie bei uns nimmer erblickt werden. Und darunter diese üppige, kraftstrotzende Tropenvegetation mit ihren wundervollen, schlanken Palmen, ihren breiten, stattlichen Baumwollenbäumen, es ist ein Anblick, bei dem der fühlende Mensch sich in das Paradies zurückversetzt glaubt. Wo bleiben bei solcher Großartigkeit die Gedanken an die überstandenen und zukünftigen Strapazen und Gefahren; sie sind im Moment vergessen und verflogen gegenüber diesen herrlichen Naturerscheinungen, gegenüber den gewaltigen Elementen.

Doch so schön diese Gewitter waren, so mahnten sie doch durch ihr Auftreten immer energischer an die anrückende Regenzeit. Ich hoffte, daß der Krieg mit Ngaundere noch vor Beginn derselben erledigt sein könnte, denn ich glaubte damals noch, daß ein oder zwei Gefechte dem Krieg binnen kurzem ein Ende machen würden. Ich ließ daher keine Gelegenheit vorübergehen, um Ngilla zum Aufbruch zu drängen. Aber alles war erfolglos; stets fand der egoistische Autokrat eine Ausrede. So erwiderte er mir, als ich ihn auf die anrückende Regenperiode aufmerksam machte: „Das ist nur günstig für uns, wir haben dann keinen Wassermangel auf den hohen Ngaunderebergen zu leiden und können auf dem nassen Boden die Fußspuren unserer fliehenden Feinde besser verfolgen.“ Was halfen mir alle meine Gegenreden, Ngilla war und blieb dem unzugänglich; er fand immer wieder neue Ausflüchte und brachte sie in der freundschaftlichsten, treuherzigsten Weise vor. Für mich gab es nur eine Regel: Geduld und wieder Geduld! Mit ihr kann man in Afrika alles, ohne sie nichts erreichen.

Jeder nach dem schwarzen Erdtheil abgehende Reisende sollte lediglich auf diese Charaktereigenschaft hin geprüft werden. Ich habe sie bei Ngilla gründlich lernen müssen, trotzdem für mich hier nicht nur Zeit Geld, sondern sogar Leben war.

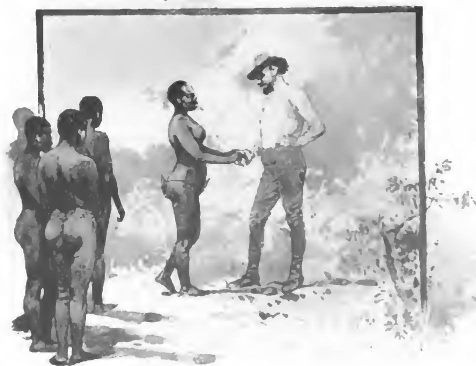
Meine Dysenterie war bereits in ein derartiges Stadium getreten, daß ich nicht nur mit den heftigsten Schmerzen zu kämpfen hatte, sondern auch meine Körperkräfte derart abnahmen, daß ich mich öfter zu Bett legen mußte. Opium, Morphium und selbst Höllenstein-Einspritzungen hatten nur vorübergehend geholfen, und bei dem jetzt eingetretenen chronischen Charakter der Krankheit blieben sie völlig wirkungslos. In dieser schweren Zeit war die allgemeine Theilnahme an meinem Geschick besonders wohlthuend. Alle Einwohner hatten mich mit der Zeit lieb gewonnen. Nun brachten sie das Beste, was sie in ihrem Besitz hatten, Geflügel oder besonders schöne Früchte zu mir, um mich zu erfrischen und zu stärken.

Ein besonderer Verehrer von mir war der Scharfrichter des Häuptlings, der außerdem noch Kannibale war. Mir war im Anfang dieser Kerl mit seinem breiten Richtschwert so widerlich erschienen, daß ich seine Begrüßungen und Ovationen in der allerkühlsten Weise entgegennahm. Mit der Zeit jedoch machte ich die Entdeckung, daß unter der rauhen, thierischen Außenseite ein guter Kern steckte. Eines Abends, als er wieder mit einem Bunde Bananen und zwei Hühnern bei mir erschien, sprach er mit betrübter Miene treuherzig sein Bedauern darüber aus, daß ich ihn anscheinend so sehr viel weniger als seine anderen Landsleute leiden könne. „Ngilla ist mein Herr; was er mir befiehlt, das muß ich thun, und wenn es etwas Unrechtes ist, so trifft dafür nicht mich, sondern ihn die Schuld." Als ich ihm nun aber vorwarf, daß er dafür bekannt sei, einer der Menschenfleisch fressenden Leute des Ortes zu sein, schüttelte er wieder treuherzig mit dem Kopfe und sagte: „Ja, Herr, das ist richtig; aber ich bin nicht einer von denen, die das

Fleisch der eigenen Landsleute fressen, ich verzehre nur das der gefallenen Feinde, und, Herr, verzeihe, aber das ist doch nicht so schlimm, als das, was Du machst. Du trinkst rohe Eier und issest rohes Thierfleisch. Das kommt doch bei uns niemals vor. Wir essen nur das, was vorher gekocht oder gebraten ist. Rohes Fleisch fressen in der ganzen Gegend nur die wilden Thiere." Diese originelle Standrede hatte mich derartig amüsirt, daß ich laut aufzulachen begann. Der Kannibale sah mich verdutzt an, daß ich seinen Vorwurf nur so leicht auffaßte. Ich gab ihm nun darauf die Erklärung zu meinem thierischen Verhalten und warum ich seine Sitten dennoch für die barbarischeren hielte. Ob er sie verstanden hat, weiß ich gerade nicht, jedenfalls aber blieb er nach wie vor mein treuer Verehrer.

Neben dem Chef der gerichtlichen Exekution war es besonders Ngilla's Tochter Mku, welche mir ihre besondere Liebe und Zuneigung zu erkennen gab. Mku war eine stattliches, schönes Weib von etwa 20 Jahren, das, wie ich bereits früher erwähnt habe, mit einem ehemaligen Sklaven des Häuptlings verheirathet war. Dies hinderte Mku jedoch nicht, noch einige Dutzend Sklaven nebenbei zu haben. Afrika ist das Land der freien Liebe, und die Tochter des Wutehäuptlings schien ein ähnliches Exemplar zu sein wie die Lukokescha am Hofe des Muata Yamwo, von der Pogge schreibt. Auch der Ngillatochter schien der Europäer eine begehrenswerthe Person. Früher hatte ich mich schon oft ihren Zärtlichkeitsäußerungen nur mit Mühe entziehen können. Unser neues Wohnhaus schien jetzt ihren Plänen günstiger zu sein. Sie betrat, nach außen hin würdevoll, mit ihrem Gefolge, etwa 20 Sklavinnen, mein Haus, doch dann ließ sie die Begleitung in dem mittlern Raum zurück, während sie selbst sich allein in meinen Wohnraum begab. „Hier will ich mit Dir sprechen und mit Dir verkehren, wo uns die gemeinen Augen des niedrigen Volkes nicht erblicken können", sprach sie einst zu mir.

Eines Morgens erschien sie bereits so zeitig, daß ich mich noch schlafend auf meinem Lager befand. Plötzlich fühlte ich mich von zwei Armen umfaßt, und aufwachend entdeckte ich die mit Rothholz bemalte Königstochter vor mir. Ihre Tünche hatte sich bereits stark an meiner Umhüllung abgefärbt. Diesen Umstand konnte ich zum Glück dazu benutzen, um mich ihren Liebesbeweisen zu entziehen. Ich erklärte ihr, daß die rothe



Besuch von Ngilla's Tochter.

Farbe meine Wäsche und auch meine Haut ruinire; sie dürfe sich daher stets nur aus einiger Entfernung mit mir unterhalten. Betrübt über diese Abweisung schlich Mku aus dem Zimmer. Aber so rasch gab sie ihr Ziel nicht auf. Am nächsten Abend erschien sie nur in Begleitung zweier treuer Sklavinnen, selbst als solche, das heißt ohne die sie als Freie kennzeichnende rothe Farbe. Glücklicherweise half mir diesmal die Anwesenheit meiner zur Berathung versammelten Headleute

über abermalige Annäherungen hinweg. Jedoch habe ich in späteren Tagen noch viel mit Kabale und Liebe kämpfen müssen, denn ganz verderben wollte und durfte ich es mit der mächtigen Häuptlingstochter nicht, die mir viel nützen, aber auch viel schaden konnte.

So war es mir z. B. durch sie auch gelungen, alle umliegenden großen Farmen und die auf den Höhen befindlichen Wachthäuser zu besichtigen, welchem Verlangen Ngilla sich stets ablehnend gegenüber gestellt hatte. Es war am 7. September, als ich mit Mku den Marsch nach einer ihrer eigenen großen Farmen, die auf der nördlichen Seite gelegen waren, antrat. Anderthalb Stunden mußten wir durch felsige, zerklüftete Schluchten auf schmalen Wegen herumklettern, ehe wir auf die Ebene gelangten. Die hier außerhalb der befestigten Höhen gelegenen Farmen werden bei einer eventuellen Belagerung preisgegeben; dafür aber sind im Dorfe selbst eine Unmenge von Vorrathshäusern für einen derartigen Fall gefüllt.

Die Farmen haben eine ungeheuere Ausdehnung. Sie bestehen hauptsächlich aus Mais- und Durrahfeldern, auch hin und wieder aus einzelnen Bananen- und Kürbisanpflanzungen; letztere werden meist zwischen die Durrah gepflanzt. Inmitten jeder großen Farm befindet sich ein fünf bis zehn Hütten zählendes Pflanzdorf, welches von dem Wächter der Farm, dessen Familie und einigen Arbeitern bewohnt wird. Diese Farmbewohner sind außerdem gleichzeitig die nächsten Vorposten gegen feindliche Ueberraschungen; die äußeren werden durch die Bewohner der vielen bis auf mehrere Tagereisen im Umkreise liegenden Ortschaften gebildet. Läßt Ngilla die Kriegstrommel erschallen, so verlassen bis auf zwei bis drei Wächter sofort alle Männer bewaffnet die Farmen, um sich auf dem Alarmplatz im Dorfe zu versammeln.

Es war bereits Abend geworden, als ich endlich mein Interesse befriedigt hatte und wir ins Dorf zurückkehrten.

Ngilla hatte von meinem Ausflug gehört und bei seinem Mistrauen, da der Ausflug in nördlicher Richtung gemacht war, Böses gewittert. Er kam mir entgegen und machte mir mit freundlich besorgter Miene Vorwürfe, wie ich so unvorsichtig sein könnte, mich ohne Bedeckung außerhalb des Weichbildes seines Ortes zu begeben. Wenn mir etwas zugestoßen wäre, so hätte er doch die Verantwortung zu tragen gehabt. So heuchelte er Besorgniß um meine Wohlfahrt, während er im Grunde nur Angst hatte, ich könne mich zu genau über einen Weg nach Tibati orientirt haben und womöglich noch vor dem Feldzuge nach dort abziehen.

Es schien heute überhaupt kein glücklicher Tag für ihn zu sein. Während ich noch seine Aufregung zu beruhigen suchte, sprang plötzlich einer der in großen Haufen auf dem Platze sich herumtummelnden Hunde an uns heran, und als Ngilla ihn fortzujagen versuchte, biß er ihn in den Rücken. Wüthend sprang Ngilla auf — wir hatten inzwischen den Dorfplatz erreicht und uns dort niedergelassen —, fixirte den Hund und ließ sich seinen Bogen und den Köcher mit vergifteten Pfeilen reichen. Er zielte einen Moment und ließ dann die Sehne schnellen. Der Pfeil traf die Weichtheile des Hundes, der sich heulend im Kreise herumdrehte und dann unter Zuckungen zusammenbrach.

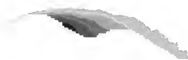
Auch diesen Vorfall benutzte ich wieder, um Ngilla darauf aufmerksam zu machen, wie alle solche Dinge nur infolge seines Zögerns sich ereignen könnten; er müßte unter allen Umständen den Abmarsch energischer vorbereiten. Der Häuptling erwiderte mir, er sei jetzt zum Kriege bereit; mit Ausnahme der „Medicin“ fehle ihm nichts mehr für den Feldzug, zuvor müsse er jedoch noch einen Mwellehäuptling, der aufsässig geworden sei, züchtigen.

Alle Haussaleute des Ortes waren seit Wochen thätig, um für Ngilla und seine Großen geschriebene Koransprüche in Ledertäschchen einzunähen und sie an die Kriegsgarnituren zu

heften. Das Geschäft dieser schlauen Händler blühte wieder einmal. Auch ich wurde von den abergläubischen Wuteleuten bestürmt; sie behaupteten, ich müsse durchaus „Medicin" gegen feindliche Geschosse besitzen, von der ich ihnen abgeben solle. Alle meine Erklärungen und Einwände waren umsonst; ich mußte ihnen schließlich, um sie zu beruhigen und sie los zu werden, alte, mit Nummern versehene Blechmarken geben, die sie sich stolz um den Hals hängten.

Ngilla selbst saß seit einigen Tagen an einem großen Topfe mit Pflanzengift, in welchem er die Geschosse, Eisenstücke für die Gewehre, eigenhändig vergiftete. Für den Krieg wurden die Pfeilspitzen nicht vergiftet und das hatte seinen guten Grund; denn, wie ich später sah, benutzte man auf beiden Seiten die abgeschossenen Pfeile des Gegners wieder gegen denselben.

Die Bestrafung des aufsässigen Mwellehäuptlings sollte übrigens nicht so lange auf sich warten lassen, wie ich anfänglich geglaubt hatte. Bereits am 11. September entsandte Ngilla seinen Feldmarschall Naudufu mit 300 Kriegern zur Bestrafung, und schon am 13. abends verkündete Trommelschlag und Gesang die Heimkehr der siegreichen Wute. Vorweg kam ein Haufe lobsingender Haussaleute, die in allen möglichen Tonarten Siegeslieder anhuben. Der Inhalt war bei allen der gleiche und lautete etwa folgendermaßen: „Ngilla ist der mächtigste der Häuptlinge. Alle müssen sich ihm unterwerfen; der Widerspänstige wird bestraft. So ist es jetzt dem aufsässigen Häuptling ergangen. Ihn hat «das Schwert des Königs», sein vortrefflicher Krieger Naudufu, vernichtet." Hinter den schmeichelnden Händlern ging ein Mann, der auf seinen Händen das abgeschlagene Haupt des Mwellehäuptlings trug, dann kamen die Schwertträger des Feldmarschalls und schließlich dieser selbst mit stolzem Schritt und erhobenem Haupte. Hinter ihm lärmte die Musik mit Pauken, Trommeln und Hörnern, und den Schluß bildeten die übrigen Krieger.



Auf dem Häuptlingsplatz angekommen, ergriff Randuku den blutigen Kopf des erschlagenen Feindes, legte ihn Ngilla zu Füßen und sprach, das Schwert ausstreckend: „König, Du hast Deinen Diener ausgesandt, um den schlechten Mann, der Dir nicht gehorchen wollte, zu bestrafen. Ich habe ihn besiegt, viele seiner Leute getödtet und gefangen genommen. Als sichersten Beweis bringe ich Dir hier seinen vom Rumpfe getrennten Kopf.“

Gerührt und erfreut ergriff Ngilla die Hand seines tapfern Generals, lobte ihn über alles und schloß mit einer Anrede an die versammelten Krieger des Inhalts, daß sie sich ebenso wie in dem kleinen, auch in dem großen Kampfe gegen den mächtigen Ngaundere bewähren sollten. Alsdann wurden den Siegern große Krüge voll Durrahbier und ein reichliches Quantum Antilopen- und Elefantenfleisch zum Lohne verabfolgt, und ein Gelage mit Tanz und Musik schloß diesen Tag.

Jetzt endlich war das letzte Hinderniß beseitigt, und der Häuptling dachte nun auch ernstlich an den Aufbruch. Immerhin dauerte es aber noch zehn weitere Tage, bis alles zum Abmarsch völlig bereit war.



Ausmarsch des Ngillavolks zum Kriege.

Funfzehntes Kapitel.

Der Krieg gegen Ngaundere.

Zwischen Ngilladorf und Ngaundere befand sich ein größeres Terrainhinderniß in dem stark angeschwollenen linken Nebenflusse des Mbam, dem Ndjim. Da an der Uebergangsstelle nur drei Kanoes vorhanden waren, wurde der Aufbruch der Kriegsmacht staffelweise vorgenommen.

Am 23. September verließ die Avantgarde den Ort, und jeden folgenden Tag rückten einige hundert Krieger nach. Alles wurde auf diesem Zuge mitgenommen, Weiber, Kinder und Hausgeräth. Im Dorfe blieb außer den Haussahändlern nur eine kleine Besatzung unter dem Onkel des Häuptlings, einem stark reducirten Greise, zurück.

Am 27. September brach das Hauptquartier auf. Vorweg kamen einige hundert Weiber des Königs, beladen mit Proviant und seinen transportablen Schätzen, Kleidern und Schmucksachen. Sein Elfenbein hatte Ngilla am Tage vor dem Ausmarsche an verschiedenen verborgenen Stellen in den sein Dorf umgebenden Büschen vergraben. An die Weiber reihten sich die besten Krieger an, diesen folgte die Musikkapelle, die Leibrosse des Königs und schließlich dieser selbst, umgeben von seiner Amazonengarde. Er hatte seine stärksten und ergebensten Frauen mit den besten Gewehren, Percussionsflinten, ausgerüstet. Nachdem dieser Zug vorüber war, setzte ich mich, wie es vorher verabredet war, in Begleitung von Weiler und 80 Expeditionsleuten ebenfalls in Bewegung. Cornelius mit dem Rest der Expedition und der Karavane verblieb zum Schutze unserer Lasten im Dorf.

Etwa 400 m stiegen wir die steilen Böschungen von den bewaldeten Höhen hinunter in die Savanne. Der Marsch ging recht langsam von statten. Die Weiber, die außer ihren schweren Lasten auf dem Kopfe theilweise auch noch schreiende Kinder auf den Hüften oder dem Rücken zu tragen hatten, mußten alle Augenblicke ausruhen. Das verursachte bei der großen Anzahl der im Gänsemarsch hintereinander marschirenden Menschen jedesmal große Stockungen, die sich nach der Queue zu stärker fortpflanzten.

Endlich gegen 5 Uhr abends erreichten wir am linken Ufer des Ndjim das noch zu Ngilla gehörige Pflanzdorf Magom. In und um das Dorf herum lagerte sich das ganze Volk, Männlein und Weiblein. Man hätte nun vielleicht annehmen können, daß bei diesem wüsten Durcheinander allerhand Allotria getrieben worden wären. Aber auch in diesem Punkte war der Häuptling schlau und vorsichtig. Er rief alle Krieger zusammen und verkündete ihnen, daß er für sein Volk „Medicin", d. h. Zauber, gemacht hätte, wodurch ein jeglicher, der in der Kriegs-

zeit sich mit einer Frauensperson einließe, am nächsten Tage von einer feindlichen Kugel niedergestreckt werden würde. So war es denn an diesem Abend stiller, als ich es je erlebt hatte, und die Weiber suchten, von den Männern gänzlich unbeachtet, bald ihr Nachtlager auf.

Am folgenden Morgen begann der Uebergang über den 70 m breiten, jetzt in der Regenzeit stark reißenden Ndjim. Die Ngillaleute zeigten sich auf dem Wasser unglaublich ungeschickt. Zweimal schlug ein Kanoe um, und beide male verschwanden sämmtliche Insassen, die nicht schwimmen konnten, auf Nimmerwiedersehen in den Fluten, ohne daß darüber ein Aufhebens gemacht worden wäre oder daß man auch nur den geringsten Rettungsversuch angestellt hätte. Auf meine Vorstellungen hin willigte Ngilla schließlich ein, daß meine gewandteren Elmina die Führung der Fahrzeuge übernahmen, und am späten Nachmittage war fast das ganze Heer ohne weitern Unglücksfall auf das rechtsseitige Ufer übergesetzt. 8 km westlich des Flusses wurde ein großes Lager bezogen, und im Zeitraum von wenigen Stunden waren einige hundert große Spitzhütten entstanden. Die Häuser für den Häuptling waren ebenso comfortabel und geräumig, wie er sie in seinem Dorfe gehabt hatte, eingerichtet und hergestellt. Am nächsten Morgen langten endlich die letzten Nachzügler Ngilla's an und am 30. stieß sein mächtigster Unterhäuptling, sein Bruder Wataré, mit seinem Volke zu uns, sodaß am 1. October die gesammte Streitmacht etwa 2000 Köpfe betragen mochte.

Am Nachmittage desselben Tages bat mich Ngilla um eine Unterredung, und als ich sein Haus betrat, blickte er mich mit seinem süßesten Lächeln an, das stets auf seinen Zügen lag, wenn er ein Anliegen an mich hatte. Hastig erzählte er mir, daß soeben ein Bote aus seinem Dorfe angelangt sei, welcher die Mittheilung gebracht hätte, daß ein Weißer mit 70 Mann dort angekommen sei. Im Anschluß an diese Mittheilung bat

er mich nun hoch und theuer, ich möchte doch diesem Weißen befehlen, mit seinen Leuten ebenfalls in den Krieg hierher nachzukommen, um seine Streitmacht zu vergrößern. Mir lag jedoch mehr an der Sicherung unserer Waaren im Dorfe, und außerdem war ich herzlich froh, noch für alle Fälle eine frische Mannschaft in Reserve zu haben: so lehnte ich denn trotz Ngilla's Einwänden das Verlangen ab. Ich schrieb dagegen dem betreffenden Europäer, in welchem ich nur Herrn Kessel vermuthen konnte, einen Brief, in welchem ich ihn ersuchte, in Ngilladorf unsere Rückkehr zu erwarten.

Der Häuptling, mit dem ich schon während des Marsches einige Differenzen bezüglich der zu liefernden Fourage gehabt hatte, war über meine abschlägige Antwort offenbar empört. Als am nächsten Morgen der Aufbruch erfolgen sollte, stand weder das für meine Leute zugesagte Essen noch das mir versprochene Reitpferd bereit. Als darauf die Ngillaleute nach Westen abmarschirten, trat ich stillschweigend den Rückmarsch an. Aber kaum war mein Vorhaben bemerkt worden, als Ngilla einen Boten nach dem andern, ja schließlich seinen Bruder mir nachsandte, um mich inständigst zu bitten, doch wieder umzukehren, er wäre sonst für immer geschändet. Man brachte ein Pferd für mich herbei, und die Brüder des Häuptlings, die schließlich einer nach dem andern angekommen waren, versprachen ehrlich für Lieferung des nöthigen Essens für meine Leute zu sorgen. So sah ich meine Wünsche erfüllt und ließ mich daher erbitten, wieder umzukehren und mich der vorrückenden Colonne anzuschließen.

Das Vorwärtskommen beim Weitermarsch wurde jetzt ungemein schwierig. Durch den bereits seit mehreren Tagen andauernden Regen waren die niedrig gelegenen Stellen des Graslandes derartig versumpft, daß man bis an die Knie im Boden einsank. Ich mußte mich, schon allein um mein kostbares Schuhzeug dabei nicht einzubüßen, wiederholt über solche

Stellen hinwegtragen lassen. Am furchtbarsten wurden die Pferde mitgenommen. Einzelne konnten vor Mattigkeit schließlich nicht mehr weiter und blieben buchstäblich im Sumpfe stecken.

Gegen Abend wurde auf einer erhöhten Stelle, zum letzten male auf friedlichem Boden, das Lager errichtet. Als wir am folgenden Morgen aufbrachen, erreichten wir bald die bei den verschiedenen Einfällen zerstörten Grenzdörfer der Wute und später die der Ngaundere. Gegen Mittag schon schlugen wir unser Bivak auf einem kleinen Hügelzuge auf, von welchem aus wir in einer Entfernung von einer halben deutschen Meile den ca. 700 m aus der Ebene hervorragenden, zerklüfteten Gebirgszug erblickten, auf dem die Ngaunderefestung gelegen war. Halbwegs zwischen den Bergen sahen wir ein zweites Lager von derselben Größe wie das unsrige. Es war das des Häuptlings Ngutte, Ngilla's älterm Bruder. Dieser war bereits zwei Wochen früher hier angekommen und hatte mit dem Kampf gegen die Ngaunderevorposten schon begonnen.

Am nächsten Tage wurde Ruhe gehalten. Die beiden Brüder, die sich seit Jahren nicht mehr gesehen und lange miteinander auf Kriegsfuß gestanden hatten, sandten sich nun gegenseitig Geschenke zu. So Ngutte einen wundervollen Rapphengst für Ngilla, dieser dagegen seinen schönsten, mit Roßschweifen und Kupfernägeln reich verzierten Schild für Ngutte. Für mich brachte der Nachmittag eine Nachricht aus Ngilladorf. Ein Brief von Herrn Kessel langte an, worin er mir mittheilte, daß er mit 64 Weyleuten zur Ergänzung der Handelskaravane eingetroffen sei. So hatte sich also die Botschaft an Ngilla wirklich bestätigt, und es durften sich bei mir neue Hoffnungen regen. Ich hatte jetzt nur den Wunsch, den Krieg möglichst schnell und verlustlos für mich beendet zu sehen, um meinen Plan zur Ausdehnung unserer friedlichen Handelsbeziehungen durchführen zu können. Aber selbst jetzt im Kriege, wo es sich doch fast um die Existenz zu handeln schien, wurde die Zeit



Vor den Ngaunderebergen.

S. 234.

bei den Eingeborenen mit unnöthigem Reden und Spielen vertändelt.

Am 5. October rückten wir kaum eine halbe Stunde vor und näher an das Nguttelager heran. Der Rest des Tages wurde mit Begrüßungsceremonien verbracht. Gegen Nachmittag erschien Ngutte, ein behäbig und gutmüthig dreinschauender Neger, mit scharlachrothem muhammedanischem Kleide angethan, einen rothen Turban auf dem Kopfe, hoch zu Roß bei uns, gefolgt von 30 Reitern. Etwa zehnmal sprengte die Cavalcade gegen das Strohdach vor, unter welchem Ngilla saß, parirte kurz, streckte den Verbündeten die Speere entgegen als Zeichen, daß man fortan vereint Schulter an Schulter kämpfen wollte, und verschwand ebenso schnell wieder wie sie gekommen war. Zum Schluß kamen sämmtliche Gewehrschützen Ngutte's, etwa 200 an der Zahl, anmarschirt, von denen jeder außer der Feuersteinflinte einen kleinen Antilopenschild trug. Unter Führung ihres berittenen Oberanführers vergeudeten sie in Luftsalven unnöthig das kostbare Pulver. Doch waren unsere Gegner von ihrer Festung herab ebenso leichtsinnig; denn sie antworteten auf die vernommenen Schüsse vom Berge höhnend in gleicher Weise.

Als die Truppe der Gewehrschützen abgezogen war, erfolgte die Begrüßung der beiden Häuptlinge durch Handschlag und Umarmung. Dann nahm Ngutte auf einer erhöhten Strohbank, Ngilla dagegen, zum Zeichen seiner geringern Würde, auf der Erde auf einem dort liegenden Felle Platz. Ich konnte von Ngilla's Gesicht deutlich das Gefühl der Scham und Verlegenheit ablesen, sich in meinem Beisein so erniedrigen zu müssen. Um ihm über die peinliche Scene hinwegzuhelfen, setzte ich mich ruhig zu ihm auf das Fell. Nun klärte sich sein Gesicht auf, und er warf seinem Bruder einen stolzen, fast herausfordernden Blick zu.

Ngilla stellte darauf die Bedeutendsten seines Volkes, die

Ngutte wol zum Theil schon von früher her bekannt waren, diesem vor. Dies ging derartig vor sich, daß einer nach dem andern sich für einen Augenblick auf die Knie des Lintehäuptlings setzte, währenddessen dieser den Vorgestellten flüchtig umarmte. Am Ende dieser Ceremonien bat mich Ngutte, den ich bereits vorher begrüßt hatte, meine Leute ihm im Gefecht zeigen zu wollen. Ich ließ „Signaltirailliren" und einen Schützenanlauf mit „Hurrah" ausführen. Ngutte war über diese Leistungen sichtlich erfreut und drückte mir wiederholt die Hand. Hierauf zog er mit seinem Gefolge wieder in sein Lager ab. Auch ich trennte mich alsbald von Ngilla, um die Vorbereitungen für den folgenden Tag, an dem der Kampf beginnen sollte, zu treffen. An meine Leute wurden pro Kopf 50 Patronen ausgegeben und die Gewehre noch einmal revidirt; zum Schluß hielt ich eine ermahnende Rede an mein versammeltes Volk, sich tapfer zu halten und ordentlich drauf loszugehen, da das sowol den Sieg über unsere Feinde herbeiführen, als auch unser Ansehen bei den Freunden noch bedeutend heben werde.

Gegen $5\frac{1}{2}$ Uhr am andern Morgen wurde das Lager alarmirt, und alsbald begann der Vormarsch. In dichter Colonne erkletterten wir in einer Schlucht die Höhen, während westlich von uns in gleicher Weise die Nguttekrieger aufwärts rückten. Nach anderthalbstündigem, anstrengendem Aufstieg langten wir auf einem plateauartigen Sattel des Gebirges an und vereinigten uns hier mit den Ngutte. Vor uns, noch im Nebel verschwommen, zeigten sich die Umrisse von regelmäßig aufgeführten Befestigungen. Allmählich wurde es klarer, und nun sahen wir auf hundert Schritt Entfernung ein großes Dorf liegen, etwa von einem Umfange wie Ngilladorf und mit denselben runden Spitzhütten. Der Ort war auf eine außerordentlich geschickte Weise befestigt.

Rings um denselben zog sich eine etwa 2 m hohe Brustwehr aus Strauchwerk, von innen und außen mit Lehm ver-

strichen. Ab und zu sah man in dem Wall kleine Löcher, die als Schießscharten dienten, durchleuchten. Vor dieser Brustwehr war ein 2 m tiefer Graben von etwa 3 m oberer und $1\frac{1}{2}$ m Sohlbreite ausgehoben. Zum Enfiliren desselben hatten die



Die Bergfestung Ngaundere.

Vertheidiger an geeigneten Stellen zweistöckige Bastions hineingebaut. Auf der innern Seite des Walles lief noch ein 1 m tiefer Graben zur Communication. Vom innern zum äußern Graben waren an einzelnen Stellen schmale, höchstens 1 m im Durchmesser betragende Gänge als Ausfallsthore angebracht.

Machte es für europäische Begriffe schon einen merkwür-

digen Eindruck, daß diese feindliche Festung auf so geringe Entfernung, wie auf dem Präsentirteller, vor uns lag und man von unserm erhöhten Standpunkte aus jedes einzelne Haus übersehen konnte, so wurde dieser Eindruck geradezu komisch durch das Verhalten der Bewohner des Ortes. Auf dem großen rechteckigen Platze in der Mitte des Dorfes tanzten einige hundert Krieger um den Häuptling ihren Kriegstanz. Sie ignorirten uns vollkommen. Zwischen den Häusern sah man außerdem noch Männer und Weiber geschäftig hin- und hergehen. Zahlreiche Koppeln Hunde, durch den zum Tanz gehörigen Kriegsgesang animirt, liefen heulend hin und her, während auf anderen, kleinen, grasbewachsenen Plätzen Schaf- und Ziegenheerden friedlich weideten. An mehreren Stellen sah man Pferde an Pfähle gefesselt stehen. Auf der nördlichen Seite, innerhalb der Umwallung, befand sich das aus sechzig kleinen runden Hütten bestehende Dorf der Haussahändler, die bis hierher ihren Handelszug ausgedehnt hatten.

Ebenso harmlos wie das Gros der Einwohnerschaft benahmen sich auch die Vorposten. Sie standen sichtbar hinter den Wällen; ein großer Theil der Bogenschützen schwärmte sogar diesseit des Außengrabens herum und sandte uns ab und zu einen Pfeilhagel zu. Ich beschloß, zunächst das Vorterrain von diesen lästigen Gegnern zu säubern; einige Schüsse genügten, um sie hinter ihre Wälle zurückzutreiben. Damit waren die gegenseitigen Feindseligkeiten eröffnet; aber noch trat eine längere Pause bis zu Beginn des eigentlichen Kampfes ein, in welcher die Ngillalente auf einer Anhöhe nördlich des Dorfes, von diesem 150 Schritt entfernt, die Ngutte östlich davon, durch eine Schlucht getrennt, Aufstellung nahmen. Ich selbst hatte meine Leute am Rande dieser Schlucht, die allein eine leidlich gedeckte Annäherung gestattete, ausschwärmen lassen, untersagte jedoch vorläufig jedes Feuern, da ich meine werthvollen Patronen nicht unzeitig verschießen lassen wollte. Unter-

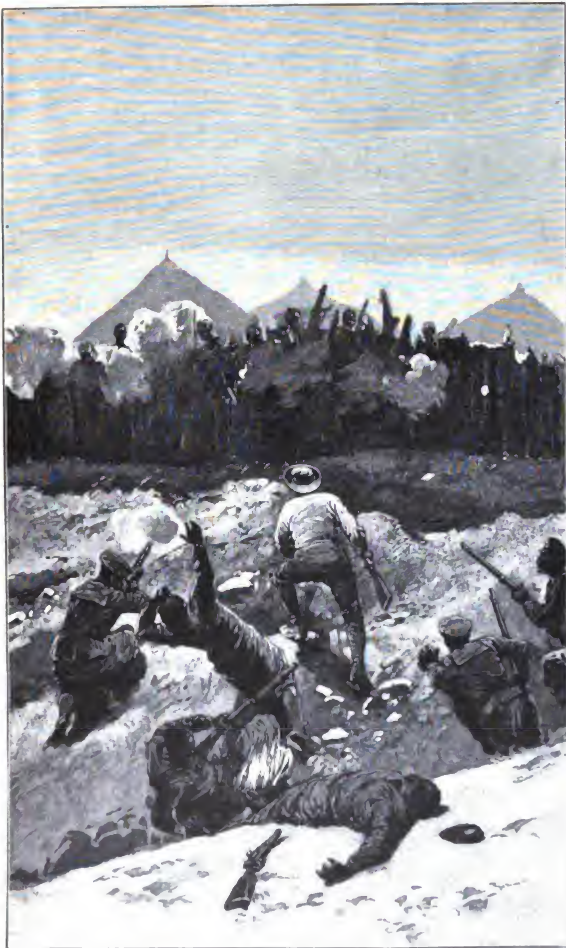
dessen dauerte der uns höhnende Tanz auf dem Dorfplatze noch immer fort.

Endlich war unsere Aufstellung, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen kann, beendigt; die beiden Völker, Ngutte und Ngilla, standen jedes in einem dichten Haufen unregelmäßig beieinander; sie hatten zum Schutze gegen die feindlichen Pfeile ihre Schilde vor sich aufgepflanzt. Nun wurden erst in aller Ruhe die Dispositionen getroffen. Die Gewehrschützen mußten vorgehen und ihre Gewehre gegen die feindliche Stellung abfeuern. Bis auf 30 Schritt gingen sie an den äußern Graben heran und schossen von dort aus ihre Flinten gegen die Schießscharten ab. Der Gegner hat wol kaum Verluste durch diese Kampfesweise gehabt, da er wohlgedeckt hinter der Mauer stand und dagegen die freistehenden Wutekrieger in aller Ruhe aufs Korn nehmen konnte. Alle Augenblicke fiel denn auch einer der Angreifer, getödtet oder verwundet, und wurde ins Lager zurückgeschleppt. Ich ging nun zu Ngilla und schlug ihm einen gemeinsamen Angriff vor, um diesem unsinnigen und überflüssigen Blutvergießen ein Ende zu machen, aber dieser wollte davon nichts wissen. Er fürchtete vielleicht einen Miserfolg, oder er hatte gar seine Freude an dem Anblick der gefallenen oder verwundeten Krieger, der ersten Opfer seines Feldzugs, die er jedoch, wenn sie vorübergeschleppt wurden, keines Blickes würdigte. Er hatte ja genug Menschenmaterial zu opfern, was kümmerten ihn diese Sklaven, die dazu da waren, ihr Leben auf diese oder andere Weise für ihn hinzugeben! Trotzdem mir meine Leute bedeutend mehr galten, beschloß ich jetzt, des langen Zauderns müde, mit ihnen die Offensive zu ergreifen, da der Afrikaner dieser selten widersteht.

Uns gegenüber befand sich ein besonders hervorspringendes Bastion, das noch nicht ganz fertig gestellt war, und welches ich als Object meines Angriffs auswählte. Nachdem einige

Schüsse die Besatzung aus der obern Etage vertrieben hatten, unternahm ich den Sturm. Wir waren etwa 100 Schritt von dem Wall entfernt, und ich wollte in einem Auflauf bis an den Graben gelangen, um dort nach kurzer Ruhepause das Bastion zu erklettern. Es war 11 Uhr, als ich das Signal „Schnell avanciren“ geben ließ und an der Spitze der ausgeschwärmten Linie mit „Marsch, Marsch, Hurrah“ vorwärts lief. Aber die Ngaundere, die auf den Weißen stets ihr Hauptaugenmerk gerichtet hatten, waren auf der Hut; sie hatten meine Absicht erkannt und überschütteten uns mit einem Hagel von Pfeilen. Mehrere meiner Leute blieben verwundet zurück, und durch die Verluste eingeschüchtert, verschwand stillschweigend ein anderer Theil meiner Colonne in dem hüfthohen Grase. Ich mußte etwa 40 Schritt vor dem Graben noch einmal Halt machen und eröffnete ein kurzes Schnellfeuer gegen das Bastion. Wieder ertönte das Signal „Avanciren“, und mit dem Rest meiner Leute warf ich mich in schnellem Lauf in den Graben. Als ich jedoch hier die Häupter meiner Getreuen zählte, waren es kaum noch zwanzig, und es wurde mir plötzlich unangenehm klar, daß ich nicht mehr annähernd dieselbe gute Qualität von Leuten besaß, wie auf meiner ersten Reise.

Mit dem kleinen Häuflein erkletterte ich alsbald den jenseitigen Rand (Escarpe) des Grabens. Mit Buschmessern und Aexten schlugen wir die äußere Brustwehr ein und befanden uns bereits in dem innern Hof des Bastions, als der Gegner, die Gefahr erkennend, seine ganze Kraft auf diesen Punkt zusammenfaßte. Ein Hagel von Eisenstücken und Pfeilen, aus nächster Nähe auf uns abgegeben, schwirrte uns um die Köpfe, ohne daß man die gedeckt liegenden Gegner sah; aus unter uns liegenden Löchern krachten Schüsse, einige hundert Kehlen stimmten ihr gellendes Kriegsgeheul an, kurz und gut, es war ein wahrer Höllenlärm. Aus dieser unheimlichen Situation



Sturm auf Ngaundere. S. 240.

wollte ich durch einen Offensivstoß über den innern Graben hinweg nach dem freien Dorfplatze zu herauskommen. Eben wollte ich meinen Revolver ziehen, als ich einen Stoß vor die Brust erhielt und rückwärts in den Graben hinunterstürzte. Hier kam ich auf den Körper eines gefallenen Togomannes zu liegen. Meine Leute liefen an mir vorbei, und als ich wieder aufstand, befand ich mich mit dem Todten allein. Zum Ueberfluß bemerkte ich, daß ich einen Pfeilschuß in den linken Oberschenkel erhalten hatte. Auf fünf Schritt Entfernung über mir hörte ich das Siegesgeheul unserer Feinde. Mir blieb nichts übrig, als mein nacktes Leben zu retten. Schnell entfernte ich mit einem Schnitt den Pfeil aus meinem Bein, erkletterte mit einiger Mühe den vordern Grabenrand und langte, begleitet von rechts und links neben mir einschlagenden Geschossen und Pfeilen, schließlich bei meinen Leuten an.

Herr Weiler, der den Angriff mitgemacht und selbst eine Verwundung am Kopfe davongetragen hatte, war eben im Begriff, mit den Besten meiner Leute noch einen Vorstoß zu machen, um alles zu versuchen, mich, den meine Leute für verloren gaben, aus den Klauen der Feinde zu retten. Er war glücklich, als er mich, nur so leicht verwundet, zurückkehren sah.

Der Angriff hatte mir immerhin einen Todten und 22 Verwundete gekostet. Doch waren die Verwundungen allesammt leichter Natur, da sie meist nur von Pfeilen herrührten, aber die meisten meiner Leute fürchteten, daß die Spitzen dieser Geschosse vergiftet sein könnten. Sie gingen daher zu Ngilla, der für Pfeilgift ein Gegengift, eine aus Pflanzensaft hergestellte bräunliche Masse, mit sich führte. Hier nahm jeder einen Trunk aus dem Medicintopf und beruhigt ließen sie sich darauf die Wunden verbinden.

Trotzdem ich nicht glaube, daß in diesem Falle die Ngaundere ihre Pfeile vergiftet hatten, so bin ich im allgemeinen doch überzeugt, daß die Eingeborenen gegen die meisten Gifte auch

wirksame Gegengifte besitzen. Ich hatte die Wirkung bereits einmal an einem Schlangenbiß gesehen, in welchem Falle die erhöhte Temperatur des Patienten sich nach dem Gebrauch alsbald herabminderte und gesundender Schweiß eintrat. Weshalb soll auch diese innere Anwendung von Medicin bei äußeren Giftwunden nicht möglich sein? Flößt man doch auch bei uns der von einer giftigen Schlange gebissenen Person große Quantitäten Alkohol ein. Obwol ich, wie gesagt, diese Pfeilverwundungen hier nicht für giftig hielt, behandelte ich mich selbst sicherheitshalber doch mit einer stärkern Carbollösung als gewöhnlich.

Nach diesem verunglückten Sturm konnte ich bei meinen schwachen Kräften, zudem ich noch den Haupttheil meiner Reise vor mir hatte, an eine Wiederholung des Angriffs ohne Unterstützung meiner Bundesgenossen nicht denken. Diese schienen jedoch durch das soeben Gesehene für die Offensive nicht sehr eingenommen zu sein. Außerdem hatten sie ja viel Zeit und brauchten sich keinem Miserfolg auszusetzen, mit Geduld kamen sie am sichersten zum Ziele. Als sie sahen, daß der Gegner sich nicht sofort ergab, war ihr Entschluß gefaßt, ihn auszuhungern. So rückte Ngilla mit seinem Heere auf die nordwestliche Seite des Ortes, während Ngutte sich gegenüber postirte. Untereinander hielten sie durch starke Posten Verbindung.

Wenn diese Art der Belagerung für die Wute wol eine durchaus naturgemäße war, so lag für mich andererseits der Vortheil in einer baldigen Beendigung des Kampfes. Ich beschloß daher trotz der Maßnahmen der beiden Häuptlinge und in Rücksicht auf unsere überlegenen Feuerwaffen eine neue Kampfesweise. Ich ließ die zur Vertheidigung über den freien Platz hin und her laufenden Ngaundere und ihre wachehaltenden Posten durch meine besten Schützen fortwährend beschießen. Hierdurch erlitt der Gegner große Verluste, besonders

fielen dabei mehrere freie vornehme Krieger. Wir konnten dies alles bei unserer Nähe deutlich beobachten. Während die gefallenen Sklaven liegen gelassen und alsbald von den im Dorfe herumlaufenden gierigen Hundemeuten bis auf die Knochen aufgefressen wurden, legte man den gefallenen Freien sofort, als Schutz gegen die Hunde, große Büffelhäute über und zog bei günstiger Gelegenheit die Leichname in die Hütten.

Meine neue Kampfesart schüchterte die Gegner derart ein, daß ihre Siegeshymnen allmählich verstummten. Mit der hereinbrechenden Dämmerung wurde es beim Feinde ganz still. Man sah auf dem Dorfplatze die angezündeten Wachtfeuer, sah in den inneren Gräben einzelne Fackeln sich bewegen, aber kein Laut durchbrach das Schweigen der Nacht, kein Posten rief den andern an. Auch auf unserer Seite gab man sich vertrauungsvoll der Ruhe hin.

Ich brachte die Nacht mit meinen Leuten im Nguttelager bei strömendem Regen unter freiem Himmel zu. Unser Gepäck, darunter das Zelt, hatte ich sicherheitshalber vorläufig unter Bewachung am Fuße des Berges zurückgelassen. Ich war froh, als die Morgendämmerung eintrat; denn die Nacht hatte ich schlaflos unter starken Schmerzen an einem kleinen Feuer hockend zubringen müssen. Bald nach 6 Uhr ließ ich meine Leute antreten und ging im Bogen auf demselben Wege, den Ngilla tags zuvor zurückgelegt hatte, auf die andere Seite zu diesem. Wir wurden beim Vorbeimarsch aus allen Bastionen beschossen, und da wir uns an einzelnen ganz freien Stellen gar nicht decken konnten, so hatte ich auf diesem Marsche noch zwei Verwundete. Ngilla empfing mich aufs freundlichste, umarmte mich und erzählte mir, daß nun der Krieg bald zu Ende sei, Ngaundere habe Angst bekommen. Und in der That, nachdem der Tag unter kleinen Plänkeleien vergangen war, wurde am Abend dem auf Vorposten stehenden Wataré aus dem Wallgraben zugerufen, daß Ngaundere mit uns zu verhandeln

wünsche. Der Wunsch wurde Ngilla schleunigst weiter gemeldet, und alsbald verfügte sich dieser mit seinem Gefolge nach vorn.

Da mich nicht allein die Friedensverhandlungen hier speciell interessirten, sondern ich überhaupt die Art und Weise des Unterhandelns unter Afrikanern kennen lernen wollte, beschloß ich, Ngilla nachzugehen. Nachdem ich das Lager des Häuptlings Wataré, das bis auf 200 Schritt an die Festung vorgeschoben war, durchschritten hatte, erblickte ich dicht am äußern Grabenrande Ngilla mit einem 50 Mann starken Gefolge. Alle waren bewaffnet; vor allem hatte ein jeder zur Sicherheit seinen mannshohen Büffelschild vor sich aufgestellt. Dieser Gruppe gegenüber sah man in einem vorspringenden Bastion und den beiden anschließenden Flanken mehrere Köpfe der Ngaunderekrieger hervorgucken. Als ich in Hörweite kam, vernahm ich aus dem Munde eines abgesondert stehenden Mannes eine längere Ansprache an Ngilla, aus der ich wiederholt das Wort Ngaundere heraushörte. Die Verhandlungen wurden in der Batisprache geführt; der Unterhändler war, wie ich von den mir Nächststehenden erfuhr, auf feindlicher Seite ein Bruder des Ngaunderekönigs, da dieser selbst im Kampfe verwundet worden war. Als ich mich nun bis auf 20 Schritt dem Graben genähert hatte, stieß der Redende plötzlich einen Schrei aus, alles verschwand blitzschnell von den Wällen, und eine unsichtbare Stimme rief einige Worte aus dem Innern herüber. Inzwischen sahen sich die sämmtlichen Ngillakrieger nach mir um, und ich merkte nun, daß ich wol die Ursache dieser plötzlich entstandenen Bewegung sei. Alsbald kam auch Ngilla würdevoll auf mich zugeschritten und bat mich, in unser Lager zurückzukehren, da die Ngaundere große Angst vor dem „weißen Mann mit dem grauen Hut und der Zauberflinte" hätten. So mußte ich denn leider im Interesse des Ganzen und auch in meinem eigenen auf die Beiwohnung der interessanten

Verhandlungen Verzicht leisten. Eine halbe Stunde später kehrte Ngilla bereits ins Lager zurück und ließ verkünden, daß bis auf weiteres mit Ngaundere Waffenstillstand geschlossen wäre.

Den nächsten Tag benutzte ich sogleich zu einem Besuche bei Ngutte. Ich wählte dazu den dicht am Graben an der östlichen Seite der Festung entlang führenden Weg. Neugierig und scheu standen die Ngaundere auf den Wällen, um den Weißen — ich ging jetzt unbewaffnet — zu begaffen. An der Stelle, wo ich vorüberging, war es mäuschenstill, aber kaum war ich vorbei, so konnte ich beim Umwenden sehen, wie sie die Köpfe zusammensteckten und über dies oder jenes an meinem Körper oder meiner Kleidung erstaunten und eifrigst darüber verhandelten.

In einer Viertelstunde war ich im Nguttelager angekommen, wo reges Leben herrschte. Soeben waren die Weibercolonnen mit großen Maisvorräthen angelangt, die sie in den am Fuße der Berge gelegenen Farmen gesammelt hatten. Die Findigkeit dieser Weiber ist eine großartige; sie sind ganz besonders auf die Nahrungssuche, überhaupt aufs Plündern, dressirt. Während die Männer in der vordern Linie kämpfen, beginnt rückwärts die Räuberei der Weiber. Ngilla hatte gleich am ersten Tage solche weibliche Streifcolonnen in die Umgegend gesandt, und bereits am Nachmittage waren sie mit Getreide und Hühnern beladen zurückgekehrt. Die Eingeborenen können ihr Eigenthum noch so gut verborgen haben, nichts entgeht diesen Spürnasen.

Das Lager Ngutte's war durch mehrere dicht nebeneinander gebaute hohe Häuser kenntlich; auf dem Hofe, seitlich der Gebäude, scharrten sechs prachtvolle Hengste; sie waren mit einer Vorderfessel an einen Holzpfahl gebunden, und vor ihnen lag als Futter ein Berg von frischem Gras. Ich ging mit meiner Begleitung, drei Expeditionsleuten, quer über den Platz auf den Eingang der größten, als Wohnraum dienenden Hütte zu

und trat durch die niedrige Thür gebückt in das Innere. Hier im Halbdunkel erblickte ich Ngutte, mit einem langen Kleide angethan und einer Fullahmütze auf dem Kopfe, auf einer Strohbank sitzend. Zu beiden Seiten hatten seine beiden Lieblingsweiber Platz genommen, auf die er sich abwechselnd, wie auf zwei Kissen, stützte. Vor der Bank war ein kleines Feuer angezündet, um welches mehrere Leute im Kreise herumhockten. Bei meinem Eintritt stockte sofort die Unterhaltung. Ngutte streckte mir erfreut seine Hand entgegen; eine neue Bank wurde herbeigebracht, auf welcher ich Platz nahm, und alsbald kreiste auch der Durrahhumpen. Die nun beginnende zweistündige Unterhaltung drehte sich, wie gewöhnlich, um meine Herkunft, und umgekehrt um Fragen über das Lintevolk, schließlich wurde natürlich auch der gegenwärtige Krieg berührt. Ngutte erzählte viel von den Räubereien des Ngaundereháuptlings, den die gerechte Strafe für seine Schlechtigkeiten nun erreichen werde.

Die Art der Darstellung bei Ngutte, seine Ansichten und sein Benehmen waren grundverschieden von denen seines jüngern Bruders. Während bei Ngilla alle Handlungen in Ehrgeiz und krassem Egoismus ihren Ursprung hatten, blickte bei Ngutte ein weiches Mitgefühl mit anderen Menschen, zumal mit seinen Unterthanen, durch. Er ließ diesen auch bedeutend mehr Selbständigkeit. Während in Ngilla's Gegenwart kaum ein anderer den Mund aufzuthun wagte, seine Reden stets nur von dem stereotypen „Yom, Yom" begleitet wurden, entspann sich hier wiederholt eine Debatte zwischen Ngutte und seinen Großen. Jeder erlaubte sich ruhig seine eigene Ansicht auszusprechen und auch zu verfechten. Ngilla regierte als krasser Despot, Ngutte hielt dagegen ein angenehmes, patriarchalisches Verhältniß aufrecht. Zum Schluß bat mich Ngutte, auch mit ihm in Verbindung zu bleiben, er habe ebensoviel Elfenbein wie sein Bruder und würde sich freuen, wenn er mit den Weißen in Handels-

beziehungen treten könnte. Ich versprach zu thun, was in meinen Kräften stände, und ich denke, daß wol bald von Balinga aus den Mbam aufwärts der Ort dieses Negerfürsten besucht und besiedelt wird.

Als ich mich endlich von Ngutte verabschiedete, überreichte er mir als Geschenk einen Burnus und ein gesticktes Beinkleid, für welche Geschenke ich ihm am selben Nachmittage ein muhammedanisches Staatskleid und einen alten Revolver als Gegenpräsent überreichen ließ.

Die nun folgenden vier Tage, während deren die Friedensunterhandlungen fortgesetzt wurden, waren für mich mit die traurigsten in Afrika. Die Hindernisse für meinen Weitermarsch schienen jetzt zwar hinweggeräumt, der Weg stand mir zum weitern Vormarsch nach Norden offen, aber Wundfieber und meine chronische Dysenterie hatten mich derart geschwächt, daß ich mich kaum noch vom Feldbett erheben konnte. Das Liegen hier im Lager bei strömendem Regen mußte mein Untergang sein. Ich beschloß daher, nicht das Ende der Friedensverhandlungen abzuwarten, sondern sobald als möglich nach Ngilladorf zurückzumarschiren und von dort nach Adamaua aufzubrechen. Herr Weiler beschwor mich, ich möchte in meinem Zustande als einziger Europäer die Reise nicht unternehmen; meine Leute baten mich, entmuthigt durch die Verluste und durch den Anblick des todtkranken Führers, nicht in das unbekannte Land zu marschiren, sondern direct nach der Küste zurückzukehren. Sie wußten, daß es auch für sie eine Existenzfrage bedeutete. Jedoch mein Entschluß stand trotz alledem unerschütterlich fest.

Am 12. October fühlte ich mich etwas wohler. Ich sandte zu Ngilla, um ihm zu sagen, daß ich am nächsten Tage abziehen würde. Als Antwort sandte dieser mir jedoch mehrere Hühner und andere gute Dinge, um mich von meinem Entschluß abzubringen. Er hätte gern noch weiterhin Ngutte und dem Ngaunderehäuptling gegenüber mit seinem weißen

Freunde renommirt, aber alles Bitten war umsonst; meine Geduld hatte das äußerste Ende erreicht. Am 13. October morgens 7 Uhr zogen wir aus dem Lager Ngilla's ab. Als wir am Lager Ngutte's vorübermarschirten, kam uns dieser entgegengelaufen, um nochmals Abschied von uns zu nehmen. Er schenkte mir wiederum ein weißes Kleid, ebenso auch Herrn Weiler ein solches. Dann trennten wir uns mit einem „auf Wiedersehen!"

Auf demselben Wege wie wir gekommen waren, ging es nun bei entsetzlichem Regenwetter durch das überschwemmte und durchweichte Thal des Ndjim zurück. Bis an den Leib versanken wir oft in dem Morast. Weiler's Pferd blieb in einem solchen Sumpfe vollständig stecken und crepirte. Ich selbst konnte nur kurze Strecken zu Fuß zurücklegen. Theils auf meinem matten Klepper, theils von meinen Leuten getragen, ging mein Transport vor sich. In drei Gewaltmärschen langten wir am 15. October nachmittags in Kaiser-Wilhelmsburg an, wo uns Cornelius mit der Mittheilung empfing, daß Herr Kessel mit seiner Karavane inzwischen wieder nach Yaúnde zurückgekehrt sei.



Begrüßung durch berittene Fullah.

Sechzehntes Kapitel.

Ins Herz von Adamana.

Die Nachricht von dem Abmarsch des Agenten Kessel war mir sehr fatal; wir waren nun nicht mehr in der Lage, gemeinsam Dispositionen zu treffen. Ich hatte keine Zeit zu verlieren, denn bei dem unberechenbaren Charakter Ngilla's waren späterhin alle möglichen Ränke zu erwarten. Ich beschloß daher, in den allernächsten Tagen bereits mit der Expedition nach Adamana aufzubrechen, während ich Herrn Weiler aufgab, sich zunächst mit Herrn Kessel auf der Yaúndestation zu vereinigen, dort die überflüssigen Waaren zurückzulassen und darauf mit dem erworbenen Elfenbein über Balinga, wo eine Station angelegt werden sollte, am Sannaga entlang zur Küste zurückzukehren.

Mir mußte zunächst daran liegen, einen Führer für die ersten Tagemärsche zu erlangen, und ich wollte eben mit einem

einflußreichen Haussahändler in Verbindung treten, als mir die Ankunft einer wichtigen Persönlichkeit, durch die sich eventuell meine Pläne schneller und energischer durchführen lassen konnten, mitgetheilt wurde. Ein Bruder des Sultans von Tibati war mit geringem Gefolge in Ngilladorf eingetroffen, um in des ersterm Auftrage die südlichen Tributärstaaten des Reiches, das Ngutte- und Ngillaland, zu inspiciren und die Tributsäumigen zu mahnen. Mit diesen Reisen verbinden derartig Beauftragte gleichzeitig noch eine Art vornehmer Bettelei. Sie bringen kleine, wenig werthvolle Geschenke mit und verlangen und erhalten dafür von den betreffenden Häuptlingen große Gegengeschenke in Elfenbein und Sklaven.

Am 16. October abends war mir der Fullah gemeldet worden, am 17. morgens begab ich mich zur Begrüßung in seine Behausung. Ich wurde von dem intelligent aussehenden Muhammedaner aufs höflichste empfangen. Wie gewöhnlich begann auch hier die Unterhaltung mit gegenseitigen Höflichkeitsfragen, er: wie mir der Krieg und meine vorjährige Reise bekommen, ich: ob er mit seiner Inspectionstour zufrieden sei u. s. w. Schließlich ging ich auf den Zweck meines Besuches ein. Ich erzählte ihm — die ganze Unterredung wurde durch einen Haussamann verdolmetscht — daß es schon im vorigen Jahre meine Absicht gewesen sei, den berühmten Häuptling von Tibati, von dem man selbst in unserm fernen Lande schon gehört habe, zu besuchen. Indessen wäre mir für meine Reise die Zeit zu kurz bemessen gewesen. Diesmal sei ich jedoch fest entschlossen, mein Vorhaben auszuführen. Die schmeichelnden Worte schienen aber auf meinen Partner keinen besondern Eindruck zu machen. Nachdem er einige male seinen Gebetkranz durch die Finger hatte gleiten lassen, begann er mit stolz erhobenem Kopfe: „Drei Monde hast Du bei dem Sklaven meines Herrn gesessen und ihm fürstliche Geschenke gemacht, nun willst Du mit den Ueberbleibseln Deiner Güter den mäch-

tigen Amalamu von Tibati bedenken. Das geht nicht an. Kehre zur Küste zurück und komme dann ohne anderweitigen Aufenthalt zu meinem König."

Diese Antwort ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, indessen konnte auch sie mich in meinem Entschlusse nicht wankend machen. Ohne mich weiter noch auf seine Vorstellungen einzulassen, verließ ich das Haus des Fullah mit der festen Absicht, meinen Plan auch ohne seine Unterstützung durchzuführen. Als ich auf die Station zurückgekehrt war, rief ich die Headleute zu mir und eröffnete ihnen kurz, daß am andern Morgen um 7 Uhr der Vormarsch nach Tibati angetreten würde.

Ein am Abend desselben Tages unternommener Versuch, von den Haussa einen Führer zu erlangen, schlug aus Furcht derselben, möglicherweise gegen den Willen Ngilla's zu handeln, fehl. Als ich am frühen Morgen des 18. October vor meinen Leuten stand, befand ich mich noch in völliger Ungewißheit über die Richtung des einzuschlagenden Weges. Die Angaben über die Lage von Tibati waren bei der Lügenhaftigkeit der Eingeborenen, der Furcht und dem Handelsneid der Haussahändler so verschieden gemacht worden, daß dieser Ort in nördlicher, nordwestlicher oder auch in nordöstlicher Richtung liegen konnte. Eines nur hatte ich während meiner langen Anwesenheit feststellen können: den richtigen Ausgang aus dem Dorfe. Auf ihn ging ich, nachdem die Lasten aufgenommen waren, mit einer Sicherheit los, als wenn ich jeden Schritt meines bevorstehenden Weges kennte. Die Haussaleute und die zurückgebliebenen Wute machten erstaunte Gesichter, schüttelten mit dem Kopfe und waren so überrascht durch meinen plötzlichen Abmarsch nach dieser Richtung, daß sie auch nicht das Geringste zu sagen wagten. Gaffend stand die versammelte Menge noch auf dem Platze, als ich mit meiner Expedition in dem zum Thale führenden Hohlwege verschwand.

Obwol Ngilla, nachdem ich ihm im Kriege beigestanden,

öffentlich seine Zustimmung zu meinem Vormarsche gegeben hatte, wußte ich doch genau, daß er ihm auch jetzt noch nicht genehm war. Wenn ich auch keine feindliche Aktion seines Volkes zu befürchten hatte, so mußte ich doch immerhin erwarten, daß er mich, sobald er von meinem Abmarsche nach Norden Kenntniß erhielt, was bei der Schnelligkeit seiner Boten in zwei Tagen geschehen konnte, durch allerlei Intriguen im Weitermarsch hindern würde. Ich beschloß daher, in Gewaltmärschen sein Land zu passiren. Aber gerade das war ohne einen Führer besonders schwierig.

Bereits zwei Stunden hatte ich einen Pfad verfolgt, der nach dem Kompaß eine günstige Richtung zeigte, als er plötzlich im rechten Winkel umbog und in ein größeres Farmdorf Ngilla's mündete. Die Eingeborenen machten verwunderte Gesichter, mich, den sie noch im Kriege glaubten, ohne irgendwelche Begleitung eines Ngillamannes hier zu sehen. Ich hatte nicht lange Zeit zu überlegen, was zu thun war. Ich schritt auf den in der Mitte der Gruppe stehenden Häuptling zu und in herrischem Tone fuhr ich ihn an: „Stelle mir sofort einen Führer zum Marsch nach Norden, Ngilla hat mir keinen geben können, da er alle seine Leute im Kriege braucht.“ Als der Häuptling zögerte, verstärkte ich meinen Befehl mit der Mahnung, daß er doch wol die Strafe für Ungehorsam gegen einen Befehl des Königs kenne. Dieser Zusatz und die dazu gemachte Geste, welche ich durch Führen einer Hand ans Genick ausführte, verfehlten ihre Wirkung nicht. Fünf Minuten später befanden sich an der Spitze der Karavane zwei Führer, mit denen wir bald einen breiten Fußpfad erreichten.

Ohne Aufenthalt, ohne Rücksicht auf den strömenden Regen ging es durch die Savanne weiter. Sobald die Führer sich ausruhen wollten, animirte ich sie durch hohen Lohn, den sie für ihre Leistungen erhalten würden, und wenn auch das nicht mehr half, schüchterte ich sie durch Drohungen ein. Gegen Abend

klärte sich der Himmel auf, und heller Mondschein beleuchtete unsern Weg. Diesen Umschwung sah ich als günstiges Omen an; ich nutzte auch diesen Vortheil aus und setzte den Marsch in der Nacht fort.

Erst nach 10 Uhr, als wir das große Dorf Mwnm erreichten, ließ ich Halt machen. Die Einwohner waren über das späte Erscheinen einer Karavane, und noch dazu unter Führung eines Weißen, in große Aufregung versetzt. Die Betheuerungen meiner beiden Führer, mit deren Stamm — es waren unterworfene Bati — sie nicht in Verbindung standen, vermochten die Unruhe nicht zu beschwichtigen. Die Bewohner standen mit den Waffen im Kreise um mich und meine beiden Diener, mit denen ich der Karavane vorausgeeilt war, herum. Plötzlich kam aus dem Hintergrunde des Dorfes ein Eingeborener laut schreiend angelaufen. Ich vermuthete bereits eine Verschlimmerung der Sachlage, als der Mann sich auf einmal vor mir niederwarf und mich in demüthigster Weise als den Freund seines Königs begrüßte. Dann stand er auf und erzählte den Umstehenden, daß er mich im verflossenen Jahre als Gast Ngilla's mit demselben auf einer Bank sitzend gesehen hätte, „und Ngilla's Freund ist auch unser Freund", so schloß der Redner. Im Moment verwandelte sich die Situation. Die Waffen wurden schlennigst in die Hütten getragen, und in wenigen Minuten kamen die Weiber des Dorfes mit Töpfen voll Elefantenfleisch, Yams und Durrahbier zurück. Gegen 12 Uhr nachts langte der größte Theil der Träger und mit ihnen auch mein Zelt an. Die letzten Nachzügler der Expedition jedoch trafen erst gegen Morgen ein; sie hatten nur Zeit, eben ihre ihnen zugetheilte Ration einzunehmen, und sogleich mußten sie wieder den Weitermarsch antreten.

Leider war auf dem anstrengenden Marsche der Träger meiner werthvollsten Last marode zurückgeblieben. Sie enthielt den größten Theil meiner Geschenke, Seidenstoffe für den

Häuptling von Tibati. Aber warten konnte und durfte ich nicht, wollte ich nicht den Vortheil des ersten Tages und möglicherweise den Erfolg der ganzen Reise wieder in Frage stellen. So mußte ich mich in diesen kleinern von beiden Schäden zu finden wissen.

Bei strömendem Regen wurde morgens 6 Uhr aufgebrochen. Wieder marschirten wir den ganzen Tag über und nach kurzer Nachtruhe auch den ganzen folgenden durch stellenweise bevölkertes Grasland weiter. Wohnte in Yaúnde und überhaupt in den heidnischen Gegenden die Bevölkerung mehr zerstreut in kleinen Ansiedelungen über das ganze Land ausgebreitet, so concentrirte sich hier bei den Wute alles in einzelnen, großen Ortschaften, deren jede in steter Kampfbereitschaft befestigt war.

Am 20. October erreichten wir Wutshoa, ein kleines Ngilladorf. Hier trafen wir zu meiner großen Freude bereits Unterthanen des Häuptlings von Tibati an. Es waren Jäger, welche der König hierher geschickt hatte, um für ihn Elefanten zu schießen. Zwar waren diese Elefantenjäger äußerst sparsam mit ihren Mittheilungen, da auf allen Seiten großes Mistrauen gegen mich zu herrschen schien, aber trotzdem war ich zufrieden, hatte ich doch wieder einen Beweis, daß ich mich auf der richtigen Fährte befand. Am Abend legte ich mich mit dem Bewußtsein auf mein Lager, daß die verflossenen drei Tage gut ausgenutzt und meine Anstrengungen bereits von Erfolg gekrönt waren. Ich befand mich durch die drei Gewaltmärsche bereits 100 km von Ngilladorf entfernt und war durch diesen Vorsprung in der Lage, eventuelle zeitraubende Hindernisse ertragen zu können. Und diese Schwierigkeiten sollten nicht lange auf sich warten lassen.

Meine Wirthe in Wutshoa sprachen bereits von einem „großen Wasser“ zwischen diesem Ort und meinem nächsten Reiseziel, Bombom. Als wir am folgenden Tage drei Stunden Wegs zurückgelegt hatten, trafen wir denn auch eine etwa 50 m

breite Wasserfläche an, die keinerlei Uebergang zu gestatten schien. Die Tiefe des stark angeschwollenen Flusses war allenthalben über Manneshöhe, und nirgends befand sich eine Gelegenheit zum Uebergange. Die Bäume am diesseitigen Ufer hatten nur kurze Stämme und würden nicht auf das jenseitige



Eine Flußpassage.

Ufer gereicht haben. Endlich entdeckte ich auf der Recognoscirung eine schmalere Stelle des Flusses von etwa 20 m Breite. Hier standen sich zwei Bäume direct gegenüber und streckten ihre Aeste so weit über den Fluß, daß die Endzweige fast ineinander gewachsen schienen. So wurde ein regulärer Brückenbogen gebildet, dessen höchster Punkt etwa 10 m über der Wasserfläche liegen mochte. Nur hier konnte unsere Ueber-

gangsstelle sein. Der erste Versuch hinüberzubalanciren gelang einem unbelasteten Träger, trotzdem beim Uebergange auf den jenseitigen Baum die Aeste sich bedenklich bogen; dann folgte ich und schließlich die gesammte Karavane auf dem Wege, den sonst nur Affen zu nehmen pflegen. Zwei Lasten waren der Tribut, den ich dem Flußgott hatte opfern müssen; im ganzen waren bei dem Uebergang fünf Träger ins Wasser gestürzt, sie hatten sich jedoch alle durch Schwimmen retten können.

Nach dem Ueberwinden dieses Hindernisses betraten wir einen ebenen Weg, passirten noch einzelne kleine Bäche, die durchwatet werden konnten und erreichten gegen Abend das Dorf Bombom. Dieser Ort hatte mehr den Charakter eines Handelsplatzes, als den einer gewöhnlichen Ansiedelung. Vor dem Dorfe befanden sich mehrere Hütten der Haussahändler. Viele kleine, hier errichtete Verkaufsbuden zeugten von regem Handelsverkehr.

Am nächsten Morgen ging es mit neuen Kräften weiter. Dieser Tag war seit langer Zeit endlich einmal wieder schön zu nennen. Die Sonne hatte die Wolken zertheilt, und in froher Stimmung über die Aussicht, heute einmal mit trockener Haut davonzukommen, marschirten wir durch das mannshohe Gras hindurch. Die Scenerie war mit der Zeit eine interessantere geworden.

Aus der Ebene erhoben sich an einzelnen Stellen große Felskegel von bizarren Formen, die hin und wieder die Höhe von 200 m erreichen mochten. Diese Kegel waren vom Fuße bis zur Spitze total nackt und unbewachsen. Es war an ihrer Oberfläche keinerlei Umwandlung und Zersetzung in den sonst auf dem Plateau typischen rothen Laterit wahrzunehmen. Es war anstehendes krystallinisches Gestein und ohne Zweifel archaischen Ursprungs. Als wir am Nachmittage nun an einem derartigen Block vorüberziehen wollten, verkündete uns plötzlich Geräusch aus dem Innern, daß er nicht unbelebt sei, und als

wir auf dem Pfade an seiner südlichen Seite anlangten, sahen wir durch einen Felsspalt, vor dem sich ein starkes, pallisadenartiges Thor befand, mehrere runde Hütten hervorblicken.



Felskegel im südlichen Adamaua.

Einzelne Haussahändler kamen als Abgesandte des hier gebietenden Häuptlings hervor und luden mich in seinem Auftrage mit meiner Karavane in sein Felsennest ein. Wir passirten das Thor und erblickten zu unserm Erstaunen ein aus

hundert Hütten bestehendes Dorf, welches, von 70 m hohen Felswänden umschlossen, eine natürliche Festung bildete. Auf einem dieser umgebenden Kegel führte ein eingehauener Fußpfad spiralförmig in die Höhe, von welcher aus Wachtposten die ganze Umgegend übersahen und dadurch auch unsern Anmarsch bemerkt hatten. Die Eingeborenen dieses Ortes waren noch Wuteleute, während der Häuptling bereits vom Sultan von Tibati eingesetzt war. Einen uns angebotenen Ruhetag nahm ich in Hinsicht auf die Erschöpfung meiner Leute und auf das freundliche Wesen der Dorfbewohner dankbar an.

Am 25. October morgens brachen wir von Kukuni, so hieß das Dorf, wieder auf. Meine Träger waren nach dem Ruhetage in besonders guter Stimmung. Alsbald erklang auch wieder der Marschgesang meiner Elmina, und schnell hatten sie einen Vers componirt, von dem ich folgendes verstehen konnte: „Mögen Felswände sich uns entgegenstellen, Massah besiegt sie; mögen reißende Flüsse unsern Marsch hemmen, Massah bringt uns hinüber; mögen Menschen uns irreführen, Massah durchschaut sie“ u. s. w.

Die Gegend hatte mit der Zeit einen hügeligen Charakter angenommen und war mehr bewohnt als in den letzten Tagen. Trotzdem kamen wir nicht dazu, Dörfer zu passiren, denn diese lagen entweder auf oder in unzugänglichen Bergen und Felskegeln oder in dem dicksten Dickicht der buschartigen Galeriewälder, welche die Flußläufe begleiteten. Während die ersteren frei und offen, ja sogar stolz wie Burgvesten von den Höhen herab auf die Ebene niederschauten, schienen die anderen ihre Sicherheit größtentheils im Versteck zu suchen. Sie lagen so verborgen da, daß man sie am besten stets da vermuthete, wo der Busch am unzugänglichsten, die Gegend am wildesten war. Kein Weg führte in ein solches Dorf, es lag seitwärts der Karavanenstraße und die Eingeborenen selbst zwängten sich durch Sträucher und Schlingpflanzen zu ihrem Heim. Die



Bewohnter Felskegel in Süd-Adamaua.

S. 258.

Farmen lagen oft Stunden weit ab, um den Wohnsitz ihrer Inhaber nicht verrathen zu können. Selbst bei der Arbeit waren diese Menschen bis an die Zähne bewaffnet, denn hier lag alles miteinander im Krieg. Hier erhielt man den schlagendsten Beweis dafür, daß das biblische Wort von der Liebe der Menschen untereinander in diesen Gegenden noch keinen Eingang gefunden hatte.

Am 26. October nachmittags erblickten wir auf einer Anhöhe ein großes, mit Wall und Graben umfaßtes Dorf. Die uns entgegengesandten Boten, die uns bewillkommneten, nannten den Ort Yokó. So freundlich der Empfang durch den Häuptling des Ortes alsbald auch war, so zeugte doch seine Anweisung in Betreff unsers Lagerplatzes von einem großen Mistrauen. Nach einstündigem Aufenthalt im Dorfe wurden wir ersucht, den Ort wieder zu verlassen. Man führte uns durch das nördliche Thor und über einen als Zugbrücke dienenden Baumstamm außerhalb der Umwallung wieder ins Freie. Wir durchschritten ein etwa 200 m breites Grasfeld, worauf man mir eine kleine Anhöhe zeigte, die uns als Lagerplatz dienen sollte. In Anbetracht dessen, daß ich der erste Weiße war, den der Häuptling sah, und daß wir so unvermuthet und noch dazu bewaffnet kamen, erschien mir diese Vorsichtsmaßregel nicht so verwerflich und sonderbar.

Wenn ich mich nun auch in Rücksicht auf die Größe des Ortes und die Macht des Häuptlings schon von vornherein auf ein mehrtägiges Bleiben vorbereitet hatte, so konnte ich trotzdem keineswegs auf einen derartig langen Aufenthalt hier gefaßt sein, wie er mir thatsächlich bevorstand.

Am nächsten Morgen erschien der Häuptling hoch zu Roß, um mir seinen Gegenbesuch zu machen. Eine Weile kokettirte er mit seinem Pferde, indem er es durch seine in die Flanken gesetzten stacheligen Sporen und das Verhalten mit der starken Stangenkandare zum Bäumen und zu Lançaden veranlaßte.

Dann trabte er piafféartig auf der Stelle, wobei das mit Hunderten von Schellen behangene Pferd ein Geräusch wie das eines vorüberfahrenden Schlittens machte. Endlich stieg der Reiter ab, und nachdem er mit der nöthigen Ruhe und dem gehörigen Zeitaufwand Platz genommen hatte, ließ er sich in eine Unterhaltung mit mir ein.

Er erzählte mir, daß sein Dorf die Grenzfestung des Tibatireiches gegen Süden sei und er als Häuptling über diesen wichtigen Punkt beim Sultan von Tibati eine besondere Vertrauensstellung einnehme. Er halte hier Wache. Jeder Fremde müsse hier warten, bis seine Ankunft beim Sultan gemeldet und von diesem die Erlaubniß zum Einrücken in das Land gegeben sei. Ein Auflehnen gegen diese Sitte, ein gewaltsamer Einmarsch bedeute Krieg. Außerdem erfuhr ich hierbei, daß der Sultan sich bereits seit drei Jahren nicht mehr in Tibati, sondern in Sanserni-Tibati, d. h. im Kriegslager von Tibati, aufhielt. Ersteres liege vier Tagemärsche in nördlicher Richtung, das Kriegslager dagegen sechs Tagemärsche nordwestlich von Yokó.

Da ich bereits von der allgemeinen Sitte des Wartenlassens der großen Adamanahäuptlinge gehört und gelesen hatte, konnte ich in den Aeußerungen des Yokóhäuptlings keine besondere Böswilligkeit erblicken und erbat nur die sofortige Absendung der Meldung von meiner Ankunft. Bereits am Nachmittage desselben Tages gingen drei Yokóleute und drei Träger meiner Expedition, letztere, wie üblich, mit einem Begrüßungsgeschenk — einem Kleid und drei Gewehren — nach Sanserni ab. Erst fünf Wochen später sollte die Gesandtschaft zurückkehren; die Zeit wird eben in Afrika mit anderm Maße gemessen als in Europa.

Jetzt begann die schlimmste Periode in meinem körperlichen Befinden. Bis dahin hatte die Aufregung meinen total erschöpften Körper aufrecht erhalten, hier brach ich, nachdem ich

zur Ruhe und Unthätigkeit verdammt war, völlig zusammen. Den größern Theil der folgenden Zeit mußte ich auf meinem Lager im Zelte zubringen. Draußen strömte Tag und Nacht der Regen vom Himmel herunter und untersagte mir den Aufenthalt im Freien. Traten für Momente trockene Pausen ein, so schleppte ich mich aus der schwülen Luft im Zelte unter ein kleines Strohdach. Wenn ich so, in eine wollene Decke eingehüllt, mit der blauen Schutzbrille vor den Augen, auf meinen Stock gestützt nach meinem Stuhl wankte, konnte ich deutlich aus den Gesichtern meiner Leute und ihrem mitleidvollen „good morning, master“ entnehmen, daß sie auf alles gefaßt waren. Am 1. November, meinem Geburtstage, war zu dem bisherigen Krankheitszustand noch Fieber getreten und ich mußte nun selber auf alle Eventualitäten gefaßt sein. An dem Tage, den ich sonst im fröhlichen Familien- oder Kameradenkreise zu verleben gewohnt war, machte ich mein Testament und legte meine letzten Bestimmungen für den schwarzen Aufseher Cornelius bereit. Am meisten quälte mich der Gedanke, daß, wenn ich, der einzige Europäer der Expedition, die Augen geschlossen hätte, voraussichtlich kein Mitglied derselben an die Küste, keine meiner Aufzeichnungen in berufene Hände gelangen würde.

Trotzdem aber wollte ich alles versuchen, um die führerlose Expedition noch nach der Küste zu dirigiren. Und in diesem Sinne fiel meine Instruction, welche ich niederschrieb, aus. In derselben war Cornelius angewiesen, sich im Falle meines Ablebens sofort zum Sultan von Tibati zu begeben und diesem einen von mir in englischer Sprache aufgesetzten Brief, in welchem ich ihm die Expedition empfahl, zu übergeben. Neben diesem Brief hatte ich eine Anweisung an die Royal Niger Company ausgestellt, wonach an den Sultan die Summe von 5000 Mark beim Eintreffen der Expedition in Ibi gezahlt werden sollte.

Bei meiner Krankheit aber hatte ich noch mit anderen Sorgen zu ämpfen. Das Essen war derart theuer geworden, daß ich meine Leute nur mit dem Nothwendigsten ernähren konnte. Meine wenigen noch übrigen Tauschwaaren nahten ihrem Ende. Ich konnte die Tagesration — sechs Perlen — beim besten Willen nicht erhöhen, und so glaubte sich schließlich ein Theil meiner Expedition, die Togoleute, dazu berechtigt, sich auf andere, gewaltthätige Weise zu helfen. Am 9. November machte mir Cornelius die Mittheilung, daß sämmtliche Togoleute ihre Munition an die Haussahändler verkauft hätten. Sie hätten erklärt, lieber wollten sie später sich vom Feinde todtschlagen lassen, als hier Hungers zu sterben. Ich mußte für dieses Vergehen eine ganz exemplarische Strafe festsetzen: die ganze, gegen 40 Mann starke Abtheilung wurde der Reihe nach an einen Baum gebunden und von den Elmina mit je 30 Hieben tractirt. Gleichzeitig ließ ich den Elmina meine besondere Anerkennung für ihre Haltung aussprechen.

Die beiden letzten Kisten Patronen mußten geöffnet und an die Togoleute vertheilt werden. Aber drei Tage darauf fehlte bei dem von Cornelius abgehaltenen Appell den Togo bereits wieder ein großer Theil ihrer Munition. Jetzt sah ich mich in die Zwangslage versetzt, mochte kommen, was da wollte, ihnen sämmtliche Patronen abnehmen zu lassen, auch wurden sie von nun an durch Cornelius schärfer überwacht. Die geringere Achtung, in welcher sie jetzt bei den Eingeborenen standen, war jedenfalls für meine Expedition noch bedeutend günstiger, als wenn mit der Zeit mein ganzer Patronenvorrath in die Hände der Yokóleute gefallen wäre.

In dieser ganzen schweren Zeit hat sich besonders Cornelius verdient gemacht; überhaupt habe ich damals an ihm kennen gelernt, wie treu und ergeben auch Schwarze sein können. Cornelius hat nicht nur, während ich schwer krank und apa-

thisch darniederlag, die Disciplin in der Expedition aufrecht erhalten, sondern mich auch mit einer Hingabe und Aufopferung gepflegt, wie es ein Landsmann nicht besser hätte thun können.

Am 12. November war in Yokó ein Abgesandter des Häuptlings von Tibati eingetroffen, der mir die Grüße des Sultans überbrachte, mir außerdem jedoch mittheilte, daß ich bis zur Rückkunft meiner Abgesandten in Yokó bleiben möchte. Als aber nach zehntägigem weitern Warten die Gesandten noch nicht erschienen waren, brach ich am 23. November, auch gegen den Willen des Yokóhäuptlings, auf. Der arme Mann befand sich zwischen zwei Feuern. Er fürchtete vor allen Dingen die Ungnade seines Königs, andererseits aber wagte er auch nicht, mich, des Sultans Gast, zurückzuhalten. Als ich ihm schließlich fest versprach, alles auf meine Verantwortung zu nehmen, gab er sich zufrieden, und ich erhielt von ihm auch zum Führer einen Wutemann, dessen Sprache ich verstand. Langsam ging der Marsch vorwärts. Mein Pferd war in den letzten Tagen infolge der ungesunden Regenzeit an einer mauckeartigen Krankheit verendet, und da meine Kräfte zum Fußmarsch nicht ausreichten, mußte ich in einer von meinen Leuten aus Baumbast hergestellten Hängematte, welche an einer Bambustange befestigt war, transportirt werden. Die hin- und herschaukelnde Bewegung hierbei machte mich in den ersten Stunden des Transports völlig seekrank; allmählich jedoch gewöhnte ich mich ganz gut an dies schwankende Lager.

Am vierten Tage, nachdem wir viele kleine Dörfer, deren Bevölkerung aus einem Gemisch von Wute und Fullah bestand, passirt hatten, kamen wir in das Gebiet der Tikar, eines großen Heidenstammes, welcher erst im verflossenen Jahre von dem Häuptling von Tibati unterworfen worden und der nun unter Leitung des Tibatikönigs gegen einen weiter nördlich wohnenden Stamm, die Domme, zum Krieg ausgezogen war.

Wir überschritten in diesem Lande mehrere linke Nebenflüsse des Mbam; die kleineren durchwateten wir, während die beiden bedeutenderen, Kim und Nye, auf vorgefundenen Lianenbrücken passirt werden mußten. Diese Brücken waren an zwei sich zu beiden Ufern des Flusses gegenüberstehenden Bäumen etwa zehn Fuß über dem Wasserspiegel befestigt. Natürlich war der Uebergang über eine derartige Brücke, die beim Betreten von nur einer einzelnen Person sogleich in bedenkliches Schwanken gerieth, keineswegs sehr angenehm. Meine Leute konnten daher nur immer jeder allein über dieselbe gehen, da außerdem viele Löcher in dem korbartig geflochtenen Gehänge keine allzu große Haltbarkeit annehmen ließen. Doch gelang trotz dieser Schwierigkeiten beide male der Uebergang ohne jeglichen Unfall. Die durchschnittliche Breite dieser größten Nebenflüsse des Mbam, die fast durchweg schiffbar schienen, betrug 80 m.

Am 28. November überschritten wir einen etwa 1500 m hohen Höhenrücken und kamen am westlichen Abhange desselben in das Dorf Nyua, wo die zerstörten Wälle und die verkohlten Häuserreste noch von der kurz zuvor erfolgten Zerstörung des Ortes durch die Tibati den Stempel trugen. Mit der Einnahme dieses Dorfes hatte sich bereits ein Theil des feindlichen Dommestammes unterworfen. Die Capitulation der Hauptstadt des Landes unter dem Oberhäuptling stand, wie ich hier hörte, in den nächsten Tagen bevor. Drei Jahre lang hatten sich diese starken Heidenstämme, die Tikar und Domme, gewehrt, aber auch sie mußten sich dem unerbittlichen und nachhaltigen Andrängen der muhammedanischen Fullah beugen.

Hier in Nyua war meine Gesandtschaft, die erst jetzt nach Yokó zurückkehren sollte, zu uns gestoßen. Meine Leute erzählten mir Wunderdinge von der Macht, dem Reichthum und der Liebenswürdigkeit des jungen Tibatihäuptlings. Ich hatte



bereits den nächsten Tag für die Ankunft in Sanserni in Aussicht genommen, aber am Abend des 28. hatten meine Kräfte derart abgenommen, daß ich in einen vollkommen bewußtlosen Zustand fiel.

Achtundvierzig Stunden hatte ich im Delirium gelegen, als ich am 30. abends wieder zu mir kam und mich etwas besser fühlte. Ich wollte nun den Häuptling von Tibati, der meine Ankunft erfahren hatte und seit drei Tagen für mich zum



Lianenhängebrücke.

Empfang bereit war, nicht länger warten lassen. Am 1. December ließ ich mich in meine Hängematte legen, und unter starken Schmerzen wurde der siebenstündige Marsch durch die Ebene nach Sanserni-Tibati angetreten. Am Abend langte ich vor dem riesigen Lager an. Es war wie jedes andere Dorf in diesen Gegenden angelegt, hatte große, runde Spitzhütten, und die einzelnen Gehöfte waren mit hohen Mattenzäunen umgeben.

Etwa 500 m mochte ich noch von der Lisière des Lagers entfernt sein, als mir unter gellendem Geschrei eine Hause von 50 Reitern mit aufgeputzten Pferden, die Reiter selbst mit rothen Tuchkleidern und mit Fes oder Turban bedeckt, ent-

gegenkam. Sie parirten einige Schritte vor mir und streckten mir dann als Zeichen des Grußes ihre Lanzen entgegen. Ich nahm meine ganze Kraft zusammen, stieg aus der Hängematte und erwiderte den Gruß durch Vorstrecken meiner rechten geöffneten Hand. Angethan mit meinem muhammedanischen Kleide und meinem Turban, unter dem Vorritt der Begrüßungstruppe, legte ich die letzte Strecke zum Dorfe zu Fuß zurück. Von allen Seiten kamen die neugierigen Einwohner herbeigestürzt. Haussahändler, schon gewöhnt an den Anblick der Weißen, riefen mir ihr „Sanu" (Gruß) und „Barka" (Unterthäniger Gruß) entgegen.

Auf dem großen Platz inmitten des Lagers erblickte ich vor den Häusern des Häuptlings, welche durch ihre Größe und Sauberkeit sich vortheilhaft von den übrigen abhoben, einen Haufen Bewaffneter stehen. Hinter ihnen zeigte sich ein bildhübscher Jünglingskopf mit auffallend heller Gesichtsfarbe. Die tiefblauen, mandelförmigen Augen blickten mich neugierig und schüchtern zugleich an. Der untere Theil des Gesichts vom Munde ab war durch einen Gesichtsschleier („Litam"), die Stirn durch einen riesigen weißen Turban verdeckt. Dieser Jüngling mußte unzweifelhaft der Sultan sein. Ich ging auf ihn zu, um ihn durch Handschlag zu begrüßen, als er seine Hand halb abwehrend, halb grüßend mir entgegenstreckte. Ich erwiderte diese Geste darauf in gleicher Weise, beendete damit kurz die für mich anstrengende Ceremonie und wandte mich wieder zum Gehen. Im gleichen Augenblick sprang darauf ein mit reich gestickter Tobe bekleideter älterer Mann vor mich, grüßte ehrerbietig und winkte mir, ihm zu folgen. Dieser Führer, der sich später als der Minister des Auswärtigen, Adjia, vorstellte, geleitete uns alsbald auf unsern Lagerplatz. Ueberall wurden Freudenschüsse abgefeuert, von allen Seiten ertönten gellende Willkommensrufe und Gesänge. Wir langten

am südlichen Rande des Lagers an, wo uns auf einer abgeweideten Farm an einem kleinen Bache ein idyllischer Fleck Erde angewiesen wurde. Ich sah hier noch, wie mein Zelt aufgeschlagen wurde, dann warf ich mich erschöpft auf mein Feldbett.



Dorfplatz in Sanserni-Tibati.

Siebzehntes Kapitel.

Im Kriegslager von Tibati.

Mein Schwächezustand ließ am zweiten Tage nach. An meinem Lager stand der besorgte Cornelius und meine beiden schwarzen Diener. Ersterer hatte in der Zwischenzeit nach Möglichkeit um meine Rettung sich verdient gemacht. Er war schon von früher her in der Behandlung der Dysenterie erfahren. Sein früherer Expeditionschef am Kongo, Premierlieutenant Schulze, von der gleichen Krankheit befallen, war einst hingebend von ihm gepflegt worden, und wenn dieser tapfere Pionier der Krankheit auch schließlich erlegen war, so hat Cornelius doch treu bis an sein Ende bei ihm ausgehalten. Cornelius hatte erkannt, daß bei dem chronischen Charakter meiner Krankheit, der alle Medicamente wirkungslos ließ, nur eine veränderte gesunde Kost noch helfen könne.

Die Tibatileute bauten Reis und trieben Milchwirthschaft, und lediglich diesen beiden Umständen verdanke ich die Erhaltung meines Lebens. Cornelius hatte sich um Reisvorräthe an den Häuptling gewandt, und dieser hatte denn auch reichliche Mengen für mich herbeischaffen lassen. Eine Schale Reiswasser stand neben meinem Bett auf dem Feldstuhl; diese Abkochung wurde mir alsbald eingeflößt. Hatten bisher Opium, Dower'sches- und Morphiumpulver ihre Wirkung verfehlt, so merkte ich jetzt schon nach wenigen Tagen eine günstige Folge der neuen Kost, von welcher — ich nahm außer Reiswasser nur noch gekochten Reis zu mir — ich noch wochenlang ausschließlich lebte.

Der Tibatihäuptling hatte sich sehr aufmerksam und freigebig gezeigt. Ein reitender Bote war nach der alten Tibatistadt, wo die Viehheerden des Königs sich zur Zeit noch befanden, gesandt worden, um für mich eine Milchkuh zu holen. Vom siebenten Tage meines Aufenthalts an erhielt ich jeden Morgen eine Schale frischer Milch. Für meine Leute war außer großen Quantitäten Maisbrot gleichzeitig noch ein stattlicher Buckelochse angelangt. Alle Noth schien jetzt überstanden, zumal auch die entsetzliche Regenzeit zu Ende ging und wir bereits mehrere regenfreie Stunden zu verzeichnen gehabt hatten. Nach Möglichkeit hatte ich nun vor, die Aufmerksamkeit und Freigebigkeit des Häuptlings zu erwidern. Da ich selbst noch das Bett hütete, sandte ich gleich in der ersten Woche nach unserer Ankunft Cornelius mit meinen Geschenken zum König. Sie fielen leider spärlich genug aus. Es waren drei Feuersteinflinten, ein muhammedanisches Gewand, zwei rothe Fes, zwei Stück rothe und zwei Stück gelbe Halbseide, zehn Packete Sattelnadeln, zwei Packete Polsternägel (zum Verzieren der Sättel) und drei kleine Zinnspiegel. Ich wartete gespannt auf die Rückkehr von Cornelius, um zu erfahren, wie der Häuptling meinen Gesandten empfangen hatte. Nach ein-

stündiger Abwesenheit kehrte dieser mit der Nachricht zurück, daß der König über die Geschenke aufs höchste erfreut gewesen sei. Auf meine Bemerkung, daß ich infolge der langen Reise nicht mehr zu geben im Stande sei, ließ er mir zurücksagen: „Und wenn du mir anstatt deiner vielen reichen Geschenke nur eine einzige Nadel gesandt hättest, ich würde sie ganz ebenso dankbar angenommen haben. Es kommt mir nicht darauf an, was ich geschenkt erhalte, sondern von wem das Geschenk herrührt.“

Da sich mein Zustand in den nächsten Tagen wesentlich gebessert hatte, beschloß ich, nun endlich den Sultan persönlich aufzusuchen. Ich zog das mir von Ngutte geschenkte muhammedanische Kleid an, setzte meinen Turban, einen mit weißem, gemustertem Stoffe umwundenen rothen Fes, auf und ließ mich in meiner Hängematte vor die Empfangshalle zum Häuptling tragen. Ich hatte die gewöhnliche Audienzzeit, 9 Uhr morgens, gewählt. Wir hatten uns eben in Bewegung gesetzt, als drei Schüsse vom Königsplatze her den Eintritt des Häuptlings aus seinen inneren Gemächern in die Empfangshalle ankündigten. Der König erreicht diese offene, auf freiem Platze stehende Halle direct durch eine Thür, die aus der Umzäunung seines Gehöftes auf den Platz führt. Die Fullah lieben im allgemeinen kein Offenstehen ihrer Häuser; diese sind, wie schon erwähnt, alle mit hohen Mattenzäunen umgeben, welche die einzelnen Gehöfte von einander absperren und das Innere, vor allem die Geheimnisse des Harems, den Blicken der Nachbarn und der Fremden entziehen. Ueberall, wo ich an solchen Gehöften vorüberkam, wurde ich von den davorstehenden Bewohnern ehrerbietigst begrüßt, und allenthalben zeigten sich über dem Rand der Mattenzäune die neugierigen Gesichter eingesperrter Fullahmädchen, welche sich den Anblick des weißen Mannes nicht versagen wollten. In der Regel folgte dem Ausschauen ein verstohlenes Gelächter

und Kichern, das erst ein Ende nahm, wenn die kreischende Stimme des Haremswächters ertönte und die Neugierigen vom Zaune wegrief.

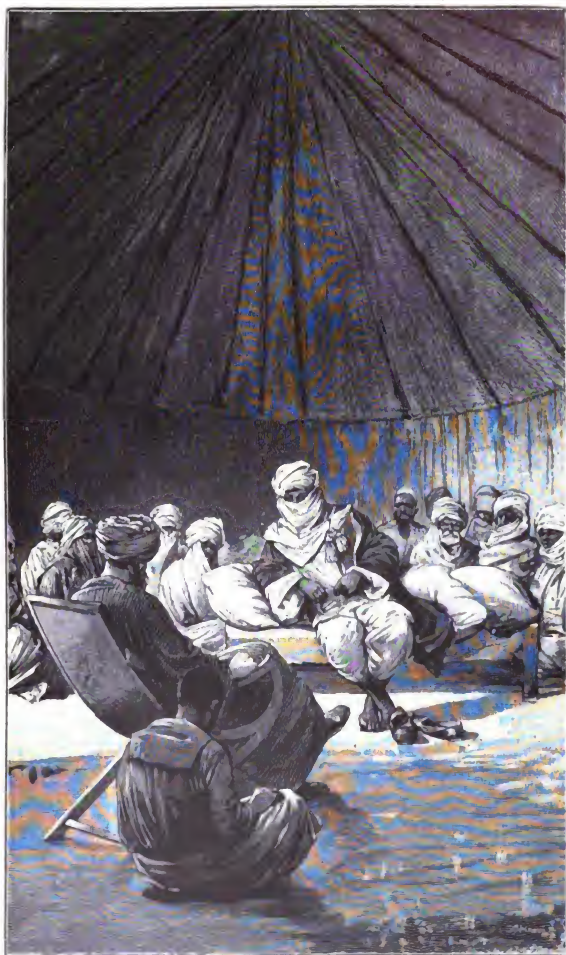
Durch die engen Lagergassen langte ich auf dem großen Platze vor den auf einer Anhöhe gelegenen Königshäusern an. An der Seite derselben erhob sich die große, geräumige Empfangshalle. Vor ihr lagerten wol funfzig Häuptlinge mit ihrem Gefolge, welche hierher kamen, um dem König ihre Berichte zu erstatten, ihn um seinen Wunsch und seine Meinung zu befragen, oder auch nur, um ihm ihren Morgengruß: „Allah sabenani", d. h. „der Herr schütze dich", entgegen zu bringen. Am Rande des Platzes scharrten und wieherten die Pferde, Troßknechte plauderten in Gruppen, und die Großen saßen, mit allerhand bunten Toben angethan, auf Steinen und Bänken umher und besprachen anscheinend die wichtigsten Neuigkeiten. Als ich auf dem Platze erschien und aus meiner Hängematte stieg, verstummte das Gespräch. Man begrüßte mich in artigster Weise, erhob sich von den Sitzen, und alsbald lief der Minister des Aeußern, Adjia, in die Halle, um dem Sultan meine Ankunft zu melden. In gebückter Haltung kam er eilfertig wieder heraus, und unter seinem Vortritt betrat ich mit meinen Dienern das Haus.

An der Wand, dem Eintrittsthore gegenüber, saß auf einem Throne von Lederkissen mit gekreuzten Beinen Amalamu. Von seinem schönen Gesicht waren wieder nur Augen und Nase zu sehen; der mächtige, schneeweiße Turban und das daran befestigte Litam verdeckte die übrigen Gesichtstheile. Eine prachtvolle blauseidene Tobe hüllte den Körper ein, während die bloßen, gekreuzten Füße, die in ihrer Größe zu der übrigen wohlgeformten, ja eleganten Erscheinung etwas im Widerspruch zu stehen schienen, unter derselben zum Vorschein kamen. Vor dem Throne standen zwei gelbe Lederpantoffel zur Benutzung des Königs. Der Boden der Halle war mit schneeweißem

Sande bestreut, auf dem in ansehnlicher Entfernung Adjia und ein kleineres Gefolge Platz genommen hatten.

Nachdem Gruß und Gegengruß getauscht worden war, ereignete sich zunächst ein kleiner, lustiger Zwischenfall. Ich hatte mich vergebens nach einer Sitzgelegenheit umgesehen, als der Minister, meinen Wunsch erkennend, mir ganz harmlos durch eine Geste zu verstehen gab, ich möchte auch auf der Erde Platz nehmen. Diese Aufforderung beachtete ich indessen nicht, sondern ließ mir meinen außenstehenden, für alle Fälle mitgenommenen Feldstuhl hereinbringen und setzte mich dem Könige gegenüber. Ich saß nun ungefähr in gleicher Höhe wie Amalamu. Dieser sah mich erstaunt an; es war ihm wol auch noch nicht passirt, daß in seiner Halle ein Mensch anders, als auf der Erde vor ihm gesessen hatte. Daß ein Fremder, wenn selbst ein Weißer, sich auf gleiche Höhe mit ihm setzen konnte, erschien ihm unerhört. Ein kurzer Befehl, und gleich darauf erschien ein neues Sitzkissen. Der Häuptling erhöhte sich um einige Centimeter. Doch da mein Stuhl verstellbar war, stand ich auf und ließ ihn etwa um das gleiche Maß erhöhen. Erst allgemeines Erstaunen, dann großes Gelächter. Der Häuptling merkte nun wol, daß er bei diesen Erhöhungen schließlich leicht den kürzern ziehen konnte, er gab daher die Concurrenz auf und sprach nur seine Verwunderung über meinen merkwürdigen Thron aus.

Damit war die Unterhaltung eröffnet, die auch hier durch vier Sprachen geführt werden mußte. Ich sprach zu einem Elminamann englisch, dieser darauf in seiner Sprache zu einem Haussamanne, der Haussa übersetzte dies einem Fullah in der Haussasprache und dieser endlich verdolmetschte es dem Häuptling. Die Unterhaltung war recht interessant. Amalamu unterrichtete mich über seine und seines Volkes Herkunft und Macht, nachdem er sich eingehend nach meinem Vaterlande, der Länge meines Weges u. s. w. erkundigt hatte. Er erzählte,



Empfang bei Amalamu von Tibati. S. 272.

daß seine Vorfahren als muthiger, aber nicht sehr mächtiger Stamm von Norden eingewandert seien und daß sie, die unbesiegbaren Fullah, alles unterworfen hätten. „Die großen Haussareiche und jetzt auch hier die großen Heidenreiche sind unterworfen worden, und alles wird von uns regiert. Auch die Domme und Tikar waren sehr groß und mächtig, sie weigerten sich, mir Tribut zu zahlen. Aber ich habe sie mit Krieg überzogen und nach langen, dreijährigen Kämpfen besiegt. In den nächsten Tagen wirst du den großen Dommehäuptling, der



Amalamu spielt mit den geschenkten Bleisoldaten.

jetzt mein Sklave ist, hier sehen. Allah wird mein Reich noch größer machen", schloß der fanatische Muhammedaner mit leuchtenden Augen.

Ehe ich mich entfernte, überreichte ich dem Häuptling als kleine Aufmerksamkeit eine Schachtel Bleisoldaten. Ich erklärte ihm an den einzelnen Figuren die verschiedenen Waffengattungen und suchte ihm unsere Heereseintheilung und Kampfesweise dabei etwas zu verdeutlichen. Diese Mittheilungen interessirten ihn derart, daß er nach meinem Weggange sofort mit einem Kriegsspiele begann; und wie ich später erfuhr, hat dasselbe mit kurzen Unterbrechungen drei Tage und drei Nächte gedauert.

Nach meinem Zelte zurückgekehrt, wurde mir der Besuch des ältern Bruders des Häuptlings angekündigt. Auch er kam, wie alle mich besuchenden Häuptlinge des Landes, mit großem Gefolge. Er ließ dasselbe auf 20 Schritt Entfernung vor meinem Zelte niederhocken, gab seine Waffen ab, zog die Sandalen als Zeichen der Ehrerbietung von den Füßen — eine Ceremonie, die selbstredend auch in der Empfangshalle des Königs stets beobachtet wurde — und kam in gebückter Stellung auf mich zu. Darauf reichte ich ihm die Hand und gab ihm das Zeichen, daß er sich auf eine herbeigebrachte Strohbank niederlassen dürfe. Er hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit seinem Bruder, seine Haare waren jedoch noch blonder, und sein Gesicht war noch markirter geschnitten. Er mochte im Alter von ungefähr dreißig Jahren stehen. Als ich ihn, anknüpfend an seine Familiengeschichte, nach der Ursache fragte, weshalb er, der Aeltere, seinem Vater nicht auf dem Throne gefolgt sei, erklärte er mir mit vergnügtem Gesicht, daß er früher nur stets allerhand Dummheiten gemacht, seine Leute aus nichtigen Gründen geprügelt und die Frauen anderer verführt hätte. Infolge dessen habe ihn sein Vater ganz mit Recht von der Thronfolge ausgeschlossen und seinen jüngern Bruder zum Nachfolger bestimmt. Dies sei auch gut, denn der jetzige Häuptling sei der weiseste und beste Mann auf der ganzen Welt. Mit einem kleinen Geschenk, einem steirischen Rasirmesser, gab ich dem Königsbruder das Zeichen, daß er sich entfernen könne.

Die Sonne war bereits im Untergehen begriffen, und wie allenthalben hier oben auf dem Plateau, begann die Temperatur zu dieser Zeit rapid zu sinken. So begab ich mich schon in mein Zelt zur Ruhe, während meine Leute an den Feuern noch vergnügt schwatzend saßen. Sie hatten auch keine Ursache mehr, schwarz in die Zukunft zu sehen. Wir befanden uns auf sicherm Wege zur Küste, und wenn wir auch längere Zeit noch

hier bleiben sollten, so war dieser Aufenthalt ja nicht so unangenehm, zumal der Häuptling reichlich für unsern Unterhalt sorgte. Dem ersten verspeisten Ochsen war ein zweiter gefolgt, dessen Fleisch nun am Feuer geröstet wurde. Das Rindvieh hier in Tibati war allgemein außerordentlich schön und groß, weit stärker als unser heimisches. Das charakteristische Merkmal war ein großer Buckel auf dem Halse, der das schönste, zarteste Fleisch hatte. Die Spannung des Gehörns betrug oft 2 m und darüber.

In der Nacht machte sich noch ein Nachwehen der Regenzeit in einem heftigen, von Tornados begleiteten Gewitter bemerkbar. Am nächsten Morgen jedoch hatten wir wieder das schönste Wetter. Ich wurde bereits gegen 6 Uhr durch das Geschwätz einer Horde Weiber aus dem Schlafe geweckt, welche unter der Führung eines Aufsehers das Essen für mich und meine Leute brachten. Ebenso wie in Ngilladorf waren es auch hier Elefantenfleisch, Mais- und Durrahbrote, die für letztere als Nahrung bestimmt waren und stets in kunstvoll geschnitzten Kürbisschalen aufgetragen wurden. So geschickt die Tibatiweiber waren, so elegant trugen sie sich auch. Sie waren durchweg schön gewachsen und hatten regelmäßige Gesichtszüge. Die Haare, die durch Roßhaareinlagen hoch aufgethürmt waren, wurden in drei großen, auf dem Kopfe stehenden Rollen frisirt.

Der heutige Tag sollte noch ein interessantes Schauspiel für mich bringen. Nachdem ich schon viel von der Cavallerie des Sultans gehört hatte, wurde mir gegen Mittag mitgetheilt, daß am Abend ein großes Reitergefecht auf der Wiese neben unserm Lager abgehalten werden würde, und ich wurde gebeten, dasselbe durch meine Anwesenheit zu beehren. Gegen 4 Uhr nachmittags zogen von allen Seiten des Dorfes her Reiter an unserm Lager vorbei. Alle hatten bunte — weiße, rothe oder blaue — bis an die Knie reichende Gewänder an

und den Kopf mit Fes oder Turban bedeckt. Kurze Pumphosen reichten bis an die Knie. Die Unterschenkel blieben nackt. An den bloßen Füßen waren die Sporen in Form unserer Anschnallsporen angebracht. An der Ferse befand sich eine mit drei Eisenstacheln besetzte Lederkappe, die mittels eines Riemens über dem Spann befestigt war. Die Pferde waren durchweg Hengste. Sie waren aus Yola importirt, wo der dortige Häuptling Pferdezucht im großen Maßstabe betreiben soll. Die Thiere waren von kleinem Schlage, etwa wie die Kosakenpferde, und hatten knapp das Maß, fünf Fuß; nur hin und wieder ragte ein zwei- bis dreizölliges aus der Masse hervor, welches in der Regel von einem Führer geritten wurde. Der weit nach vorn liegende Bocksattel bestand aus einem Holzgestell mit Vorderknauf und Rückenlehne und hatte Aehnlichkeit mit den Turniersätteln des Mittelalters. Auf dem Sitze war ein mit Gras ausgestopftes Lederkissen mittels kleiner Riemen an dem Gestell befestigt. Die unter dem Sattel liegende viereckige Schabracke war aus allerhand bunten Stoffstückchen zusammengesetzt und in vielen Fällen mit Antilopenfell gefüttert. Trotzdem hatten viele Pferde durch die engen und harten Sattelkammern Druckstellen am Widerrist. Als Sprenggurte dienten Lederriemen, welche am Holzgestell des Sattels befestigt waren. Die durch gewundene Lederstricke an den Sattel geknüpften Steigbügel waren ähnlich den englischen Bügeln aus Messing oder Eisen hergestellt. Die Bügel wurden von den Reitern derart gehalten, daß die vier kleinen Zehen im Bügel ruhten, die große Zehe sich dagegen außerhalb befand; die innere Bügelstange wurde so zwischen der großen und der nächstfolgenden Zehe festgeklemmt. Ein Verändern der Bügellänge war nur mit großem Zeitaufwande möglich, da die Riemen erst ganz auseinander gedreht und nach dem Maßnehmen wieder zusammengewunden werden mußten.

Das Gebiß war einfach, aber sehr roh und scharf. Es be-



Reiterei in Tibati.

S. 276.

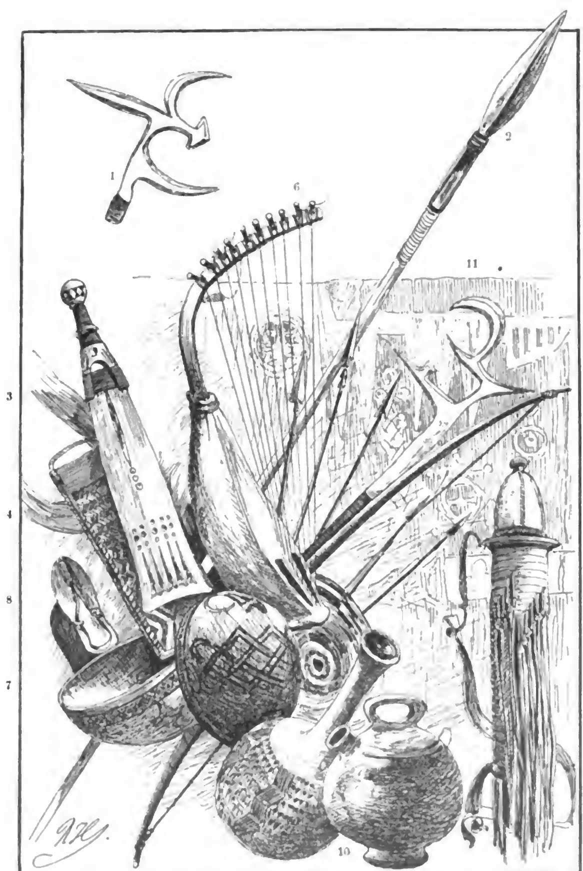
stand aus einer Stange und einem daran befestigten beweglichen Ringe. Die Stange wurde beim Zäumen mit dem Ringe über die Zunge in das Maul des Pferdes geschoben und der Ring alsdann über den Hinterkiefer heruntergezogen. Er vertrat somit die Stelle unserer Kinnkette. Das Gebiß war an einem einfachen Lederriemen, der als Kopfgestell hinter die Ohren des Pferdes gezogen wurde, befestigt. Als Verzierungen und gleichzeitig als Talisman waren über das Genick eine oder mehrere Lederschnüre gehängt, an welchen kleine Ledertäschchen, d. h. kurze, in Leder eingenähte Koransprüche, in ähnlicher Weise angebracht waren, wie bei uns die Halbmonde am Dienstzeug der Husaren. Die meisten Pferde waren unbeschlagen. Nur in seltenen Fällen, bei weichen Hufen, sah man Beschläge in Form von geschlossenen Volleisen. Den Beschlag besorgte, wie ich bald darauf Gelegenheit hatte zu bemerken, ein alter, aus Lagos stammender Haussamann, der bereits vor zwanzig Jahren sich in Tibati als Fahnenschmied niedergelassen hatte. Sämmtliche Reiter waren mit einer langen Lanze („Labu") bewaffnet, nur ein kleinerer Theil trug außerdem noch breite Schwerter über der Schulter.

Nachdem sich die bunte Masse — es mochten etwa 300 Pferde sein — gesammelt hatte, begannen zunächst einzelne Abtheilungen und darauf das Ganze in einer unregelmäßigen Linie auf einen bestimmten Punkt hin zu attakiren. Ein paar Tritte wurden im Schritt angeritten, dann ging es sofort in Galopp über und zwar gleich in die schnellste Gangart. Trab habe ich weder bei den Attaken, noch sonst irgendwo bei anderen Gelegenheiten reiten sehen. Der letzte Theil der Attake, der Choc, wurde von einem gellenden Geheul begleitet. Mir war bereits im Ngillalande aufgefallen, daß die tiefen Baßstimmen der Männer beim Beifallsgeschrei in eine bedeutend höhere Tonart übergingen, aber dieses schrille Geheul klang geradezu unnatürlich hell, als ob es aus Weiberkehlen herstammte. So-

bald angeritten wurde, nahmen die Reiter ihre Lanzen, die sie bis dahin senkrecht in der rechten Hand hielten, wagrecht unter die rechte Achsel, sodaß die Spitzen bei allen gerade über die Pferdeköpfe hervorragten. Wenn auch die Reiterei roh zu nennen war — die meisten Pferde bluteten nach der Attake im Maul und in den Flanken —, so war die Haltung der Reiter doch geradezu tadellos. Es waren keine geschulten Cavalleristen, dafür aber um so beanlagtere, passionirtere und schneidigere Reiter. Sie saßen mit dem Oberkörper gerade und unbewegt und legten ihn nur beim schnellsten Tempo etwas nach vorn. Bis aus Knie war tadelloser Schluß, dagegen arbeiteten die Unterschenkel beim Galopp im Sprungtakte des Pferdes, auch unter eventueller Anwendung der Sporen, animirend in die Seiten. Ich habe früher auch kaum derartige Hindernisse nehmen, besonders derartige Tiefsprünge machen sehen, als hier in Tibati. Die Reiter verließen sich auf die unglaubliche Sicherheit ihrer kleinen Pferde, und nicht ein einziger stürzte bei diesen schwierigen Uebungen, trotzdem oft 3 m hohe Tiefsprünge in Gräben ausgeführt und steile Böschungen erklettert wurden.

Gegen Sonnenuntergang rückte die ganze Truppe mit ihren schweißtriefenden Pferden nach Hause. Die Reiter stiegen vor ihren Häusern von den Thieren und übergaben diese den Stallsklaven, deren jedes Pferd mindestens zwei zur Wartung hatte. Die Pferde wurden sofort gänzlich abgesattelt, mit einem Vorderbein an einen Pfahl gefesselt und nun so wie sie waren, schaumbedeckt, mit kaltem Wasser abgewaschen. Ein großer Haufen gehacktes Gras wurde ihnen zum Fressen vorgelegt. Korn gibt man den Pferden nur ausnahmsweise, und es ist zu bewundern, wie bei dieser Grünfütterung die Thiere eine solche eminente Ausdauer behalten.

Die Uebungen des Fußvolkes, die zu beobachten ich in den nächsten Tagen Gelegenheit fand, waren im großen und ganzen



Waffen und Geräthe in Tibati. S. 278.

1. Wurfeisen.
2. Reiterlanze.
3. Schwert.
4. Scheide dazu.
5. Köcher.
6. Harfe aus Antilopenfell.
7. Gefäße aus Kürbisschale.
8. Sandalen aus Antilopenfell.
9. Strohteller.
10. Thongefäße.
11. Gewebte Kleiderstoffe.

dieselben, wie ich sie bei Ngilla geschildert habe. Speerträger mit großen Büffelschilden in der Mitte, dazwischen Bogenschützen und einzelne mit Gewehren Bewaffnete auf den Flügeln, das war das Charakteristische der Formation zum Gefecht. Die hinter der Front avancirende Musik war fast dieselbe wie die der Wute; nur waren an die Stelle der Elfenbeinhörner hier lange Metalltrompeten getreten. Das Elfenbein hat hier bereits einen so bedeutend höhern Werth, daß es lediglich als Handelsartikel dient. Die Bekleidung der Krieger in Tibati war eine gleichmäßige. Jeder, selbst der geringste Sklave, trug einen Burnus oder eine Tobe. Auch die Weiber waren hier mehr bekleidet als bei Ngilla. Sie trugen selbstgefertigte gestreifte Zeuge, die über den Brüsten stramm angezogen und deren Enden hier ineinander befestigt wurden, sie reichten fast bis an die Knöchel. Die Farbe der Zeuge war entweder blau und weiß gestreift oder einfarbig indigoblau. Der Stoff bestand aus etwa handbreitgewebten, schmalen Bahnen, die alle aneinander genäht waren.

Nach einigen Tagen besuchte ich abermals den liebenswürdigen jungen Häuptling. Wieder betrat ich, vorher angemeldet, die Empfangshalle, wo mich Amalamu diesmal bereits zutraulicher begrüßte. Ich mußte ihm von neuem ein Langes und Breites über meine Heimat erzählen. Am meisten wuchs seine Spannung, als ich das Gespräch auf unsern Kaiser brachte. Ich überreichte ihm dabei das Bild Seiner Majestät in der Uniform des Leib-Garde-Husaren-Regiments. Wol zehn Minuten betrachtete er es mit Aufmerksamkeit, dann rief er plötzlich aus: „Das ist mein Mann, das ist mein Freund, für ihn will ich alles thun.“ Diese günstige Stimmung wollte ich benutzen, um dem Häuptling eine deutsche Flagge, die ich für diesen Fall bei mir führte, zu übergeben. Aber, als ich sie ihm hinreichte, wurde Amalamu plötzlich nachdenklich, machte eine abwehrende Bewegung und begann: „Mein Freund, ich

bin wol ein mächtiger König, aber ich habe noch einen über mir, das ist der große König von Yola. Dieser hat mir verboten, derartige Fahnen anzunehmen, weil ich mich damit unter den Befehl eines andern Herrschers stellen würde.“ Alles Weiterreden meinerseits erwies sich als nutzlos, und ich mußte schließlich, wenn auch ungern, von meinem Vorhaben abstehen und versuchen, dem Sultan über den peinlichen Zwischenfall hinwegzuhelfen. So hatte sich der Einfluß der englischen Royal Niger Company schon bis hierher verbreitet, denn Yola, von wo das Verbot ausging, liegt auf englischem Gebiet.

Der Häuptling hatte meine Verstimmung deutlich bemerkt und bat mich, die Weigerung, an der er trotz besten Willens nichts ändern könne, ihm nicht übel zu nehmen. Er fügte hinzu: „Wie ein junger Mann eine Liebschaft mit einem Mädchen anknüpft, so ist unsere neue Freundschaft. Nichts vermag dieselbe zu trüben.“ Er liebte es überhaupt, in Vergleichen und blumenhaften Ausschmückungen das Gespräch zu führen, und es kostete mir zuerst einige Mühe, in dieser Redeweise ihm zu antworten. Auch an diesem Abend, als ich ihn verließ, bei welcher Gelegenheit er mir einen schönen Elfenbeinzahn zum Geschenk machte, sprach er: „Nimm diesen Zahn freundlich von mir an; er sei Dein Kopfkissen für diese Nacht. Lege Dein Haupt darauf und träume alsdann von Deinem treuen Freunde Amalamu.“

Unter solchen Unterredungen mit dem gebildeten Sultan, der sowol arabisch sprechen, als auch lesen und schreiben konnte, und den ich immer mehr als einsichtigen, klugen und gutmeinenden Herrscher achten lernte, mit allerlei Abwechselungen, für welche die Haussa z. B. durch Morgen- und Abendständchen sorgten, die sie bis zu einer Geschenkverabfolgung unermüdlich executirten, verging die Zeit. Es waren Tage und Wochen schon in Tibati verstrichen; meine Gesundheit hatte sich währenddessen derart gehoben, daß ich bereits wieder täglich längere Spaziergänge unternehmen konnte. Das Wetter war prachtvoll

geworden; die letzten Nachzügler der Regenzeit, die Tornados, hatten allmählich ganz aufgehört, und es wäre noch sehr hübsch und interessant für weitere Zeit gewesen, wenn nicht meine Leute nach der Heimat gedrängt hätten und wenn nicht vor allem meine Tauschartikel und Geschenke, die ich, wollte ich nicht als geizig gelten, bei Besuchen stets austheilen mußte, bedenklich auf die Neige gegangen wären. Jede einzelne Nadel, jede einzelne Perle mußte überlegt werden, ehe sie weggegeben wurde. So mußte ich an den Abzug denken.

Als ich dem Häuptling diese Absicht kundgab, bat er mich, nur auf alle Fälle so lange zu bleiben, bis die officielle Unterwerfung des Oberhäuptlings der Domme persönlich stattgefunden hätte; dieselbe werde in den nächsten Tagen erfolgen, es sei ein besonderer Ehrentag für ihn. Und richtig, am 21. December machte sich schon von früh an eine außergewöhnliche Bewegung im Lager bemerkbar. Alles putzte sich, sattelte die Pferde und säuberte den großen Platz und die dahin führenden Gassen. Gegen Mittag ertönten von allen Enden und Ecken des Dorfes Gewehrschüsse, die ein besonderes Ereigniß verkündeten. Reiter sprengten hin und her, und die Bewegung und der Lärm auf allen Seiten wurden immer lebhafter. Endlich sah man aus westlicher Richtung über die große Wiese her sich einen langen Zug nähern. An der Spitze, umringt von entgegengerittenen Fullah, ging der alte Häuptling der Domme mit seinen beiden Söhnen. Ihnen folgte eine Reihe von 500 Sklaven, welche sich im Tragen von 100 großen Elfenbeinzähnen ablösten. Sie erreichten das Lager und gingen auf dem nächsten Wege dem Königsplatze zu. Hier angelangt, warf sich der Dommehäuptling mit seinen beiden Söhnen vor dem Sultan auf die Erde, und alle drei bestreuten ihre Häupter mit Sand, zum Zeichen ihrer nunmehrigen Unterwürfigkeit. Alsdann hieß sie Amalamu aufstehen und begrüßte sie mit Handschlag als zukünftige Vasallen. Die übergebenen Sklaven,

welche an langen, um den Hals gelegten Stricken herangebracht wurden, führte man bei Seite, und nachdem vom König die feierliche Ceremonie beendet war, vertheilte er dieselben unter die Großen seines Reiches. Der Löwenantheil blieb natürlicherweise ihm selbst. Geschäftsmäßig und rücksichtslos wurde diese Theilung vollzogen. Jedoch kaum hatten die Sklaven ihre festen Herren und Besitzer, als ihnen auch schon alle möglichen Erleichterungen gewährt wurden; man lockerte ihnen die Fesseln, wies ihnen reichliche Nahrung zu und hörte damit auf, sie zu übersehen und als todte Waare zu behandeln. Einige dieser Sklaven sah ich am andern Tage bereits frei herumlaufen.

Ueberhaupt ist die Sklaverei bei den Stämmen Afrikas nicht derartig grausam, wie wir es in Europa zu hören gewohnt sind. Sie ist sowol an der Küste wie auch im Innern eine Art von Hörigkeit. Ich habe stets gefunden, daß gerade die Häuptlinge sich ihre Vertrauten und Freunde unter den Sklaven auswählten. Sie trauten ihnen mehr als den eigenen Brüdern und anderen Verwandten, von denen sie stets besorgten, daß sie nach ihrem Leben und nach dem Throne trachten könnten. Den Sklavenbesitzern liegt nebenbei natürlich auch, wie es bei dem egoistischen Charakter des Negers kaum anders zu erwarten ist, mehr die Erhaltung dieses ihres Eigenthums als die ihrer armen Verwandten am Herzen. Schon aus diesem Grunde ist die Behandlung der Sklaven in der Regel eine gute. Man würde dem Sklaven in den meisten Fällen einen schlechten Gefallen erweisen, wollte man ihm plötzlich die Freiheit geben. Er würde sich selbst wieder in die Sklaverei zurücksehnen, wo er sich wol unterwürfig benehmen mußte, sein Herr jedoch für ihn sorgte und ihn nicht Mangel leiden ließ.

Das Grausame an der Sklaverei sind lediglich die Sklavenjagden. Wer sich dabei wehrt oder auf dem Transport nicht mehr weiter kann, wird unbarmherzig niedergestoßen, sei es nun Weib, Greis oder Kind, oder bleibt, dem Hungertode

preisgegeben, am Wege liegen. Ich selbst habe am Rande der großen Karavanenstraßen Beweise gesehen, die mich davon überzeugten, in welchem Maßstabe diese Unmenschlichkeiten vor sich gehen. Diesem seit Jahrhunderten traditionellen Unwesen zu steuern, sind wir aber zur Zeit viel zu schwach. Ein Vorgehen dagegen würde einen Kampf hervorrufen, der von unserer Seite mit ganz anderen Mitteln geführt werden müßte, als wir sie jetzt zur Verfügung haben. Es würde dies gleichzeitig einen langwierigen und blutigen Krieg gegen das Vordringen des fanatischen Islam bedeuten.

Diese Sklavenfänge haben übrigens auch noch in ethnologischer Beziehung eine Bedeutung: durch sie hat hier eine derartige Vermischung des Blutes stattgefunden, daß man selten noch rein erhaltene Typen sieht. In Tibati beispielsweise erinnerten wol noch die meisten Leute durch ihren Gesichtsschnitt an ihre Fullahabstammung, hatten aber schon viele Merkzeichen, besonders die dunkle Farbe der Haut, welche an die Vermischung mit den Bantu erinnerten. Nur die Häuptlingsfamilie hatte sich rein erhalten, nur sie hatte noch die den Fullah eigenartige gelbe Hautfarbe, die großen, mandelförmigen Augen, das blonde, glatte, nur an den Spitzen gekräuselte Haar und einen rein kaukasischen Gesichtsschnitt, der die Verwandtschaft der Fullahstämme mit den Arabern oder vielmehr Berbern erkennen ließ. Die Sitten, Gebräuche und Trachten sind im allgemeinen dieselben geblieben. Die Frauen, außer denjenigen, welche auf die Arbeit gehen, werden nach muhammedanischer Sitte den Blicken der Fremden durch hohe Mattenzäune entzogen. Hier in Tibati befinden sich auch schon als Aufseher dieser Weiber besonders angestellte Eunuchen. Auch den muhammedanischen Ritus machen alle Eingeborenen mit. So wird der muhammedanische Sonntag, der Freitag, am Donnerstag Abend durch Tanz,' Gesang, sowie durch Flintenschüsse eingeleitet. Ein Gleiches findet beim ersten Erscheinen des neuen Mondes statt, wobei noch außerdem

die Sitte besteht, daß derjenige, welcher dem Häuptling dies freudige Ereigniß zuerst mittheilt, von diesem ein Geschenk erhält.

Am 23. December hatte Amalanu mir sagen lassen, daß jetzt, ebenfalls nach Anfang eines neuen Mondes, die Zeit besonders günstig zum Reisen für mich wäre, und daß am Morgen des zweiten Tages der Führer für mich bereit sein würde. Am 24. December, am Heiligen Abend, legte ich mich, nachdem alle Vorbereitungen für den am folgenden Tage stattfindenden Abmarsch getroffen waren, frühzeitig zu Bett, dachte noch einige Zeit an die ferne Heimat und entschlief dann. Ich mochte einige Stunden gelegen haben, als ich plötzlich durch ein „Pst! Pst!" erwachte. Ich zündete meine Lampe, ein mit Palmöl gefülltes altes Blechgefäß, in welchem ein baumwollener Strick als Docht fungirte, an und erkannte bei dieser primitiven Beleuchtung den Minister des Innern, den Serki-n-kashua, d. i. „König des Marktes". Es ist der Mann, der sämmtliche Güter des Königs, seine Viehheerden, sein Elfenbein, seine Waffen u. s. w. überwacht. Da er die Elefantenzähne auf dem Markte an die Haussahändler verkaufte, auch täglich das Fleisch zweier frischgeschlachteter Ochsen dort zum Verkauf auslegte, kurzum also den ganzen Markt beherrschte, so hatte man ihm im Volksmunde den obigen Namen gegeben.

Nachdem ich mich schnell angekleidet hatte, verließ ich mit Serki-n-kashua das Zelt. Beim Scheine des Wachtfeuers fiel mir da zunächst ein prachtvoller Rapphengst auf, den mir der König zum Geschenk gemacht und der mich sogleich lustig anwieherte. Hinter dem Hengste lagen fünf Elefantenzähne, und als ich weiter schritt, knieten gar noch sieben schöne Fullahmädchen auf der Erde, welche mir ebenfalls als Angebinde übergeben wurden. „Dieselben sind zu Deiner Bedienung", fügte Serki-n-kashua erläuternd hinzu, „eine soll auf dem Marsche Deinen Kopf, zwei Deine beiden Arme, zwei andere Deine Beine und Füße, eine Deinen Rücken und eine Deine Brust waschen." Ich

erklärte ihm, die Geschenke bis auf die sieben Mädchen annehmen zu wollen. Bezüglich der Sklavinnen bemerkte ich, daß ich mich selbst zu waschen pflege. Trotz aller Abmahnungen des Ministers schickte ich darauf die Mädchen an den Häuptling zurück. Unglücklich kam Serki-n-kashna nach halbstündiger Abwesenheit mit nur zweien dieser Mädchen wieder und erklärte mir, daß der Häuptling sehr betrübt darüber gewesen sei, daß ich seine, des Freundes, Geschenke nicht angenommen habe. Er bäte mich, nun wenigstens die beiden Mädchen, welche meine Füße waschen sollten, anzunehmen; als vornehmer Mann könne ich diese Arbeit unmöglich selber verrichten. Um den guten Häuptling nicht ganz zu erzürnen, nahm ich schließlich diese beiden Damen an. Die eine, die rechtfüßige, ist mir bereits nach drei Tagen entlaufen, die andere ist aus Neugierde, das Land der „Baturi“ (der Weißen) kennen zu lernen, mit nach der Küste gekommen.

3 Uhr morgens war es, als ich nach der nächtlichen Geschenkübergabe, die hier stets zu dieser Zeit erfolgen muß, mein Lager wieder aufsuchte. Am Tage Geschenke zu senden, ist nach Ansicht der abergläubischen Eingeborenen zu gefährlich. Leicht könnte der Blick eines bösen Mannes dem geschenkten Pferde eine Krankheit verursachen, oder habgierige Menschen könnten, durch den Anblick der Geschenke verführt, es sich einfallen lassen, sie zu rauben.

Um 6 Uhr früh ertönte am ersten Weihnachtsfeiertag das Signal zum Aufbruch. Lange Zeit währte es indessen, bis der Führer eintraf. Der Sultan selbst hatte mir noch mehrerlei mitzutheilen, besonders mich noch zu bitten, doch ja wieder zu kommen und ihm einen weißen Kaufmann mitzubringen, welcher schöne Sachen, namentlich aber viele Gewehre hätte. Auch würde er, wenn es anginge, einen Lehrer, der sein Volk im Schreiben und Lesen unterrichtete, gern bei sich sehen. Schließlich erhielt ich von ihm noch einen großen, langen Elefanten-

zahn, der, wie der Häuptling sich ausdrückte, mir als „Spazierstock“ auf meiner weiten, beschwerlichen Reise dienen sollte. „Stütze Dich auf diesen Stock und denke dabei stets, Du stützest Dich auf Deinen treuen Freund Amalamu.“ Unter lebhaften Abschiedsrufen verließ ich gegen 9 Uhr das gastliche Dorf. Die ganze Bevölkerung strömte mit uns bis zum Ausgange und rief uns dort ihr „Allah sabenani“ nach. Eine Eskorte von 20 Reitern dagegen begleitete uns unter Führung der beiden Minister und des Feldmarschalls Daudu noch mehrere Stunden weit auf unserm Wege. So schwer ich und meine Leute sich auch von den liebenswürdigen Einwohnern trennten, so groß war doch andererseits auch unsere Freude, nun endlich auf sicherm Wege zur Küste, zur Heimat zu sein.



Waffen und Geräthe der Fullah.



Der Mao-Banyo.

Achtzehntes Kapitel.

Nach Bakundi.

Aus Sanserni-Tibati führte kein directer Weg nach Banyo, unserm nächsten Reiseziel. Ich beschloß daher zunächst die große Karavanenstraße, welche vom alten Tibati aus dorthin geht, zu erreichen. Wir marschirten am ersten Tage infolge dessen wieder nach Nyua zurück, um dann von hier aus in nördlicher Richtung auf die genannte Straße zu gelangen. Der alte Dommehäuptling hier, mit dem ich mich schon manches mal im Lager unterhalten hatte, war hochbeglückt über meinen Besuch.

Er bedauerte tief, daß er nicht in der Lage sei, mir größere Geschenke machen zu können, wie er es vor Beginn des Krieges

noch hätte thun können. Mit trauriger Stimme fuhr er alsdann fort zu erzählen, wie einst der vorige Häuptling von Tibati, der alte Vater des jetzigen Herrschers, ihn schon habe unterwerfen wollen, wie jedoch die Macht und das Vorwärtsfluten der Fullah sich an seinen starken Wällen gebrochen habe. Einst hätte er sein Haupt ebenso hoch wie der Tibatihäuptling tragen können; nun sei er ein gebrochener Stamm, da er es an seinem Lebensabend habe erleben müssen, daß dieser junge König Amalamu ihn, den mächtigsten Häuptling der weiten Umgegend hier, bezwungen und zum Sklaven gemacht habe. Er sei nun heute doppelt beschämt, so bettelarm einen Weißen begrüßen zu müssen. Meine Trostesworte waren nicht im Stande, den unglücklichen Alten zu beruhigen, und schluchzend ging er schließlich in seine Hütte zurück.

Am folgenden Morgen nahm ich gerührt Abschied von dem alten Mann. Durch die verfallene Befestigung hindurch ging es hinaus ins Freie. Die Gegend veränderte sich jetzt; sie wurde allmählich wilder, felsiger. An vielen Stellen trat nacktes Urgestein zu Tage, und zu unserer Rechten erhoben sich schroffe Bergwände. Am Nachmittage wurde der Weg, der auch theilweise steil bergan stieg, durch Felskuppen vollständig eingezwängt und führte endlich auf ein von schroffen Kegeln umgebenes Plateau, auf welchem unser heutiges Marschziel, das Dommedorf Lomonye, wie ein Adlerhorst eingebaut, gelegen war. Aus schwindelnder Höhe schweifte der Blick hinunter in die 400 m tiefer liegende Savanne, und über uns auf überhängenden mächtigen Felsblöcken kletterten und sprangen in den Baumkronen Hunderte von schwarz-weißen Affen ungestört mit großem Geschrei herum. Es waren unter diesen Thieren einzelne Exemplare, die an die Größe eines mittelgroßen Schimpansen heranreichten.

In Lomonye blieben wir ebenfalls nur eine Nacht und stiegen am nächsten Morgen wieder in die Tiefe hinab, jedoch

nur, um gleich von neuem in ein felsiges, ebenso groteskes Berggebilde einzutreten. Der Charakter dieser Umgebung blieb auch in den folgenden Marschtagen derselbe. Den steinigen Untergrund des Weges konnten die Träger mit ihren dessen ungewohnten Füßen bald nicht mehr ertragen. Die meisten von ihnen litten bereits nach zwei Tagen an Fußwunden. Alle vorhandenen Antilopen- und Affenfelle, die sonst als Lagerdecken dienten, wurden zerschnitten und in Sandalen umgewandelt, und schließlich war die ganze Karavane auf diese provisorische Art beschuht.

Am fünften Tage endlich wurde die Gegend wieder lieblicher, die schroffen, nackten Felspartien verschwanden, und zwischen welligen Hügelketten zeigten sich schöne, große Mimosenhaine. Die Thierwelt, welche im felsigen Gebirge recht spärlich vertreten gewesen war, nahm hier wieder an Mannichfaltigkeit und Anzahl zu. Büffel- und Antilopenrudel jagten vor uns davon; Perlhühner und eine Wildhuhnart, die unserm Rebhuhn ähnlich sah, zeigten sich hier in ganzen Völkern. Meine Jagdlust war inzwischen auch wieder rege geworden.

Als wir am 28. December früh — der Morgennebel hatte sich noch nicht ganz verzogen — unsere Reise eben wieder angetreten hatten, erblickte ich auf einmal drei starke Büffel auf einer Waldblöße vor mir. Leise glitt ich von meinem Pferde herunter, winkte meinen Diener heran, der die geladene Expreßbüchse trug, nahm sie schnell zur Hand und pirschte mich vorsichtig an das Wild heran. Auf 100 Schritt mochte ich herangekommen sein, als die Thiere witternd die Köpfe erhoben. Vorwärts zu gehen war nicht mehr möglich, und ich beschloß trotz der noch weiten Entfernung und des ziemlich dichten Nebels, der mich nur die Umrisse der Thiere erkennen ließ, Feuer zu geben. Mir am nächsten stand ein starker Bulle, halb spitz nach vorn; ich legte auf das Blatt an, mochte jedoch, da das Korn nur schwach zu sehen war, es zu voll genommen

haben; als der Schuß krachte, brach der Bulle zwar mit den Hinterbeinen zusammen, richtete sich jedoch sogleich wieder auf, und einen brüllenden Ton ausstoßend, raste er in dröhnendem Galopp mit seinen beiden Gefährten von dannen. Der Schuß mußte nach dem Zeichnen des Thieres sein Rückgrat gefedert haben und nur ganz geringer Schweiß zeigte, daß das Thier getroffen war. Nach diesem Intermezzo wurde den ganzen übrigen Tag stramm marschirt.

Am 29. December vormittags erblickten wir, als wir nach vier Stunden Weges gerade wieder einen Hügel erstiegen hatten, vor uns in westlicher Richtung einen sich durch die Berge hindurchzwängenden großen Fluß von circa 150 m Breite. Meine Annahme, daß es der Mbam sein müsse, wurde auch bestätigt, als wir eine Stunde später eine kleine, noch zu Tibati gehörige Farm erreichten. Waren wir an diesem Tage mit dem Fluß parallel stromaufwärts marschirt, so schlug ich am folgenden Morgen, einen Winkel nach Westen machend, die Richtung direct senkrecht auf ihn ein. Nachdem wir mehrere kleine Farmen gekreuzt hatten, kamen wir an eine hoch gelegene Grenzfarm des Tibatireichs. Von hier aus sahen wir hinunter in die Tiefebene, in welcher der Mbam in ruhigem Lauf dahinfloß. Bald hatten wir sein Ufer erreicht. Da das Wasser nur seicht war, durchwateten wir den Fluß. Bei diesem Uebergang, der natürlich mit genügender Unruhe und Gelärm vor sich ging, scheuchten wir mehrere Flußpferde, die auf den Sandbänken inmitten des Flusses ihre Siesta hielten, auf. Schnaubend stürzten sich die Riesenleiber in das Wasser und verschwanden stromabwärts.

Das Vorkommen dieser Thiere an fast allen Stellen des Mbam-Saunaga ist geradezu ein Charakteristicum dieses Flußsystems zu nennen. Ich habe die Flußpferde sowol am untern Theil des Flusses, bei Malimba, als auch im mittlern Theil bei Manga und bei Balinga angetroffen.

Die Breite des Mbam betrug an der Uebergangsstelle 170 m. Der Untergrund des Stromes war sandig; eine jetzt in der Trockenzeit circa 1 m tiefe Fahrrinne gewährleistete die stetige Schiffbarkeit des Flusses. Auch die Eingeborenen, deren Angaben man im allgemeinen nur vorsichtig aufnehmen kann, äußerten sich hier doch übereinstimmend über die Schiffbarkeit des Flusses stromabwärts sowol, als auch noch weiterhin stromaufwärts. Die vielen in dieser Gegend vorhandenen Kanoes sprachen außerdem für die Richtigkeit dieser Behauptung.

Nicht weit vom rechten Ufer entfernt bezogen wir gegen Mittag schon unser Lager. Wir befanden uns jetzt in einer breiten Tiefebene. Auf dem gegenüberliegenden Ufer traten die Bergzüge bis auf 500 m vom Fluß zurück, während man auf dem diesseitigen erst in weiter Ferne blaue Bergketten auftauchen sah.

Durch den hier verbrachten halben Ruhetag für weitere Strapazen gestärkt, rückten wir am 31. in nordwestlicher Richtung ab. Nach halbstündigem Marsch bog unsere Route in eine breite, aus mehreren nebeneinander laufenden Fußpfaden bestehende Karavanenstraße ein. Wir hatten unser vorläufig gestecktes Ziel erreicht. Kaum waren wir ein Stück auf dem bequemen Wege gegangen, als wir auch bereits eine große Karavane von Haussahändlern, die wol an die 300 Köpfe zählen mochte, antrafen. Vorweg auf einem kleinen Hengst ritt ein greiser Führer mit langem, weißem, wallendem Bart. Hinterher folgte zunächst ein Trupp von 50 Frauen, die riesige Lasten Zeuge und Perlen auf dem Kopfe schleppten. Nach ihnen begegneten wir drei bepackten Eseln, die je zwei Lasten über den Rücken gehängt trugen und welche von einem hinterhergehenden Führer geleitet und getrieben wurden. In unregelmäßigen, bald weiteren, bald engeren Abständen folgten darauf Männer und Weiber bunt durcheinander, bis der ganze Zug am Ende abermals durch einen berittenen Händler ge-

schlossen wurde. Auf unsern Anruf antwortete er, daß das Marschziel Tibati sei und sie aus Yola kämen.

Es war ein belebendes Gefühl, endlich Leuten zu begegnen, die aus cultivirteren Gegenden kamen und uns den Beweis lieferten, daß wir uns auf richtigem Wege dorthin befanden. Auf der glatten und ausgetretenen Straße ging es nun doppelt flott vorwärts. Es waren keine Schluchten mehr zu durchklettern und keine Berge zu ersteigen; angeschwollene Flüsse oder quer über den Weg liegende Baumstämme hemmten nirgends mehr unsern Marsch, und scheinbar ohne jegliche Anstrengung legten meine Träger, die, je näher sie sich der Küste wußten, um so mehr nach ihr drängten, den Weg zurück. Im Urwald hatten 15 km zu einer guten Tagereise gezählt, jetzt wurden wenigstens 30 km und später, als wir in die Bennëtiefebene eingetreten waren, bis zu 50 km pro Tag zurückgelegt. Aber Eile that uns auch noth. Meine Tauschwaaren waren ziemlich zu Ende und bereits in den nächsten Tagen war ich genöthigt, eins meiner beiden Pferde zu verkaufen, um Nahrungsmittel für meine Leute zu erstehen. Mir blieben nur noch meine 600 Pfd. Elfenbein. An den gierigen Augen der vorüberziehenden Haussa konnte ich ablesen, daß dies Handelsproduct hier im nördlichen Adamaua bereits in hohem Werthe stand; doch wäre ich begreiflicherweise nur sehr ungern zu diesem Nothbehelf geschritten. Seit mehreren Tagen war mir jetzt schon aufgefallen, daß keine Elefantenfährte mehr unsern Weg kreuzte. Das Thier schien hier bereits durch die Intelligenz der Eingeborenen und die ihnen zur Verfügung stehenden besseren Feuerwaffen völlig ausgerottet zu sein.

Ueberhaupt nahm der Wildreichthum, je weiter wir uns vom Mbam entfernten, stetig ab. Sowol Büffel wie auch Antilopen habe ich nur vereinzelt gesehen. Auffallend dagegen war das Vorkommen von Milliarden Termiten, die hier auf dem ebenen Plateau ihre 4—5 m hohen Wohnungen errichtet

hatten. Diese Berge zeigten eine außerordentliche Verschiedenheit in den Formen, sie waren innen von einer großen Anzahl Gänge kreuz und quer durchzogen. Zwischen den einzelnen Riesenbauten erhoben sich wiederum kleine, etwa fußhohe, pilzartige Ameisenhügel. Alle hatten eine derartige Festigkeit, daß sie an Haltbarkeit wenig unserm erhärteten Mörtel nachgaben. Das Material lieferte den emsigen Thieren der lehmhaltige Boden, den sie künstlich befeuchteten.

Diese ausgedehnten Ameisenbauten waren das einzige Interessante, was die öde, gleichförmige Savanne bot. Sie machte einen noch trostlosern Eindruck dadurch, daß die Eingeborenen sowol als auch die reisenden Haussahändler die weiten Grasfelder, um bequemer jagen, bezw. reisen zu können, jetzt zu Anfang der Trockenzeit abgebrannt hatten.

Diese Grasbrände sind übrigens nicht so imposant, vor allem aber nicht so gefährlich, wie sie öfters geschildert werden. Man sieht bei einem solchen Brande nur eine dünne, glimmende, beim Näherkommen etwas knisternde Feuerlinie heranziehen. Das Feuer ist absolut nicht hoch und der Rauch nicht dick, da in der Schnelligkeit, mit der die Flamme vorwärts getrieben wird, nur die dünneren Gräser verzehrt werden können; die starken Halme des hohen Schilfgrases bleiben gänzlich unberührt davon. Einem solchen Feuer zieht man ruhig entgegen und hat nur nöthig, an den Feuerrand herangekommen, einige schnellere Schritte über denselben hinweg zu machen. Selbst wenn wir uns schon im Lager befanden und es kam ein größerer Grasbrand auf uns zu, so habe ich weiter keine Vorsichtsmaßregel getroffen, als ein Stück Grasfeld, um vor dem länger anhaltenden Qualm geschützt zu sein, nach der Windseite zu schon vorher abbrennen zu lassen. Diese Prairiebrände sind demnach, wenigstens hier in Afrika, gänzlich harmlos; in den meisten Fällen sogar werden sie an größerer Ausdehnung gehindert, da gewöhnlich in kleineren oder größeren

Abständen Bäche und diese einfassende Buschstreifen die Grasfelder durchschneiden und das Feuer damit zum Halten gebracht wird.

Am Neujahrstage des Jahres 1891 traten wir in die südlichen Ausläufer eines von Süden nach Norden sich ziehenden Berglandes ein und langten gegen Mittag vor Banyo an. Auf einem Hügel lag das riesige Dorf, welches wol 15000 und noch mehr Einwohner zählte, vor uns, umgürtet von einem starken Lehmwall und einem 3 m tiefen Graben.

Bereits am frühen Morgen hatte ich mit unserm Führer zwei Expeditionsleute vorausgeschickt, um, wie es in diesen Gegenden üblich ist, unsere Ankunft beim Häuptling anzumelden. Als ich jedoch vor der über den Graben führenden Brücke anlangte, fand ich meine Boten verdrießlich auf dem Grabenrande sitzen. Sie berichteten mir, daß Ussumanu, der Häuptling von Banyo, im Kriege abwesend sei und daß sein Vertreter im Orte, eigenthümlicherweise eine seiner Frauen, nicht gewillt sei, uns in das Dorf hineinzulassen. Thatsächlich waren auch die Thore geschlossen und die Wälle mit starken Wachen besetzt. So angenehm auch ein mehrtägiger Aufenthalt in Banyo gewesen wäre, so beschloß ich doch unter den jetzigen Umständen, mich nicht auf ein längeres Verhandeln, das Tage lang dauern konnte, einzulassen, sondern befahl kurz den Weitermarsch in nördlicher Richtung. Gasheka, unser nächstes Marschziel, konnte ja nur noch einige Tagereisen entfernt sein, und dort hatte im vorigen Jahre Dr. Zintgraff die beste Aufnahme gefunden.

Kaum hatte ich mich jedoch mit der Karavane wieder in Bewegung gesetzt, als der schwere Querbalken und die einzelnen Stützen des Thores von innen weggezogen wurden, dasselbe sich öffnete und ein schnellfüßiger Fullah mir nachgelaufen kam. „Die Königin grüßt Dich“, begann er, „und bittet Dich, einige Tage am Orte zu verbleiben, um Dich für den Weitermarsch zu stärken. Hinein will sie Dich nicht lassen, weil der

Häuptling abwesend ist. Es ist eben ein Weib.“ Darauf begann der Bote mir zu erklären, daß es ein Ausnahmefall sei, daß eine Frau eine maßgebende Stimme besitze und der Stellvertreter des Häuptlings sei, jedoch sei die Gebieterin auch kein gewöhnliches Weib, sie sei nicht allein klug, sondern auch reich und mächtig. „Sie ist die Tochter des großen Königs von Yola.“

Die Aufforderung der Häuptlingsfrau kam mir doch immerhin sehr willkommen, und ich bezog zufrieden meinen Lagerplatz, der uns 200 m vom Dorfe, da wo die Wege nach Yola und Gasheka sich trennen, auf einer Wiese am Mao-Banyo, einem kleinen Nebenflusse des Mbam, angewiesen wurde. Während wir noch mit dem Aufbau der Zelte beschäftigt waren, kamen Männer und Weiber aus dem Orte herbeigeströmt, theils um ihre Neugierde zu befriedigen, theils um uns Proviant zu verkaufen. Waren es in letzter Zeit meist die Haussaleute, besonders die Haussafrauen gewesen, die uns Fleisch, Korn und andere Nahrungsmittel zum Kauf angeboten hatten, so erhielten sie hier eine starke Concurrenz an den bis in diese Gegenden nomadisirenden Fullah vom obern Niger.

Hellgelbe, blonde Gestalten, noch kaukasischer aussehend als die Häuptlingsfamilie in Tibati, kamen mit ihren Kalebassen, ausgehöhlten Kürbissen, des Weges daher. Und ich wollte meinen Augen kaum trauen, als ich den Inhalt derselben entdeckte; was boten sie feil? Die schönste Buttermilch, die frischeste Butter, wie man sie in Europa selbst nicht besser haben konnte! Es war ein wahrer Hochgenuß, seit anderthalb Jahren nun unverhofft zum ersten male wieder frische Butter zu genießen; auch an der Küste mußte man sich stets mit der aus Europa in Blechdosen versandten Conservenbutter begnügen, und jetzt hatte bei mir schon seit Monaten Palmöl ihre Stelle vertreten müssen. Dankerfüllt sah ich mir die Bereiter solcher Delicatesse näher an, und von neuem fiel mir ihr gutes Aus-

sehen auf. Diese Schönheit der Fullah, welche stets nur untereinander heirathen und so die Rasse rein erhalten, wurde bei den Frauen nur abgeschwächt durch die im Verhältniß riesengroßen Ohren, welche künstlich zu diesem Umfange gedehnt wurden. Jedes Weib trug nämlich mindestens drei große, schwere Eisenringe in jedem Ohr, und zwar hatten sie diese nicht allein in dem untern Ohrläppchen, sondern auch am äußern Rande in mehreren größeren Löchern in gleichmäßigen Abständen voneinander hängen. Die Ringe hatten einen Durchmesser von 5 bis 10 cm.

Banyo war die südlichste Grenze, bis zu welcher dieses Hirtenvolk vorgedrungen war. Mit ihren großen Viehheerden hielten sie sich hauptsächlich in dem schönen Berglande zwischen hier und Gasheka auf. Monatelang verschwinden sie in den fruchtbaren Schluchten und Thälern dieser Berge und kehren meist erst, wenn ihre Bedürfnisse sie dazu zwingen, in die Ansiedelungen und die Dörfer der Eingeborenen zurück, um Vieh, Milch und Butter zu verkaufen. Wo sie eine saftige Trift antreffen, lassen sie sich nieder, legen eine Durrahfarm an und errichten für die kurze Zeit Wohnungen. Dann, wenn geerntet ist, ihr Vieh abgeweidet hat, brechen sie wieder auf, und das Nomadenleben führt sie ziellos weiter.

Am Abend des Neujahrstages langte das Begrüßungsgeschenk der Königin, aus 200 Kolanüssen bestehend, an. Diese auch „Guro" genannte Frucht ist in Adamaua äußerst beliebt. Sie dient als Genußmittel und wird in ähnlicher Weise gebraucht, wie bei unseren Seeleuten der Priemtaback. Auch bei ihr erkennt man den diesem Genuß Huldigenden an den gelbbraunen Zähnen. Ich habe einzelne Haussaleute gesehen, die nur zum Essen die Kolanuß fortließen, sonst dagegen stets ein Stück im Munde bearbeiteten. Im übrigen wird der Guronuß auch eine heilsame Wirkung, die Herabsetzung der Temperatur beim Fieber, zugeschrieben.

Mit Sonnenuntergang entfernten sich alle Besucher des Lagers. Sie mußten ins Dorf zurück, da während der Nacht stets sämmtliche Thore geschlossen wurden.

Die erste Nacht verlief bei uns ungemüthlich genug. Kaum war die Sonne untergegangen, als unter der Einwirkung eines trockenen Nordostwindes die Temperatur in einer Weise zu sinken begann, wie ich es bis hierher noch nicht erlebt hatte. Am Mittag hatten wir nahezu 40° C. gehabt, nun sank die Temperatur in kurzer Frist auf 10° herab, und am frühen Morgen zeigte das Thermometer gar nur 4°. Diese ungewohnte Kälte verursachte eine unruhige Nacht. Ich selbst fror unter zwei wollenen Decken, und meine Träger, deren Bekleidung bereits so mitgenommen war, daß sie kaum noch diese Bezeichnung verdiente, tanzten und liefen um die Feuer herum, um sich nur einigermaßen warm zu halten. Zwei Leute, die vor Müdigkeit eingeschlafen waren, fanden wir am nächsten Morgen vollkommen erstarrt vor, und erst nach langem angestrengten Reiben gelang es uns, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Wahrlich, ein seltsamer Contrast! Noch vor einigen Tagen war einer der Träger vom Hitzschlag getroffen worden, und nun in ganz derselben Zone in so kurzer Aufeinanderfolge zwei fast vor Kälte gestorben! Die Küstenbewohner, aus denen sich meine Leute zusammensetzten, sind eben an derartige Temperaturunterschiede nicht gewöhnt; denn selbst in der Nacht kühlt sich die feuchte Luft an der See nur um wenige Grade ab.

Die trübe Stimmung meiner Leute nach dieser schauderhaften Nacht wurde am Morgen gehoben durch die Ankunft zweier fetter Ochsen, welche die Königin mir zum Geschenk machte. Auch der Umstand, daß der eine dieser beiden absolut nicht zu bändigen war und mit vier ihn haltenden Leuten sich davonmachte, trug wesentlich zur Erheiterung meiner Jungens bei. Der Neger vergißt im Genuß und im Vorgefühl desselben sofort alles eben durchlebte Misgeschick. Sein Erinnerungs-

vermögen, sein Gedächtniß für zurückliegende Ereignisse sind bei ihm infolge dessen auch meist nur schwach ausgebildet. Ich habe vielfach gefunden, daß er beim Wiedererzählen eines erst kürzlich stattgefundenen Vorfalls ein der Wirklichkeit kaum ähnelndes Bild entwirft, und ich überzeugte mich häufig davon, daß es nicht allein der Hang zur Unwahrheit, der ja jedem Schwarzen angeboren ist, sondern wirkliche Schwäche des Gedächtnisses war, welche die Unrichtigkeit der Darstellung hervorgerufen hatte. Den beiden Stücken Rindvieh am Morgen folgte mittags auf Befehl des inzwischen von meiner Ankunft benachrichtigten Häuptlings ein Korb mit 2000 Kolanüssen, von welchen ich vorläufig fünf Stück pro Kopf an meine Leute vertheilte.

Trotz aller dieser Freundschaftsbezeugungen wurde mir jedoch nicht gestattet, das Dorf auch nur einmal zu betreten. Die alte Königin hatte zu große Angst vor dem Weißen und zog sogar einmal die schon ertheilte Erlaubniß zur Audienz im letzten Moment zurück. Und trotzdem hatte schon vor mir ein Europäer Banyo besucht. Robert Flegel hatte 1884 diesen Ort bereits betreten. Er stand hier unter dem Namen „Dermann" noch in gutem Andenken, und man hatte seinen Tod, wovon die Nachricht durch die Haussahändler hierher gelangt war, mit Bedauern vernommen.

Mit dem Erreichen von Banyo war meine Aufgabe gelöst, ich hatte den Anschluß an die Flegel'sche Route, den Weg in schon bekanntes Gebiet, gewonnen. Den Weg, den dieser verdiente Forscher einst von hier nach Kamerun unternehmen wollte, hatte ich nun in umgekehrter Richtung trotz so mancher Fährlichkeiten ausführen dürfen. Ich dankte dem Geschick, daß es mir vergönnt hatte, eine so wichtige, wenn auch gefahrvolle Aufgabe glücklich zu lösen, und auch mich trieb das frohe Gefühl nun an, zurück in civilisirte Gegenden, zu freundschaftlich gesinnten Genossen und Bekannten zu kommen, ihnen von meinen

Erlebnissen mitzutheilen und auch, last not least, einmal wieder zu fühlen, wie europäische Gesittung und Freundschaft thun. So trugen diese Gefühle mit dazu bei, daß ich meinen Aufenthalt in Banyo abkürzte und in schnellem Tempo die Küste zu erreichen strebte.

Am 5. Januar ging es in nördlicher Richtung hinein in das schöne, interessante Bergland, das in einzelnen Partien an Großartigkeit und Abwechselung unserer berühmten vielbesuchten Schweiz gleichkommt. Im Thal des Mao-Banyo führte uns der Weg an romantischen Bergwänden entlang, die sich weiterhin zu mächtigen, hohen Ketten aufthürmten und deren einzelne Spitzen eine Höhe von nahezu 2000 m erreichten. Hin und wieder begegnete uns eine aus mehreren hundert Stück Vieh bestehende Heerde der Fullah. Seltener trafen wir eine kleine Farm dieses Hirtenvolkes an. Schließlich erreichten wir die Wasserscheide zwischen Mbam und Benuë; sie lag in einer Höhe von 1400 m. Von hier aus stiegen wir an den beiden folgenden Tagen herab nach der Benuë-Tiefebene und erreichten am Nachmittag des zweiten Tages die Residenz Gasheka, den Wohnort des dritten großen Adamauafürsten Sambo. Er war ein jüngerer Bruder des Häuptlings Banyo. Auch Sambo befand sich, gleich seinem Bruder, auf dem Kriegspfade auswärts, indeß wurden wir hier nicht mit derselben Scheu empfangen wie in Banyo.

Man ließ uns sofort in das Dorf einziehen, und in demselben Gehöft, wo das Jahr vorher mein College Zintgraff untergebracht worden war, nahm auch ich Quartier. Der Ort mochte annähernd dieselbe Größe haben wie Banyo und Tibati. Nach Aussage der Haussaleute soll dies auch bei den übrigen vier Adamaua-Residenzen Ngaundere I., Koutsha, Laro und Tshamba der Fall sein. Nur Yola, die Hauptstadt von ganz Adamaua, ist größer und wird auf 20000 Einwohner geschätzt. In Gasheka erfuhr ich auch durch einen alten, weitgereisten

Haussahändler, daß der Mbam auf dem Genderostock entspringe, der Sannaga dagegen seinen Ursprung westlich Ngaundere I. habe. Den obern Lauf dieses Flusses nennen die dortigen Eingeborenen, die Tibatileute, Yelom.

Gleich am Tage meiner Ankunft in Gasheka, am 7. Januar, waren Boten zum Häuptlinge, der sich auf dem Wege nach Ashakun befand, gesandt worden. Am 9. abends langte bereits die Antwort Sambo's an, der mich bat, meinen Marsch nach dem Benuë doch auf einem Umwege auszuführen und ihn dabei zu besuchen. Dieses Ansinnen wies ich indessen, da mit diesem Besuch unerschwingliche Ausgaben verknüpft gewesen wären, zurück und setzte mich am 10. auf der directen Route nach Bakundi in Bewegung. Der Weg war hier in der Ebene vorzüglich; nach zwei Tagemärschen von je 50 km langte ich in Beli, dem Grenzorte zwischen der deutschen und englischen Interessensphäre, an. Das seit Gasheka durchmessene Terrain war reine Tiefebene, mit hüfthohem Grase bestanden. Einige Anonen wuchsen auf der Ebene zerstreut, und dann und wann traf man kleine Waldcomplexe, Mimosenhaine und Gruppen von Baobabs an. In den Ortschaften, besonders auch in Gasheka selbst, waren zahlreiche Melonenbäume (Carica papaya) angepflanzt.

Die Thierwelt hatte sich seit unserm Abmarsch von Gasheka völlig verändert. Von Antilopen und Büffeln war jegliche Spur verschwunden, statt dessen hörten wir in der Nacht das Geheul der Hyänen, und hin und wieder das Brüllen eines das Lager umschleichenden Löwen. Trotz aller Versuche gelang es mir nicht, dies Thier zu Gesicht zu bekommen, obwol es oft genug sich in allernächster Nähe von uns befunden haben mußte, denn am Morgen sahen wir wiederholt seine frischen Spuren. Immerhin gelang es mir, in einer Ansiedelung bei Beli den Schädel eines erst vor zwei Tagen erlegten prachtvollen männlichen Löwen zu erwerben. Die schöne Decke

wollte der Schütze, ein Sklave, nicht hergeben, da sie für den Häuptling als Ehrengeschenk bestimmt sei. Der glückliche Jäger hatte das Thier durch einen einfachen Pfeilschuß aufs Blatt getödtet.

Am 12. Januar nachmittags, nachdem wir abwechselnd Fullah- und Dyukustämme, die von jenen zum Theil unterjocht sind, passirt hatten, langten wir vor Bakundi, der ersten europäischen Niederlassung, an. Hier ist der am weitesten in dieser Richtung vorgeschobene Posten der Royal Niger Company stationirt.



Waffen und Geräthe im nördlichen Adamaua.



Station Ibi.

Neunzehntes Kapitel.

Auf dem Benuë-Niger zur Küste.

Ich hatte vom letzten Lagerplatz aus zwei Boten ausgesandt, um dem Chef der Station in Bakundi meine Ankunft anzuzeigen. Dieselben waren jedoch fälschlicherweise nicht zu diesem, sondern zu dem Häuptling des Ortes gegangen, der mich nun von seinem Sohne und einem großen Gefolge vor dem Ausgange des Ortes empfangen ließ. Während ich noch eine kurze Rast machte, um die zurückgebliebenen Träger aufzunehmen, kamen von der am Flusse Tarabba gelegenen englischen Station, welche durch ihre sauberen massiven Häuser von dem Dorfe vortheilhaft abstach, zwei Personen in europäischer Kleidung auf uns zu. Näher kommend erkannte ich in dem einen einen breitgebauten, untersetzten Europäer, in dem andern einen intelligent aussehenden Neger.

Ich ging den beiden Herren entgegen, stellte mich ihnen vor und erklärte ihnen Zweck und Ziel meiner Expedition. Der Europäer präsentirte sich mir darauf als: „Josua Zweifel, Traveller of the Royal Niger Company", und der Neger als: „Lewis, Chief of the Station Bakundi". Beide Herren bedauerten auf das aufrichtigste, daß ich mich bei ihnen nicht

vorher angekündigt hätte, ich würde alsdann schon alles zum Empfang vorbereitet gefunden haben. Ich entschuldigte mich mit der verkehrten Ausrichtung meiner Bestellung seitens der Boten. Hiernach wurde ich höflichst eingeladen, in der Factorei Quartier zu nehmen. Querfeldein gelangten wir bald nach der Station und hier auf einen großen, schönen Platz, auf dem sich neben anderen Häusern und Schuppen ein großes, hohes Waarenhaus aus Wellblech und ein massives Wohnhaus mit umlaufender Veranda befanden. In letzterm wurde mir ein freundliches Zimmer zur Verfügung gestellt, während meine Träger in mehreren in der Nähe des Gehöftes gelegenen Hütten, welche noch zur Station gehörten, gut untergebracht wurden.

Nach einer kurzen Nachmittagsruhe kam ich am Abend mit den beiden Herren Zweifel und Lewis bei Thee und Abendbrot zusammen. Es dauerte nicht lange, so befanden wir uns in lebhaftem Gespräch, das sich, wie vorauszusehen war, größtentheils auf meine zurückgelegte Reise und auf die Verhältnisse am Benuë und Niger bezog. Mr. Lewis erzählte mir, daß die einzelnen Stationen hier in den Benuë-Territorien vorläufig einen mehr politischen Charakter hätten; sie sollten den Eingeborenen Respect vor der Flagge der Gesellschaft beibringen; die commerziellen Geschäfte seien einstweilen noch sehr unbedeutend. Das Elfenbein z. B., welches in Massen aus Adamaua nach Bakundi gebracht würde, verkauften die Händler nicht hier an die Company, sondern brächten es über den Benuë hinweg nach Kano, Sokoto und Kuka. Diese ungünstigen Conjuncturen würden erst ein Ende nehmen, der Handel würde hier erst aufblühen, wenn an den Uebergangsstellen des Benuë Zollstationen errichtet seien, welche den weitern Transport des Elfenbeins nach Norden erschwerten, wenn nicht gänzlich verhinderten. Die einzigen Producte, welche hier in Bakundi vorläufig ausgeführt würden, seien

Gummi und Benesit (eine Art Raps) und außerdem etwas Palmöl. Herr Zweifel, welcher im Auftrage der Company die südlich des Benuë gelegenen Länder augenblicklich bereiste, machte zur Zeit meiner Anwesenheit in Bakundi Versuche, aus einem wilden Feigenbaum, Siphonia elastica, ein Gummipräparat herzustellen.

Am Tage nach meiner Ankunft sandte ich einen mir von Mr. Lewis gestellten Boten an den Executive Officer des Benuë, Mr. Mac Intosh nach Ibi, dem Hauptquartier des Benuë-Territoriums. In dem mitgegebenen Briefe zeigte ich Herrn Mac Intosh meine Ankunft an und bat um Beförderung meiner Expedition nach Akassa. Eben hatte ich den Boten abgeschickt, als mir abermals ein Europäer gemeldet wurde. Neugierig, wer dieser Weiße wol sein könne, der hier noch außer Herrn Zweifel existire, öffnete ich die Thür meines Zimmers und erblickte zwar keinen Europäer, aber einen Araber von allerdings selten heller Hautfarbe. Herr Zweifel, der die Haussasprache völlig beherrschte, war so liebenswürdig, den Dolmetscher zu spielen. Aus der Unterhaltung ging alsbald hervor, daß der vermeintliche Araber ein Marokkaner sei und schon vor vielen Jahren seine Heimat verlassen habe, zunächst nach Kuka gegangen sei und von dort aus einen Handelsausflug in das nördliche Adamaua unternommen habe. Der Araber, oder besser gesagt, der Berber, machte einen sehr gebildeten Eindruck und schien die europäischen Umgangsformen völlig zu beherrschen, selbst das Cigarettendrehen verstand er; denn als Herr Zweifel ihm Taback anbot, bat er sich etwas Seidenpapier aus und drehte sich zu unserm Erstaunen mit allem Anstand und größter Geschicklichkeit und Schnelligkeit eine Cigarette, die er darauf mit Wohlgefallen aufzurauchen schien. Ich kam mir hier in dieser ungewohnten Civilisation völlig in eine andere Welt versetzt vor und konnte kaum glauben, daß es erst so kurze Tage her war, daß ich

noch mit wilden ungebildeten Naturkindern zu verhandeln und zu kämpfen gehabt hatte.

Am zweiten Tage bereitete ich mir noch eine andere Ueberraschung. Ich hatte von vornherein Herrn Zweifel an seinem Namen und an seiner den Nicht-Engländer verrathenden Aussprache des Englischen für einen Deutschen gehalten; nun machte ich an diesem Tage den Versuch und redete ihn in deutscher Sprache an: „Sind Sie der Entdecker der Nigerquellen?“ Mit einem etwas verlegenen Lächeln wurde mir geantwortet: „Ja, allerdings.“ So liebenswürdig und zuvorkommend der gemüthliche Schweizer gegen mich auch fernerhin war, so fühlte ich doch, daß ihm meine Unterhaltung in deutscher Sprache in Gegenwart des Mr. Lewis nicht angenehm war, und so vermied ich es, ihn im Beisein von Beamten der Company, insbesondere als später der Chef des Benuë-Territoriums zugegen war, in unserer Sprache anzureden. Ob ein strictes Verbot der Verwaltung in dieser Hinsicht vorlag, habe ich nicht erfahren können; nur fiel mir einige Wochen später ebenfalls bei einem Beamten der Company auf, daß derselbe, wenn wir allein waren, gern und gut deutsch sprach, in Anwesenheit der anderen Herren mich jedoch stets englisch anredete und auch seine Kenntniß des Deutschen nicht gern wahr haben wollte.

Wenn wirklich ein diesbezügliches Verbot vorhanden sein sollte, so würde dies ein Beweis mehr sein für das meist rücksichtslose, aber auch zielbewußte Vorgehen der Engländer in Afrika, besonders hier der Niger Company. Und diese Art und Weise ist im Grunde nur angebracht. Nur mit rücksichtsloser Energie läßt sich in Afrika etwas erreichen. Als Gegensatz zu diesem Princip führe ich bei dieser Gelegenheit unsere deutsche Höflichkeit an, die oft genug von den Ausländern ganz anders aufgefaßt wird, als uns dienlich ist. Wird doch selbst auf dem Gouvernement in Kamerun mit den englischen Kaufleuten geschäftlich in ihrer Sprache verhandelt. Nicht

einmal den englischen Agenten, die sich in einer deutschen Colonie niedergelassen haben, fällt es ein, die deutsche Sprache zu erlernen. Wenn ich nun dies auch keineswegs als mustergültig aufgestellt haben möchte, so liefert diese Thatsache doch immerhin einen Beweis für die Grundverschiedenheit des Nationalbewußtseins der Deutschen und der Engländer.

Am 16. Januar erhielt ich wieder einen interessanten Besuch. Madugu Gaschimbaki, der treue Begleiter Flegel's, der mit diesem seiner Zeit in Europa gewesen war, begrüßte mich mit einem deutschen: „Guten Morgen!" Das einzige Andenken, das der Haussa noch aus Deutschland besaß, war ein künstliches Gebiß, welches ihm den Beinamen „Der Mann mit den losen Zähnen" verschafft hatte. Madugu erzählte mir vielerlei von seinem Herrn „Dermann" und auch von einem kürzern Zusammensein mit Dr. Zintgraff im verflossenen Jahre. Zum Schluß, nachdem er seine ganze Liebenswürdigkeit gezeigt hatte, brach jedoch auch bei diesem treuherzig dreinschauenden Alten die wahre Negernatur durch. Er behauptete, daß Flegel ihm noch kurze Zeit vor seinem Tode eine große Anzahl Sachen versprochen gehabt hätte, um die er durch das frühzeitige Hinscheiden seines Herrn gekommen sei. Auch Dr. Zintgraff sei ihm noch den Lohn für seine Führerdienste schuldig. Ich versprach dem Alten, nach Möglichkeit nachforschen zu wollen, gab ihm indessen meine Kleingläubigkeit in Betreff dieser Erzählungen gleich zu verstehen und entließ schließlich den redegewandten Haussahändler mit einigen Faden Zeug beschenkt.

Es ist ein hervorstechender Charakterzug der Schwarzen, auf indirecte Weise zu betteln. In Yaúnde kam einst ein Mann zu mir mit einem Huhn, um mir, wie er sich ausdrückte, ein Festtagsmahl zu bereiten. Er habe den Weißen stets geliebt und sei froh, hiermit einen Beweis seiner Verehrung geben zu können; er bringe mir das beste Huhn des

Ortes als Geschenk. Als ich dem hochherzigen Geber darauf ein Gegengeschenk im Werthe des Huhnes machte, drückte seine Miene große Enttäuschung aus und er erwiderte: „Das zahlst Du ja für ein gekauftes Huhn, für ein geschenktes muß ich doch mehr bekommen.“

Sobald der Neger eine zu gute Behandlung erfährt, wird er übermüthig und weiß alsdann die Grenze nicht einzuhalten. Auch Madugu hatte in Berlin einst glanzvolle Tage gesehen. Er war von den höchsten Personen empfangen und ausgezeichnet worden. Uebermüthig nach der Heimat zurückgekehrt, dünkte er sich zum Arbeiten zu gut und wurde schließlich ein armer Bettler.

Ein anderes Beispiel lieferte der Dualla Samson Deido, der, nach Kamerun zurückgekehrt, von lächerlichem Stolz besessen war. Und wie wenig er der in Berlin empfangenen Ehren würdig gewesen war, geht daraus hervor, daß er die ihm vom damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, späterm Kaiser Friedrich, geschenkte goldene Medaille ohne weiteres an einen Engländer verkaufte. Er sah nach seiner Heimkehr auf die deutschen Beamten, die nicht solcher Auszeichnungen theilhaftig geworden waren wie er selbst, herab. Eine bei günstiger Gelegenheit ertheilte Prügelstrafe hat den vornehmen Herrn alsbald zur Vernunft gebracht.

Der Neger ist eben ein Kind und seine Ausschreitungen sind nicht ihm, sondern seiner Erziehung, seinen Erziehern zur Last zu legen. Ist eine derartige Behandlung, wie sie diesen beiden genannten Negern, anderer nicht zu gedenken, widerfahren ist, schon dazu angethan, einen gebildeten Europäer zu verwöhnen, um wieviel mehr nicht den ungebildeten Schwarzen? Er sieht den Weißen, den er in Afrika als König zu betrachten gewohnt ist, zu Hause plötzlich gänzlich unbeachtet arbeiten und sich quälen, wie er es in seinem Lande noch nie gesehen hat, während um ihn selbst alle möglichen Vornehmen sich scharen und

ihn nach Möglichkeit verwöhnen. Ist es dann ein Wunder, wenn er nicht mehr denselben Respect behält vor dem Europäer wie zuvor, daß er auf sie alle herabsieht? Ihn trifft nicht einmal die Schuld, sondern einzig den Europäer, der ihn mit nach Europa gebracht und als König oder zum mindesten als Prinz hier eingeführt hat. Man vergißt eben bei dem englischen Titel „king" zu oft, daß dieser sogenannte König höchstens der erste Befehlende eines einzigen Dorfes ist, also meinetwegen Dorfschulze oder Bürgermeister nach unseren Begriffen. Ein wirklicher großer Häuptling oder König seines eingeborenen Stammes verläßt sein Land und seine Unterthanen nie. Nach meiner Ansicht ist die einzig richtige Behandlung eines Schwarzen, wenn er wieder in sein Heimatland zurückgehen soll, in Europa die, ihn zu einem Handwerker, Zimmermann, Schuster oder Schneider u. s. w. in strenge Lehre zu geben, damit er später seine Leistungen drüben verwerthen kann; das Handwerk hat immer noch seinen goldenen Boden, und das auch in Afrika.

Mit dem Ausarbeiten der Feststellung meines zurückgelegten Weges und im Zusammensein mit meinen liebenswürdigen Wirthen verstrich ein Tag nach dem andern. Leider verschonte mich auch einige Tage das Fieber nicht, das hier endemisch zu herrschen scheint. Gerade in der Nähe der Factorei erstrecken sich an den Ufern des Tarabba weite Sumpfstrecken, die Fiebermiasmen ausdünsten. Doch war es keine Attake schwerer Art, die mich heimsuchte, und bereits am dritten Tage fühlte ich mich wieder wohl.

Am 19. Januar trafen zwei Boten des Mr. Mac Intosh, der sich zur Zeit auf einer Inspicirungsreise in Donga aufhielt, mit Proviant für uns und folgendem liebenswürdigen Brief ein:

Benuë, Headquarters 16th January 1891.

Dear Sir,

I have the honour to acknowledge receipt of your despatch of the 13th inst. contents of which I have duly noted.

It is with great pleasure, that I offer you a most cordial and hearty welcome to our Territories after your dangerous and arduous task.

You may rely on my doing my utmost to assist you in all you wish.

A launch will be going down to the Niger about the beginning of February and will arrive at Lokoja on the 6th February; this will be your quickest way of getting down, for you will then meet our Agent General there, who will see to your people being shipped down to Akassa without loss of time, the launch will leave Ibi on Febr. 2nd for Lokoja.

It will take you about six days to go to Ibi, but I would advise you to stop at Bakundi as long as you can, for you will find a difficulty in providing food for your men at Ibi, it is very scarce there and dear. If you leave so as to arrive at Ibi about Febr. 1st, I think it will be easiest for you.

I am now at Donga on my way to Bakundi and Mainaraiwa and from there I go down the river to Ibi with the launch to meet you.

The Agent at Bakundi will supply you with any goods you may require to buy provisions on the way to Ibi.

Herewith I send you a few provisions for your own use which I will feel pleased if you accept.

I have the honour to be, Dear Sir,

Your Obedient Servant

C. W. Mc. Intosh,
Senior Executive Officer, Benuë River,
Niger Territories.

Lieutenant C. Morgen,
Chief of German Expedition, Bakundi.

Ich füge die Uebersetzung des Briefes hier an.

Benuë, Hauptquartier, 16. Januar 1891.

Geehrter Herr!

Ich habe die Ehre, mich zum Empfang Ihrer Nachricht vom 13. d. Mts. zu bekennen, deren Inhalt ich gebührend beachtet habe.

Mit großem Vergnügen heiße ich Sie nach Ihrem gefährlichen und kühnen Unternehmen aufrichtig und herzlich in unserm Gebiete willkommen.

Sie können sich darauf verlassen, daß ich mein Aeußerstes thun werde, Sie in allem zu unterstützen.

Eine Barkasse wird etwa Anfang Februar zum Niger hinuntergehen und am 6. Februar in Lokodya eintreffen. Dies ist der schnellste Weg für Sie. Dann werden Sie unsern Generalagenten treffen, welcher Ihre Leute ohne Zeitverlust nach Akassa verschiffen wird. Die Barkasse wird am 2. Februar Ibi verlassen, um nach Lokodya zu gehen. Sie werden ungefähr sechs Tagemärsche bis Ibi brauchen, aber ich möchte Ihnen rathen, solange als möglich in Bakundi zu bleiben, weil es Ihnen Schwierigkeiten bereiten dürfte, in Ibi für Ihre Leute Lebensmittel zu besorgen, sie sind sehr spärlich und theuer dort. Wenn Sie so abmarschiren, daß Sie den 1. Februar in Ibi sind, so dürfte dies das Bequemste für Sie sein.

Ich bin jetzt in Donga auf dem Wege nach Bakundi und Mainaraiwa und gehe von dort mit der Barkasse den Fluß nach Ibi hinab, um Sie zu treffen.

Der Agent in Bakundi wird Sie mit allen Artikeln versehen, deren Sie bedürfen, um Lebensmittel auf dem Wege nach Ibi zu kaufen.

Anbei sende ich Ihnen einige Lebensmittel für den eigenen Gebrauch, durch deren Annahme Sie mir eine große Freude bereiten.

Ich habe die Ehre zu sein, geehrter Herr,

Ihr gehorsamer Diener
C. W. Mc. Intosh.

Am zweiten Tage nach Empfang dieses Briefes erschien der Executive Officer des Benuë selbst in Begleitung des Districtsagenten Mr. Moore und eines Commis, Mr. Harrison. Die drei Beamten waren militärisch gekleidet, mit den Abzeichen der Company versehen, und in ihrer Begleitung befanden sich 20 Elminasoldaten. Mac Intosh selbst war beritten. Er hieß mich nochmals auf das herzlichste willkommen, gratulirte mir zur glücklichen Durchführung meiner Expedition und versprach, mich sobald als möglich nach der Küste hinabzubefördern.

Nach zweitägigem Zusammensein verließ uns Mac Intosh mit seinen Herren wieder, um nach der Station Mainaraiwa, welche oberhalb am Benuë gelegen war, zu marschiren. Drei Tage später brach ich selbst, von einem Führer begleitet, zu Fuß nach Ibi auf. Bei hellem Mondschein verließ ich am 26. Januar das gastliche Bakundi und nahm Abschied von meinen liebenswürdigen Wirthen Mr. Lewis und Herrn Zweifel.

Wir kamen zuerst durch niedrige Grasfelder, die zunächst mit kleinen Anonen bestanden waren; später, einige Stunden vor Bantadji, wurde dieser Zwergbaum durch die stattliche Fächerpalme verdrängt. Auf diesem Marsche war mir das Vorkommen einer Unmenge von wilden Tauben besonders bemerkenswerth; ich erlegte eine ganze Anzahl derselben, und meine Leute ließen es sich angelegen sein, möglichst viele von diesen aufzufinden, um sich dadurch einen ganz besondern Leckerbissen zu verschaffen.

Am Abend des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers langten wir vor den Thoren des großen, am Kogi-n-Bantadji gelegenen Dorfes Bantadji an. Ueber einen Graben und durch zwei Reihen Wälle kamen wir in das innere Dorf. Auf dem Marktplatze fanden wir hier wieder dieselben Niger-Fullah vor, die wir zuerst in Banyo getroffen hatten. Mit ihren großen Viehheerden weideten sie die saftigen Wiesen am

Bantadjiflusse ab. Bei frischer Kuhmilch und einem Becher schäumenden Palmweins gedachten wir alsbald des Geburtstages Sr. Majestät.

Am nächsten Mittag passirten wir zwischen Nyekule und Shebu den Kogi (d. i. Fluß)-n-Donga in einer Breite von etwa 700 m im Kanoe, und erreichten am selben Abend Shebu am Benuë. Es war ein wundervoller Anblick, als wir bei Sonnenuntergang einige hundert Meter vor der Stadt auf eine Anhöhe gelangten und von hier aus zu unseren Füßen den Fluß wie eine glitzernde Silberschlange sich dahinwinden sahen. Während das diesseitige Ufer hügelig war und an einzelnen Stellen steil zum Flusse abfiel, dehnte sich auf dem rechten Ufer eine weite Tiefebene aus. Die Befestigung von Shebu war auf äußerst sinnreiche Art hergestellt, wie ich sie bisher in Afrika noch nicht gesehen hatte. Vor dem zwei Meter hohen Walle war in der Verlängerung der Böschung desselben ein Spitzgraben ausgehoben, der keinen todten Winkel entstehen ließ, und auf der vordern Seite des Grabens war die ausgeworfene Erde glacisartig vertheilt.

Zum letzten male wurde heute mein Zelt aufgeschlagen, zum letzten male wurden die Wachtfeuer angezündet; denn morgen sollten wir Ibi erreichen. Bis tief in die Nacht hinein saß ich auf meinem Feldstuhl, in Erinnerungen versunken. Ich gedachte der langen, gefahrvollen Reise, meiner schweren Krankheit, von der ich mich wieder erholt hatte, der Zeit, wo ich, an meinem Zustande verzweifelnd, nicht mehr an den glücklichen Ausgang der Expedition glaubte. Jede Einzelheit zog im Geiste noch einmal an meinen Augen vorüber. Mit dankerfülltem Herzen gegen die göttliche Vorsehung, die mich glücklich durch die vielen Gefahren hindurchgeleitet hatte, legte ich mich endlich auf mein Lager. Indeß meine Nerven waren derart aufgeregt, daß bereits die ersten Hähne zu krähen begannen, als mich der Schlaf überkam.

Es war noch völlig dunkel, als es sich schon im Lager zu regen begann. Meine Leute mochte dieselbe freudige Aufregung nicht schlafen gelassen haben. Ungewöhnlich früh waren sie wieder auf den Beinen, besonders die Elmina waren in gehobener Stimmung, da sie von morgen ab wieder auf ihrem Elemente, dem Wasser, arbeiten konnten.

Als der erste Sonnenstrahl auf den thaufeuchten Gräsern glitzerte, hatte ich bereits eine Stunde Weges zurückgelegt, und unaufhaltsam ging es in beschleunigtem Tempo, ohne auch nur einmal Rast zu halten, am Benuë entlang auf Ibi zu. Von weither sahen wir gegen Mittag das blendend weiße Gouvernementsgebäude auf der Höhe liegen, während seitwärts sich das Dorf, dem Flusse abgewandt, ausdehnte. Wir durchschritten das Thor des Ortes und kurze Zeit darauf auch das Thor der Station. Auf dem großen Platze wurde ich von Mr. Mac Intosh, der inzwischen mit seiner Barkasse angelangt war, wiederum auf das freundlichste empfangen.

Von der Veranda des schönen Wohnhauses zeigte mir Mr. Mac Intosh zu unsern Füßen den in stattlicher Breite dahinfließenden Benuë, auf dem regungslos der Dampfer gleichen Namens lag, welcher uns zwei Tage später den Fluß hinunterbefördern sollte. Es war ein wonniges Gefühl, als ich mich zum ersten male wieder in einem breiten, schönen Bett ausstrecken konnte. Es war ein so beruhigender, beinahe einschläfernder Gedanke, nun keine Anstrengung, keinen strapaziösen Marsch und keine Gefahren mehr bestehen zu sollen, den Wasserweg, der zur Küste und damit zur Heimat führte, offen vor uns liegen zu haben.

Am 31. Januar schifften wir uns auf der „Benuë" ein. Meine Leute wurden in zwei zu beiden Seiten des kleinen Dampfers befestigten Barken untergebracht, während Mac Intosh, ich selbst und meine schwarzen Diener auf der Barkasse Platz nahmen. Bis zum Abend wurde durchgefahren und dann

auf einer Insel des Flusses, der eine durchschnittliche Breite von einem Kilometer hatte, zur Rast gelagert.

Die „Benuë" zeigte sich ungemein praktisch gebaut und war eigens für den breiten, aber untiefen Fluß construirt worden. Sie war außerordentlich leicht im Gewicht und sehr flach, hatte eine kleine Maschine auf Deck und wurde durch zwei große Räder am Heck fortbewegt. Ihr Tiefgang betrug nur $^{3}/_{4}$ Fuß. Sie konnte auf diese Weise alle Untiefen, selbst jetzt in der trockenen Zeit, passiren, und kam sie wirklich einmal fest, was bei unserer ganzen Fahrt nur zweimal geschah, so wurde sie mit Leichtigkeit wieder flott gemacht. Dieser kleine Raddampfer ging selbst in der trockensten Zeit bis Ribago hinauf, während in der Regenperiode der Fluß sogar die größten Dampfer, beispielsweise den „Ribago", welcher über 400 Tons faßt, bis zum gleichnamigen Ort — eine Entfernung von ca. 170 deutschen Meilen von der Küste — passiren läßt.

Am vierten Tage der Fahrt kamen wir, nachdem wir an verschiedenen Stationen der Company vorübergefahren waren, von denen Loko die bedeutendste war, in den Niger und zu der hier, dem Einflusse des Benuë gegenüber gelegenen Station Lokodya. Mit Mühe nur konnte die „Benuë" diesen Fluß passiren. Der Charakter des Niger ist ein durchaus anderer als der des Benuë. Er ist schmaler als sein linker Nebenfluß, aber bedeutend tiefer und reißender. Die Fahrzeuge, welche die Company für den Niger verwandte, waren daher tiefgehend und mit starker Maschine montirt.

Die Station Lokodya war auf dem Abhange eines ansteigenden Höhenrückens erbaut. Ueber ihr lagen zerstreut eine englische und eine französische Mission und überdies die Casernements eines Theils der Nigertruppen. Nachdem die beiden Barken mit meinen Leuten von der „Benuë" gelöst und an die Barkasse „Bornu" befestigt waren, fuhren wir am 4. Februar den Niger hinunter.

An zahlreichen Dörfern, welche mit großen Oelpalmenpflanzungen umgeben waren, an vielen Stationen der Company kamen wir vorüber. Am 5. Februar begegneten wir dem Salondampfer des Generalagenten, Mr. Flinth, der „Nufe". Es wurde beigedreht, und Mr. Mac Intosh und ich begaben uns an Bord derselben, wo uns der Generalagent freundlich begrüßte. Wir fuhren alle zusammen nach Abusi zurück. Hier wurde die Expedition auf den Dampfer „Niger" verladen. Auf diesem, uns voraus die „Nufe", dampften wir weiter stromab. Bei Assaba erblickte ich zu meinem Erstaunen auf einer Barkasse die französische Trikolore und erfuhr, daß hier eine französische Expedition lagere, welche unter Führung des Kapitän Mizon* nach Bornu abgehen wolle, daß jedoch Misgeschick und feindliche Ueberfälle im untern Flußlaufe die Expedition bisher aufgehalten hätten. Nähere Einzelheiten über die Ueberfälle und über das Benehmen der englischen Gesellschaft, die trotz der Nigerakte keinerlei Concurrenz hier duldet, erfuhr ich später in Akassa durch den erkrankten Kapitän Sylvester, welcher ebenfalls Mitglied der französischen Expedition war. Thatsache war, daß die Gesellschaft alles darauf anlegte, um die Expedition an weiterm Vordringen zu verhindern. So hatte man den Eingeborenen sogar verboten, an Bord des französischen Dampfers zu gehen und Holz zur Feuerung der Barkasse zu verkaufen. Die theuere Ausrüstung an Barkassen, Booten u. s. w. war somit ohne jeglichen Nutzen.

Wie rücksichtslos es die Company verstanden hat, jedes fremde Element aus dem Flusse zu verdrängen, ist bekannt. Zur Zeit befindet sich außer der Niger Company nur noch eine einzige unbedeutende Firma, die West African Company, im Flusse, und ich vermuthe fast, daß diese Gesellschaft von der

---

* Mizon ist inzwischen im Frühjahr dieses Jahres mit de Brazza am Sangha, einem Nebenflusse des Kongo, zusammengetroffen. Die Expedition hat den Weg über Yola und Ngaundere I dorthin genommen.

Niger Company selbst gehalten wird, um der Welt zu beweisen, daß das Gebiet nicht monopolisirt ist. Im übrigen kann ich alles, was ich von der Company gesehen habe, nur als mustergültig hinstellen und nur hoffen, daß wir uns in unseren Colonien ein Beispiel an dieser Institution nehmen.

An der Spitze der Company steht ein Agent General, unter ihm mehrere Executive Officers, einer für den Benuë, drei für den Niger. Unter je einem Officer befinden sich mehrere District Agents, welchen eine Anzahl Stationen unterstellt sind. Die Chefs der Stationen sind größtentheils Schwarze, die im allgemeinen billiger arbeiten, dem Klima mehr Widerstand leisten und auch mit den Eingeborenen am besten umzugehen wissen. Den Weißen sieht der Neger des Innern mehr oder minder als einen „König" an und verlangt von ihm vor allen Dingen Geschenke. Der ganze Tauschhandel zwischen Europäern und Schwarzen stellt sich daher dort mehr als ein Austausch von Geschenken dar, bei dem erstere, um ihrem Ansehen nicht zu schaden, werthvollere Präsente machen müssen. Mit farbigen Kaufleuten dagegen, mit seinesgleichen handelt der Neger geschäftsmäßig.

Auch die Capitäne der Niger-Flotille sind größtentheils Schwarze. Die Flotte der Company ist, wie schon erwähnt, außerordentlich praktisch und den Eigenthümlichkeiten der beiden Flüsse entsprechend gebaut. Durch die Dampfer und eine Anzahl von Depeschenkanoes, welche tagtäglich hinauf- und hinabgehen, ist eine Verbindung zwischen den einzelnen Stationen und dem Hauptquartier in Akassa hergestellt. Infolge dieser guten Communication können jederzeit auch die Truppen der Company nach allen Seiten hin geworfen werden.

Die Stärke der militärischen Macht wurde auf 600 Mann angegeben. An ihrer Spitze steht ein aus der englischen Armee abcommandirter Major. Die Offiziere sind ebenfalls Europäer. Das Hauptquartier der Truppen befindet sich in Assaba, dagegen

sind noch mehrere kleinere Garnisonen an beiden Flüssen, dem Niger und Benuë, vertheilt. So waren z. B. in Ibi ein Feldwebel und 50 Mann stationirt.

Die Macht der Gesellschaft ist den Eingeborenen gegenüber bereits stark befestigt, nur schienen die größeren Häuptlinge der angrenzenden Staaten den Lockungen der Engländer noch zu widerstehen. So bezieht beispielsweise der Sultan von Sokoto ein Jahresgehalt von 30000 Mark, die von Yola und Gandu ein solches von je 20000 Mark. Trotzdem haben dieselben ihre Selbständigkeit durchaus noch nicht aufgegeben. Ebenso sind die Versuche der Gesellschaft, mit dem Sultan von Bornu in nähere Beziehungen zu treten, vorläufig gescheitert; denn erst einige Wochen vor meinem Eintreffen am Benuë war Mr. Mac Intosh mit einer 350 Mann starken Karavane aus Kuka unverrichteter Sache zurückgekehrt. Aber Zeit und Geld werden schon das Ihrige dazu thun, die Herrschaft der Engländer auch auf diese Gebiete auszudehnen.

Am 7. Februar nachmittags erblickten wir nach so langer Zeit wieder das Meer, und eine halbe Stunde später langten wir in dem Hauptquartier der Company, in Akassa, an. An einer vorspringenden Spitze dicht am Ausflusse des Stromes lag das große Gebäude des Generalagenten, in welchem auch die Wohnung des Regierungsarztes, mehrere Fremdenzimmer und die Beamtenmesse sich befanden. Neben dem Gebäude stand ein meteorologisches und astronomisches Observationshaus; seitwärts standen mehrere Beamtenhäuser, und ganz abseits lagen die Reparaturwerkstätten und sonstige Etablissements für die Flotte. Ein Theil der letztern lag jetzt in der Trockenzeit unthätig oder zur Ausbesserung hier vor Anker. Unter diesen befand sich auch die „Kuka“; an Bord derselben wurden wir untergebracht.

Zunächst gab ich an ein nach der Kabelstation Braß abgehendes Kanoe zwei Depeschen mit. Eine an das Auswärtige

Amt in Berlin mit folgendem Wortlaut: „Ueber Yaúnde, Ngilla, Tibati, Banyo, Ibi Akassa erreicht. In Ngilla Handels- und Forschungsstation angelegt Lieutenant Morgen." Das zweite Telegramm war nach Lagos an die deutsche Firma Gaiser gerichtet. In diesem charterte ich einen ihrer beiden Küstendampfer. Ich hatte eben die Depeschen aufgesetzt, als ein ziehender Schmerz in den Kniegelenken und im Rücken mir das Nahen eines Fiebers meldete. Ich merkte sofort, daß ich es mit einem schweren Anfall zu thun hatte, und schob den Ausbruch desselben wol mit Recht dem Umstande zu, daß mein durch die aufreibende Thätigkeit bisjetzt aufrecht erhaltener Körper nun, zur Ruhe gekommen, mit seinen Kräften auch völlig fertig war. Das Fieber bemächtigt sich des geschwächten Organismus bekanntlich weit mehr. Jedoch wurde auch diesmal meine gute Constitution der Krankheit Herr. Nach fünf Tagen fühlte ich mich bereits, dank der fürsorgenden Pflege des Herrn Flinth und des Company-Arztes, wieder leidlich wohl, und nur die Schwäche der Glieder verrieth noch die überstandene Krankheit.

Am 11. Februar, während wir schon den Gaiser'schen Dampfer zur Ueberfahrt herbeisehnten, kam plötzlich anstatt seiner nur die Besatzung desselben in zwei Booten über See in den Fluß hinein. Der von mir gecharterte „King Tofa" war am Abend vorher auf der Fahrt von Lagos nach Akassa gestrandet, und nur mit Mühe hatte sich die Mannschaft noch retten können. Glücklicherweise lief jedoch am nächsten Tage der englische Dampfer „Roquelle" in Akassa ein, durch den sich uns Gelegenheit bot, endlich nach Lagos zu kommen. Ich begab mich mit meinen Leuten an Bord, und am nächsten Tage verließen wir den Hafen, nachdem ich mich von meinem so zuvorkommenden Wirthe mit den herzlichsten Danksagungen verabschiedet hatte. Wir liefen zunächst Forcados an, wo der Dampfer Ladung übernahm, und am 16. abends warfen wir vor Lagos Anker. Am folgenden Morgen begab ich mich als-

bald an Land, erhob bei der Firma Gaiser die zur Bezahlung meiner Leute nöthigen Gelder und kehrte bei fürchterlicher See an Bord zurück.

Ich fing an auszuzahlen. Als meine Jungens sahen, daß ihr „Master" ihnen den contractlich versprochenen Lohn auf Heller und Pfennig aushändigte, einzelne sogar ein kleines „dash" für besondere Dienste empfingen, waren sie gerührt. Manch einer bat mich, ich möchte ihm wegen dieser oder jener



Lagos.

begangenen Vergehen nicht böse sein, sondern ihn, wenn ich eine neue Expedition unternähme, wieder mitnehmen. Der Anker ging auf, umdrängt von meinen Leuten, von denen jeder meine Hand noch einmal drücken wollte, stand ich am Fallreep. Mir war weh ums Herz. Alle diese übriggebliebenen 90 Burschen, die tausend Gefahren mit mir getheilt hatten, denen ich zum Theil mein Leben verdankte, sie sollte ich niemals wiedersehen. Ich wollte einige Abschiedsworte reden, aber meine Stimme stockte. Da ertönte die Dampfpfeife der „Roquelle", ich winkte noch einmal, „Good bye, master, good bye, master", rief es

von allen Seiten, ich kletterte in mein Boot hinunter, und langsam glitt der Dampfer an mir vorüber. Lange noch sah ich die schwarzen Gesichter an der Bordwand, die regungslos mir nachblickten, und als sie verschwunden waren, stellte ich sonderbare Reflexionen über das menschliche Herz an. Mit Mühe wandte ich schließlich meine Gedanken wieder der nächsten Zukunft zu.

Nach der Stadt zurückgekehrt, wurde ich von den Agenten der Firma G. L. Gaiser, den Herren Wölber und Küderling, in ihrer schönen Behausung herzlich aufgenommen, und ich habe bei ihnen drei reizende Wochen zugebracht.

Lagos ist die älteste Colonie an der westafrikanischen Küste. Seit 1851 in englischem Besitz, hat sie sich außerordentlich schnell entwickelt. Die Eingeborenen, deren Zahl in der Stadt nach der neuesten Zählung über 85000 beträgt, gehören verschiedenen Stämmen an, den Eko, Nango, den Egba, den Jebu u. s. w., Weiße gibt es 150 und Mulatten 81. Von den Weißen sind 81 Engländer, 34 Deutsche, 18 Franzosen, 8 Amerikaner, 4 Italiener, 2 Schweizer, 1 Russe, 1 Portugiese und 1 Spanier. Die Eingeborenen sind auch hier in erster Linie Handelsleute, und zwar bestehen die Producte, die sie verkaufen, aus Palmkernen, Palmöl, Benesit, Baumwolle und Elfenbein. Fünf deutsche Firmen (G. L. Gaiser, Witt u. Büsch, M. Königsdörfer, Barth, Joß u. Comp., Ch. Ungebauer), sechs englische, zwei französische, eine brasilianische und fünf einheimische, d. h. von Schwarzen begründete und geführte Häuser, haben den Handel in den Händen. Den Verkehr mit den Eingeborenen besorgen meist schwarze Agenten.

Mit seinem reichen Hinterland steht Lagos durch unzählige Wasserstraßen in Verbindung, und der Ort selbst besitzt durch die vorliegende Lagune einen guten Hafen. Die Lagune hat zwar einen Ausfluß ins offene Meer, jedoch ist dieser mit der Zeit bereits derart versandet, daß zur Zeit nur noch kleinere

Dampfer bis zu 700 Tons die nur 4 m tiefe Barre passiren können, die größeren müssen auf hoher See vor Anker gehen. Durch diese ungünstige Lage ist das Umladen von einem Dampfer auf den andern ungemein erschwert, ja bei schlechter See manchmal ganz unmöglich. Indessen haben sich auch hier die klugen Engländer zu helfen gewußt, dadurch, daß sie jetzt meist in den 7 Stunden weit entfernten Forcadosarm des Niger ihre großen Seedampfer einlaufen lassen und dort in aller Bequemlichkeit laden und löschen. Hier können die kleinen aus Lagos kommenden Dampfer längsseit gehen und mit der Winde überladen, während vor Lagos auf der See die Dampfer in gewisser Entfernung voneinander liegen müssen und der Verkehr nur mittels ausgesetzter Boote stattfinden kann.

Ebenso wie der rege und geordnete Handel, der hier schon theilweise gemünztes Geld benutzt, so zeugen auch die Anlagen und Gebräuche in Lagos von der Culturarbeit der Engländer. In dem an der „Marina" gelegenen europäischen Viertel erheben sich die Kirchen der vier hier ansässigen Missionen; in der Eingeborenen-Stadt sind nicht weniger als 27 Moscheen errichtet. Das Glaubensbekenntniß der Einwohner, ohne Unterschied der Rassen, vertheilt sich hier wie folgt: 10269 Christen, 21108 Muhammedaner, 54230 Heiden.

Schöne Wege, theilweise chaussirt, auf denen man reiten und fahren kann, sind allenthalben angelegt. Nicht nur Europäer, sondern auch Eingeborene besitzen Pferde und Equipage, letztere meist kleine, aus England eingeführte zweiräderige Wagen. Es macht einen komischen Eindruck, wenn der Herr Doctor, ein Schwarzer, der drei Jahre in England Medizin studirt hat, im elegantesten Anzuge seine Visiten abfährt oder abreitet, oder wenn am „jour fixe" der Frau Gouverneur die schwarzen „ladies" in Sammt- und Seidenkleidern, die kurzen krausen Haare möglichst auf europäische Art frisirt, am Gouvernementsgebäude vorfahren. Diese civilisirten Neger werden bereits alle

mit Mister oder Miß angeredet. Manche junge Dame ist in England erzogen worden und benimmt sich mit bestem Anstand. Der gebildete Neger ist hier schon vollkommen gleichberechtigt mit dem Europäer. Trotzdem kam mir dieser Verkehr mit den Eingeborenen, deren gesuchte Gleichstellung mit den Europäern



Reitgeräth der Haussa und Fullah.

etwas komisch vor, und oft glaubte ich in einer Komödie mitzuspielen, wenn es z. B. bei einer Regatta oder einem Pferdewettrennen plötzlich hieß: „Jetzt möchte ich Sie einmal Miß L. vorstellen, sie ist ein ganz hübsches Mädchen“, und dies Fräulein entpuppte sich dann als eine höchst elegante, aber immerhin etwas aufgetakelte Schwarze, die nachlässig vornehm

zurückgelehnt dasaß und mit gesuchter Langeweile mit ihrem Fächer spielte. Da bemächtigte sich meiner öfters eine unüberwindliche Heiterkeit, und ich mußte alle Kraft dazu verwenden, auf meinen Mienen den nöthigen Ernst festzuhalten.

Jedenfalls war der Aufenthalt in Lagos sehr unterhaltend, und als am 9. März die „Lulu Bohlen“ auf ihrer Reise nach Kamerun auf der Rhede erschien, verspürte ich eigentlich kaum große Lust von hier fortzugehen. Aber die Pflicht rief. Am Mittag nahm ich herzlichen Abschied von meinen gastfreien Wirthen, die mich noch hinaus über die Barre bis an Bord begleiteten, und am Abend dampften wir in östlicher Richtung davon.

Nach zweitägiger Fahrt langten wir am 11. März in Kamerun an, wo man mich bereits für verschollen gehalten hatte. Der ahnungslose Herr Weiler kam an Bord mit den Worten: „Herrgott, leben Sie denn noch?“ Und als ich kurz darauf aufs Gouvernement gehen wollte, begegnete mir der Gouverneur, Herr Zimmerer, und rief ganz überrascht: „Um alles in der Welt, wo kommen Sie denn her?“ „Ueber den Niger aus Adamaua“, lautete meine Antwort.



Factoreien am Kamerunfluß.

Zwanzigstes Kapitel.

Schlußwort.

Zum Schluß des Buches sei eine geographisch-politische Uebersicht des Landes, soweit ich es bereist habe, nämlich vom 10. bis 13. Grad östl. L. von Greenwich und vom 3. bis 8. Grad nördl. Br. gegeben. Ueber 3000 km habe ich im Hinterlande von Kamerun theils zu Fuß, theils zu Pferde, theils im Kanoe zurückgelegt. Ich glaube mir hierdurch eine competente Ansicht über den Werth und die Zukunft dieser westafrikanischen Colonie erworben zu haben.

Wenn ich zunächst die Grenzen ins Auge fasse, so bemerke ich, daß sie zum Theil nur provisorisch festliegen; dies gilt in

erster Linie von der Nordwestgrenze, welche durch das Londoner Uebereinkommen vom Jahre 1886 normirt und durch das deutsch-englische Abkommen vom 1. Juli 1890 bezüglich des Rio del Rey ergänzt ist. Sie geht vom obern Ende des Rio del Rey-Creek nach den Rapids des Old Calabar (Croß River) und von hier in nordöstlicher Richtung nach Yola am Benuë, Yola jedoch außerhalb der deutschen Interessensphäre lassend.*

Es gibt anderwärts wol kaum eine Grenzlinie, die für den einen Theil so vortheilhaft, für den andern so nachtheilig gezogen ist, wie diese unsere Nordwestgrenze. Zunächst in geographischer Beziehung geht sie, anstatt auf den Wasserscheiden entlang, quer über die Flüsse hinweg, uns die oberen, nicht schiffbaren Theile, den Engländern die unteren schiffbaren Theile überlassend. Insbesondere erscheint die Grenze aber in politischer Beziehung höchst unzweckmäßig. In einem so wohlorganisirten und so gut disciplinirten Staate wie Adamaua, an dessen Spitze ein absoluter Autokrat steht, kann man unmöglich das Haupt von den Gliedern trennen, d. h. die Hauptstadt mit dem Häuptling unter die eine, das ganze übrige Land unter die andere Schutzherrschaft stellen. Uns gehört das ganze Land, aber wir werden nie Einfluß auf dasselbe erlangen, wenn nicht die Hauptstadt in unser Schutzgebiet hineingezogen wird.

Die Südgrenze Kameruns wurde durch das Abkommen mit Frankreich vom 24. December 1885 derart festgesetzt, daß wir uns der Einmischung zu enthalten hätten südlich einer Linie, welche von der Mündung des Campoflusses ausgehend, denselben aufwärts bis zum 10. Grad östl. L. von Greenwich verfolgt und von diesem Punkte ab parallel zum Breitengrad bis zum 15. Grad östl. L. von Greenwich läuft. Hieraus zu folgern, daß dieser 15. Längengrad unsere Ostgrenze bilden soll, ist völlig

* Die Verhandlungen über die genaue Abgrenzung am Rio del Rey-Becken sind auch jetzt noch nicht zum Abschluß gelangt.

verkehrt. Ich denke, daß Deutschland hier seine Rechte in der vollkommensten Weise wahren wird. Das weitere Hinterland direct hinter unserer Küste gehört nun einmal von der Natur zu uns und eine Ostgrenze, die vom Tsadsee Shari-aufwärts und dann zum Knie des Ubangi läuft, dürfte die naturgemäße sein.

Und nun die vertikale Gliederung Kameruns: Von der Küste ausgehend, trifft man zunächst eine Tiefebene an, welche zum Theil, beispielsweise im Malimba- und Klein-Batangagebiet, reines Alluvialland ist, zum Theil, wie in Groß-Batanga und Kribi, felsigen Untergrund hat. Aus dieser Tiefebene steigt eine einzige, allerdings sehr respectable Erhebung auf, das Kamerungebirge mit dem Großen Kamerunberg, welcher eine Höhe von 3960 m, also 60 m mehr als der höchste deutsche Berg, der Ortler, erreicht. Der Kamerunberg wirkt indessen viel imposanter als dieser, da man ihn vom Wasserspiegel aus, von der Bucht von Victoria, in seiner ganzen absoluten Höhe vor sich sieht, während man den Ortler doch immerhin von einem mindestens 1000 m hohen Standpunkt aus erblickt, seine relative Höhe also um so viel geringer ist.

Aus dieser Tiefebene steigt man in zwei schroffen Terrassen auf das innerafrikanische Plateau auf, welches eine durchschnittliche Seehöhe von 750 m aufweist. Durch die Schroffheit der Terrassen ist leider die Nichtschiffbarkeit sämmtlicher Flüsse des Kamerungebietes im Mittel- oder Oberlauf bedingt.

Die Flüsse Kameruns sind in vier Gruppen zu theilen. Zunächst der Nordgrenze das Aestuar des Rio del Rey, ferner die in das Kamerunbecken mündenden Mungo, Wuri mit Abo, Lungasi und Donga. Die dritte Gruppe bildet der Hauptstrom Sannaga mit seinem bedeutenden rechten Nebenfluß Mbam. Er mündet in drei Armen, Bungo, Bengo und Kwakwa südlich Kamerun. Wie mächtig dieser Fluß ist, geht wol aus der Thatsache hervor, daß der südlichste dieser drei Arme an der Mündung eine Breite von 1300 m hat. Die

vierte Gruppe bilden der Lokundye, Nyong, Kribifluß, Wasserfallfluß und der Grenzfluß Campo. Von allen diesen Flüssen reichen jedoch nur der Sannaga mit seinem rechten Nebenfluß Mbam und der Nyong auf das innerafrikanische Plateau hinauf. Die beiden ersteren kommen aus Adamaua, der letztere aus der Gegend südöstlich der Yaúndestation. Alle übrigen Flüsse haben ihren Ursprung in den Terrassen.

Beim Passiren dieser Terrassen bilden die Flüsse Stromschnellen und Katarakte. So der Sannaga beim Durchbrechen der ersten Terrasse die Herbertfälle, an der zweiten die Edeafälle, und der Nyong die Tappenbeckschnellen bezw. die Neven Du Montfälle.

Die Schwierigkeiten, diese Fälle auf dem Landwege zu umgehen, sind bei weitem nicht so groß und bedeutend wie beispielsweise am Kongo, wo große Felsmassen gesprengt und fortgeräumt werden mußten, um die zur Umgehung der Fälle nothwendige, 170 km lange Eisenbahn von Matadi nach Stanley-Pool zu legen.

Die vorerwähnte Küstenebene und der Aufstieg zum Plateau sind größtentheils mit Urwald bestanden, dessen Dichtigkeit ein Passiren nur auf den durchschneidenden Flüssen, einzelnen Elefantenfährten und den von den Eingeborenen hergestellten schmalen Pfaden zuläßt. Der Urwald besteht aus großen Baumwollbäumen und anderen Baumriesen, völlig undurchdringlich gemacht durch zahllose herunterhängende, sich von Stamm zu Stamm schlingende Lianen mannichfaltigster Art, durch Unterholz und Farrnkräuter.

Das Plateau ist lediglich Savanne. Der Uebergang aus dem Urwald in diese Savanne geschieht an den meisten Stellen nicht plötzlich, sondern durch ein Uebergangsstadium, die Parklandschaft. Gras- und Buschstreifen wechseln hier miteinander ab; erstere auf den Höhen, letztere in den Thälern, an den Flußläufen entlang, an denen sie besonders bei tief eingeschnittenen

Ufern sich zu schönen Galeriewäldern entwickeln. Die Savanne ist größtentheils durchsetzt mit der Anona senegalensis, jenem kleinen afrikanischen Krüppelbaum, der etwa mit unserm verkümmerten Pflaumenbaum Aehnlichkeit aufweist. In der Savanne zu beiden Seiten des Sannaga, besonders auf dem rechten Ufer, ist die Anona ersetzt durch die Fächerpalme (Hyphaene), welche, wenn auch nur vereinzelt aus der Ebene herausragend, doch durch ihren schönen, schlanken Wuchs und die großen, dachförmigen Kronen mit den daranhängenden gelben Früchten eine erwünschte Abwechselung in der Scenerie hervorruft. — Ueberhaupt ist Kamerun reich an Palmen, und sie sind wol nicht allein die schönsten, sondern auch die ergiebigsten Pflanzen des Landes. Außer der Fächerpalme trifft man, allerdings nur so weit die Seebrise reicht, die Kokospalme (Cocos nucifera) an, deren Milch eine höchst angenehme Erfrischung abgibt und deren Schale auch zu einem Handelsartikel (Copra) verwandt wird. Ich habe im weitern Hinterlande kein einziges Exemplar dieser Species angetroffen. Nur etwa zehn Tagereisen von der Küste hält sich noch die Kokospalme. Es ist ein sicherer Beweis für den aus dem Innern zurückkehrenden Reisenden, daß er nicht mehr weit von der Küste entfernt ist, wenn er die erste Kokospalme antrifft. Noch wichtiger als diese ist die sowol an der Küste als auch im Innern, und zwar hier oft in großen Hainen auftretende Oelpalme (Elaëis guineensis). Sie liefert die Haupthandelsproducte Kameruns, Palmkerne und Palmöl; aus ihrem Saft verschafft sich der Neger sein berauschendes Lieblingsgetränk, den „Mimbo“. Außer diesen drei Arten gedeiht an vielen sumpfigen Stellen noch die Weinpalme, auch Bambupalme genannt (Raphia vinifera). Ihre langen und elastischen Blattrippen werden von den Eingeborenen vorzugsweise als Dachsparren und Tragstöcke benutzt, auch ihr Saft wird, wie der Name verräth, gern getrunken.

Von vielen nutzbaren Farbhölzern absehend, will ich an dieser Stelle besonders ein Gewächs hervorheben, das nach meiner Ansicht nächst der Oelpalme die größte Zukunft hat. Es ist die Gummiliane (Landolphia). Ich habe an vielen Stellen des Urwaldes diese Schlingpflanze massenhaft angetroffen; die Eingeborenen hatten jedoch meistens von dem Werthe ihres Saftes keine Ahnung. Man müßte mit der Ausnutzung jedenfalls vorsichtiger beginnen, als dies in der Küstenregion geschieht. Hier haben die Eingeborenen, um möglichst viel zu produciren, die Lianen nicht angeschnitten, sondern, um im Augenblick viel Saft zu erlangen, die Pflanzen durchschnitten und dadurch für die Zukunft getödtet. Ich halte es daher für angebracht, daß man da, wo die Gummigewinnung betrieben werden soll, dies unter der Aufsicht eines erfahrenen Europäers geschehen läßt.

Neben diesen Nutzpflanzen existiren in Kamerun sicherlich noch eine Unmenge von Kräutern, die für die Pharmacie von großer Bedeutung werden könnten. Es sind mir besonders die vielen aus Pflanzensäften hergestellten Medicinen der Eingeborenen aufgefallen. Wiederholt habe ich die Wirkungen derselben bei Erkrankungen, als Gegengift bei Schlangenbissen und Verwundungen mit vergifteten Pfeilen beobachtet.

Die üppige Vegetation im Kamerungebiet wird neben der tropischen Feuchtigkeit der Luft durch die Bodenverhältnisse bedingt. Der Boden ist archäischen Alters und besteht in der Hauptsache aus Graniten und Gneisen. Durch den atmosphärischen Einfluß und durch die Einwirkung der emporschießenden Pflanzen ist die Oberfläche des Urgesteins an den meisten Stellen zersetzt worden und hat eine mehr oder minder tiefe Lehmschicht gebildet, den rothen Laterit, der nicht allein sehr eisenhaltig ist, sondern auch in den nassen Jahreszeiten einen vorzüglichen Fruchtboden abgibt.

Nördlich von der Yaúndestation, vor allem aber im südlichen

Adamaua, tritt wiederholt nacktes Urgestein zu Tage, ragen aus dem Boden starre Felsblöcke, deren Oberfläche außer ihrer porösen Beschaffenheit keinerlei Spuren der Zersetzung aufweist.

Ebenso reich wie die Flora Kameruns ist auch seine Fauna, die um so belebter wird, je weiter man in das Innere eindringt. Bereits gelegentlich der Beschreibung der Yaúndestation habe ich von den dort auf dem Plateau vorkommenden zahlreichen Gattungen berichtet.

Während ich an der Küste, besonders in dem dieselbe vom Innern absperrenden Urwalde lediglich das Vorhandensein vereinzelter kleiner Zwergantilopen, einzelner Elefanten und allerdings einer Menge von Affen- und auch Papagaienarten constatirt habe, traf ich auf dem innern Plateau, in der Savanne, besonders in den wasserreichen Thälern am obern Sannaga Heerden von nahezu 200 Stück großer Pferde- und Kuhantilopen, ebenso Büffel und Elefanten in Trupps von fünf und sechs Stück an. Gerade letzteres Thier ist in unserm Hinterlande mehr vertreten als man annimmt. Wenn ich auch der Ansicht bin, daß mit der Zeit bei der zunehmend bessern Bewaffnung der Eingeborenen der Elefant in Afrika ausgerottet werden, der kostbare Artikel Elfenbein also mit der Zeit aus dem Handel verschwinden wird, so ist dieser Zeitpunkt doch nicht in allzu große Nähe gesetzt zu denken; es dürfte doch wenigstens noch ein Jahrhundert vergehen, ehe man vom Aussterben des Elefanten wird sprechen können. Die Eingeborenen sind zur Zeit mit ihrer größtentheils schlechten Bewaffnung nicht in der Lage, diesem Thiere zu Leibe zu gehen. Dagegen ist in den nördlicheren Adamauagegenden, wie ich mich auf meiner zweiten Reise überzeugt habe, der Elefant durch die guten Waffen der Muhammedaner fast ausgerottet. Die fortschreitende Civilisation ist auch hier in ihrer Gewinnsucht der Vernichter dieses nutzbringenden Thieres.

Einen interessanten Vierfüßler möchte ich noch erwähnen,

der in den oberen Savannen vereinzelt auftritt; es ist dies das Gnu (Catoblepas gorgon). Ich habe von diesen Thieren immer höchstens zwei oder drei Stück zusammen gesehen und zwar merkwürdigerweise stets in der unmittelbaren Nähe von Antilopenheerden. Auch konnte man deutlich erkennen, daß sie stets die ersten waren, die beim Anmarsch unserer Karavane „sicherten“. Es hatte fast den Anschein, als ob diese dickköpfigen Thiere mit den seitlich ausstehenden Hörnern als Vorposten ausgesetzt seien.

Einen selten schönen, langhaarigen, schwarz-weiß gestreiften Affen (Colobus occidentalis) trafen wir in Südadamaua an. Die Ngillaleute hatten sich durchgängig aus diesem Fell die Ueberzüge über die Pulverpfannen ihrer Feuersteingewehre gefertigt. Weniger schön war der in Nordadamaua vorkommende Hundspavian.

Raubthiere kommen im Hinterlande von Kamerun in fast allen in Afrika vertretenen Arten vor. In der Sannagaregion ist der Leopard weit verbreitet, im Norden dagegen, nach dem Benuë zu, haben der Löwe und die Hyäne ihr Feld behauptet. Schlangen habe ich wenig beobachtet und diese wenigen hauptsächlich in der Nähe der Küste. Von den Eingeborenen wird nur eine kleine, etwa drei Viertel Meter lange schwarze giftige Natter gefürchtet, welche den in ihre Nähe kommenden Menschen anspringt und durch ihren Biß tödten kann. Dagegen sind alle größeren Flüsse unangenehm bevölkert mit einer großen Anzahl von Krokodilen, welche sich zwischen den mächtigen Flußpferden herumtummeln und das Baden in diesen Flüssen höchst gefährlich machen.

Belästigende Insekten sind, wie in allen tropischen Gegenden, in Millionen von Exemplaren und in Tausenden von Arten vorhanden. Am Tage sind es die Cycaden, welche dem Reisenden mit ihrem unerträglich durchdringenden Gezirpe die Nerven zu zerreißen drohen; am Lagerplatz, am Wasser, fallen

die Moskitos und Fliegen über den Ruhebedürftigen her, und in der Nacht hat uns so manchesmal der Ruf: „Die Ameisen kommen!“ aus dem Schlaf und vom Lager gescheucht, um durch Feuerbrände und Streuen von Asche nur möglichst schnell diese in breiten Colonnen anrückenden, alles zerstörenden Insekten zu vertreiben.

Die bekanntesten Vogelarten habe ich bereits bei der Beschreibung der Yaúndestation aufgeführt; ich habe dieselben auch weiterhin in der Savanne vorgefunden. Nur in Adamaua fielen mir drei neue interessante Vögel auf. Es war dies der Macrodipteryx longipennis, dessen beide aus den Flügeln lang nach hinten herausstehenden Federn wie zwei den fliegenden Vogel begleitende Trabanten erscheinen. Ferner lenkte ein schöner, schwarz und weiß gefiederter Adler (Spizaëtus coronatus), welcher von weitem unsern Marsch verfolgte, meine Aufmerksamkeit auf sich. Schließlich traf ich im nördlichen Adamaua (Banyo, Gasheka, Bakundi) den Aasgeier (Neophron pileatus) in Scharen an.

Ueber die Bewohner Kameruns habe ich gelegentlich der ethnographischen Grenzen am obern Sannaga bereits erwähnt, daß zwei gänzlich verschiedene Gruppen hier im Hinterlande zusammentreffen. Es sind die muhammedanischen Sudanneger und die heidnischen Bantu. Ueber ihre Eigenarten habe ich schon berichtet. Ich will hier nur noch hinzufügen, daß für die Cultivation der Bantu entschieden geeigneter als der Sudanneger ist. Wenn der Reisende auch besser bei den auf höherer Culturstufe stehenden muhammmedanischen Völkern aufgenommen wird, der Bantuneger hingegen vielfach seine Habgier in der offensten Weise zu Tage treten läßt, so ist letzterer doch bei der richtigen Behandlung erziehungsfähiger und fügt sich leichter dem Europäer. Er ist auch arbeitsfähiger, wogegen der Sudanneger seinem alten Hange zur Trägheit nachgibt und selbst seine Farmen nicht selbständig,

sondern durch gefangene Sklaven bearbeiten läßt. Glücklicherweise ist ihr Schicksal bereits besiegelt; denn bei der unnatürlichen Vertheilung der Weiber geht ihre Bevölkerungsziffer in rapider Weise zurück. Der Häuptling von Tibati hatte von mehreren hundert Weibern nur zwei Kinder und viele Hunderte seiner Sklaven besaßen keine Weiber und keine Kinder.

Was im allgemeinen die geistige Befähigung des Negers betrifft, so wird dieselbe meistens unterschätzt. Auch ich habe im Anfange lebhaft an den innigen Zusammenhang gerade dieser schwarzen Menschenkinder mit dem Affen geglaubt. Anatomisch finden sich ja auch viele Beweise für den Darwinismus, besonders sind es die langen Finger, die langen Zehen und Daumen, welche an die Greifkraft der Affen beim Klettern erinnern. Diese darwinistischen Ansichten haben ja neuerdings wieder durch den englischen Forscher Dr. Robinson auf dem Gebiet der vergleichenden Morphologie neuen Anhalt gefunden. Seine diesbezüglichen Versuche zur Beurtheilung der Greifkraft des Säuglings sind dafür schlagende Beweise. Trotzdem nun der Neger vielleicht mehr an die Urabstammung erinnert als der Europäer, darf man doch seine geistige Capacität nicht unterschätzen. Mir hat es geschienen, als ob der Durchschnittsneger ganz auf derselben Stufe stände als der Durchschnittskaukasier.

Ich führe zwei Beispiele an: Ich kaufte von Ngilla einen zwölfjährigen Sklavenknaben, dessen zuthunliches Wesen mir aufgefallen war, für einige Faden Zeug frei. Von der Reise aus dem Innern zurückgekehrt, sandte ich ihn im März 1890 mit dem Woermanndampfer nach Hamburg und von da nach Berlin. Der Knabe sprach weder irgendeine europäische Sprache, noch konnte er selbstverständlich lesen oder schreiben. Nach einigen Wochen Privatunterricht im Deutschen wurde er in die Gemeindeschule gebracht. Dort traten seine Fähigkeiten und sein Fleiß derart zu Tage, daß er meist den ersten Platz in der Klasse behauptete, und daß ich, als ich fünf Viertel-

jahre später in der Heimat eintraf, in ihm einen elementar gebildeten Menschen vor mir sah.

Der zweite Fall betrifft meinen Diener Zampa, den ich zur Anerkennung für seine mir auf beiden Reisen erwiesene Treue in Deutschland erziehen lasse. Er traf im Juni 1891 in Berlin ein. Im Juli begann sein Unterricht bei dem Dorflehrer in Cladow bei Spandau. Bis dahin konnte er außer mehreren Negersprachen nur etwas englisch sprechen. Nach vier Monaten bereits sprach, las und schrieb der Junge, wenn auch mit einigen orthographischen Fehlern, so doch ganz geläufig deutsch. Als Beweis füge ich drei von ihm ohne Anleitung geschriebene Briefe bei:

I.

Cladow, den 1. November 1891.

Mein lieber Herr Lieutenant Morgen,

Ich will nicht hierbleiben in Cladow, ich will Dein Diener bleiben in Berlin. Bitte Herr Lieutnant, laß Dein Zampa nächsten Sonntag taufen.

Grüße Frau Lieutnant von

Dein Zampa.

II.

Cladow, den 12. November 1891.

Lieutnant Morgen

ich möchte gerrn nach Berlin und Ihr und Frau Leutnant Diener sein. Ich will nicht diesen Winter in Cladow bleiben; viele Grüße von

Ihrem Zampa.

III.

Cladow, 15. November 1891.

Bitte Herr Lieutnant Morgen

Dein lieber Zampa friert bei Herrn Hoffmann Auf kaltem Boden. Nimm mich bald nach Berlin mit Zu Dir. ich will

Dir und Deiner Frau dienen. Ich will, ist, das Herr Prediger mich am Sonntag tauft. Am Montag will ich nach Berlin und Diener für Sie und Ihre Frau sein. Zampa weint, wenn er hierbleiben soll. Schreiben Sie mir bitte, wie Sie und Ihre Frau sagen. Mit vielen Grüßen an Sie und Ihre Frau bin ich

Dein Zampa.

Ueber die Stärke der einheimischen Bevölkerung Kameruns fehlt bei der noch unzureichenden Erforschung des Innern und bei der noch nicht festgelegten Ostgrenze jeglicher Anhalt. Das Plateau und die nächste Küstenregion, besonders an den Flußläufen entlang, sind am stärksten bevölkert. Bisjetzt hat man lediglich die zu beiden Seiten des Kamerunflusses lebenden Dualla nach den Angaben der Häuptlinge geschätzt. Das Ergebniß, welches jedoch keineswegs die Genauigkeit einer Volkszählung beanspruchen darf, wies eine Seelenzahl von 20000 auf. Die Dualla, wie die an den Tributären des Kamerunflusses sitzenden Mungo, Abo, Wuri, Dibombe und die am Malimbafluß angesiedelten Malimba, Bakoko und Edea, ferner die im Süden des Schutzgebietes ansässigen Batanga sind lediglich Handelsleute, dagegen ist die Beschäftigung der im Nordbezirk (Victoria) lebenden Stämme, besonders der die Abhänge des Kamerungebirges bewohnenden Bakwili und Bamboko Viehzucht, Jagd und Ackerbau. Sie stimmen in dieser Hinsicht, ebenso wie in ihrem kriegerischen Charakter, mit den Stämmen des Innern überein, von denen nur die friedliebenden Yaúnde eine Ausnahme machen.

Die Pflanzungen der Eingeborenen bestehen in dem Anbau der für das tägliche Leben nöthigen Pflanzen: Planten, Bananen, Koko (Colocasia antiquorum), Yams, süße Kartoffeln, Erd- und Grundnüsse, (Arachis hypogaea und Voandzeia subterranea), Kokosnüsse, Zuckerrohr, Pfeffer, — bei den

Sudannegern hauptsächlich Mais, Durrahkorn (Sorghum) und Reis. Auch Früchte werden cultivirt, wie Orangen, Ananas, Citronen, Mangos, Melonen und der Brotfruchtbaum.

Die Viehzucht wird an der Küste nur noch wenig betrieben; kleines Rindvieh, glatthaarige Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner sieht man hier im allgemeinen in schlechter Qualität und geringer Quantität, wogegen die Stämme des Innern große Schaf- und Ziegenheerden und die Muhammedaner stattliches Rindvieh (Bos zebu *Brooke* und Bos galla *Salt*) und auch Pferde züchten.

Eine Industrie ist noch kaum vorhanden; im Hinterlande beschränkt sie sich auf die Anfertigung von Waffen und Zeugen und an der Küste fehlt sie fast gänzlich, da auch diese Artikel weit bequemer und vollkommener aus den europäischen Factoreien bezogen werden können.

Die europäische Bevölkerung im Kamerungebiet bezifferte sich im Jahre 1891 auf 156 Männer und 10 Frauen. Diese Zahl vertheilte sich auf die einzelnen Staatsangehörigen wie folgt: 109 Deutsche, 31 Engländer, 4 Schweizer, 4 Nordamerikaner, 1 Spanier und 17 Schweden. Die Thätigkeit der letzteren, welche am Fuße des Kamerungebirges in Bibundi angesessen sind, ist eine besonders anerkennenswerthe. Abgesehen von ihrem Geschick als Handelsleute beweisen sie ein seltenes Talent im Umgang mit den Eingeborenen, und infolge ihrer großen Enthaltsamkeit bieten sie dem Klima besser als die übrigen Europäer Trotz. Die meisten treten erst nach einem Aufenthalte von fünf Jahren einen Erholungsurlaub in das gemäßigte Klima an, während die anderen Kaufleute in der Regel nur auf drei Jahre sich contractlich binden, und viele von ihnen oft schon früher heimreisen. Von den 156 männlichen Weißen waren 30 als Regierungsbeamte, 82 als Kaufleute, 24 als Missionare, 7 als Pflanzer, 5 als Seeleute, 4 als Maschinisten, 3 als Naturforscher und 1 als Feldmesser thätig.

Der Abgang an Europäern betrug im Jahre 1891 im ganzen 56, wovon 19 Personen starben — 9 hiervon jedoch eines gewaltsamen Todes — und 37 ausgewandert, bezw. zur Erholung nach Europa gereist waren.

Der Zuwachs bestand in 84 Neuzugezogenen und einer Geburt, sodaß im ganzen ein Zuwachs von 29 Personen zu constatiren war.

Die Wohnsitze der Regierungsbeamten sind in Kamerun selbst, ferner in Victoria (Nordbezirk), Kribi (Südbezirk), Campo-Zollstation, Edeastation am Sannaga, Balingastation am Mbam, Yaúndestation (Südexpedition) und Baliburg (Nordexpedition). Die 82 Kaufleute sind längs der ganzen Küste angesiedelt; zum Theil sind sie bis auf 80 km ins Innere vorgedrungen (Edea und Mijimbi). Die Haupthandelsplätze sind Kamerun selbst, Groß- und Klein-Batanga. Deutsche Firmen sind im Gebiete etablirt: Woermann u. Comp., Jantzen u. Thormählen, Randad u. Stein, Baseler Missionsagentur, Bauck u. Duerkoop und A. Lubcke u. Comp.; englische Firmen: Rider Son u. Andrew, R. und W. King, Lucas Brothers u. Comp., John Holt u. Comp., David Jones u. Comp., Adolph Herschel, Ambas Bay Trading Company, Hatton u. Cookson und die schwedische Firma Knutson, Valdau u. Heilborn. Die 24 Missionare gehören den beiden deutschen Missionen, der Baseler Mission (evangelisch) und den Pallotinern (katholisch), der Baptisten- und der amerikanischen Mission an. Die Pflanzer vertheilen sich auf die an der Kriegsschiffbucht und bei Bimbia gelegenen Plantagen der Kamerun-Land- und Plantagengesellschaft und die in Bibundi und Dibundja thätigen Tabacksbaugesellschaft Jantzen, Thormählen und Dollmann.

Das Leben in den Tropen ist für den Europäer in erster Linie durch das Klima vorgeschrieben. Das Klima Kameruns wird in Deutschland schlimmer dargestellt, als es thatsächlich ist. Es sind vornehmlich zwei Krankheiten, gegen welche wir hier,

wie überhaupt in den Tropen, zu kämpfen haben: die Malaria und die Dysenterie.

Das Plateau ist im allgemeinen fieberfrei. Ich selbst habe dort nie an Malaria gelitten, und mein Assistent, der Botaniker Zenker, der jetzt fast drei Jahre auf der Jaúndestation ist, hat nur einen einzigen Anfall und zwar gleich im Anfang seines Aufenthalts durchgemacht. Derselbe war wol auch noch eine Folge des anstrengenden Marsches von der Küste. Besonders gesund für den Europäer wird das Klima auf dem Plateau durch die Abkühlung der Luft in der Nacht. Sie erzeugt vor allem einen gesunden erquickenden Schlaf, der an der Küste vielfach gestört ist; denn hier sinkt die Temperatur des Nachts kaum unter 18° C., während sie auf dem Plateau in den meisten Fällen unter 10° herabgeht. Das viel ungesundere Klima an der Küste wird aber hauptsächlich hervorgerufen durch die in der Ebbezeit ausdünstenden Ablagerungen und die in der Region des Brackwassers zahlreich wachsenden Mangrovebüsche. In ihnen sammeln sich die Fiebermiasmen, welche, eingeathmet, jene Malariaanfälle hervorrufen, deren einzelnes Auftreten von einem kräftigen Menschen leicht überwunden wird, deren wiederholte Attaken jedoch das perniciöse Fieber erzeugen, welches in vielen Fällen einen tödlichen Ausgang hat.

Das gewöhnliche Malariafieber spielt sich meistens in drei Stadien ab und ist in wenigen Tagen überwunden, nur noch eine kurze Zeit lang eine Schwäche in den Gliedern zurücklassend. Bei mir begann jedesmal das Fieber mit einem ziehenden Schmerz in den Fingerspitzen, in den Kniegelenken und im Kreuz. Als Nebenerscheinung stellte sich totale Appetitlosigkeit ein. Zwei Stunden nach den ersten Anzeichen begann das erste, das Froststadium. Mit klappernden Zähnen hüllte ich mich in mehrere wollene Decken und erwartete in Ergebung das zweite Stadium, die Hitze. Dieser folgte alsdann die Erlösung, der Schweiß; die Temperatur ging her-

unter, und der Appetit stellte sich allmählich wieder ein. Die Zeit der Erkrankung währte etwa fünf Stunden und fiel bei mir meist in die Nachmittagsstunden. Am folgenden Tage zur selben Stunde begann das Fieber von neuem, jedoch nicht, ohne daß ich der Schwere dieses Anfalls durch eine Dosis Chinin von mindestens 1 g vorgebeugt hätte. Der dritte Tag brachte mir in der Regel ein so leichtes Fieber, daß ich mich nicht mehr niederzulegen brauchte. Oefter trat das im Körper sitzende Malariagift nicht in Form eines Fiebers, sondern als sogenannte verkappte oder larvirte Malaria in allen möglichen Formen auf. Kopf- oder Zahnschmerzen sind häufig Malariaerscheinungen und vergehen durch den Gebrauch von Chinin.

Wie schon oben erwähnt, sind diese Fälle fast nie tödlich; lebensgefährlich ist erst das perniciöse Fieber, bei welchem bereits eine Blutzersetzung eintritt und wo oft die größten Dosen Chinin, schließlich in flüssigem Zustande als subcutane Injection angewandt, nichts mehr helfen. Die heilsame Wirkung des Chinins bei gewöhnlichem Fieber ist dagegen eclatant. Leider wird aber auch mit diesem Mittel Misbrauch getrieben. Man glaubt nämlich durch regelmäßiges Einnehmen von Chinin, und zwar großer Dosen, jedem Fieber vorzubeugen, gewöhnt aber dadurch den Körper derart an das Mittel, daß er im geeigneten Moment nicht mehr darauf reagirt. Ich kannte einen Arzt, der zweimal in der Woche je 1 g Chinin nahm, und als schließlich ein stärkeres Fieber ihn überfiel, konnten selbst die kräftigsten Dosen die Temperatur nicht herabmindern, und er erlag der Krankheit. Dabei will ich die Prophylaxis im allgemeinen nicht verdammen. Ich selbst habe Chinin prophylaktisch genommen, allerdings nur, wenn eine Ursache dazu vorhanden war, beispielsweise nach sehr anstrengenden Märschen oder nach dem Uebernachten an ungesunden, sumpfigen Plätzen. Meine Dosis betrug jedoch in solchen Fällen höchstens ein halbes Gramm.

Die zweite in den Tropen endemische Krankheit ist die Dysenterie, die Ruhr. Der Unterleib neigt in den Tropen mehr zur Erkrankung als im gemäßigten Klima. Jedoch ist bei dieser Krankheit in vielen Fällen ein Diätfehler die causa movens. Man kann eben in den Tropen dem Körper, speciell dem Magen, nicht dasselbe zumuthen wie in der Heimat. Am besten schützt man den Unterleib gegen derartige Erkrankungen durch das Tragen einer wollenen Leibbinde. Zur Bekämpfung der Krankheit verschreibt man wol Opium und Dower'sches Pulver, jedoch nützen diese Medicamente nur bei acuten Fällen. Bei hartnäckigem, chronischem Charakter muß der Kranke vor allem eine entsprechende Diät halten, am besten Reis oder nur Reisabkochung zu sich nehmen, eine Nahrung, die nebenbei in Afrika leicht zu erlangen ist, da sie nicht nur für die Arbeiter an der Küste eingeführt wird, sondern da auch die Eingeborenen im Innern vielfach Reis pflanzen. Nützt diese milde Diät nichts, so kann nur noch Luftveränderung retten.

Wie gesagt, kennt man in den Tropen eigentlich nur diese beiden Krankheiten, von einzelnen unschuldigen Hautkrankheiten abgesehen, die nicht gefährlich, sondern lediglich lästig sind.

Die in Kamerun, wie überhaupt in den Tropen, vorkommenden Hautkrankheiten, der „Rothe Hund" (prickly heat), „Ringwurm", eine Flechtenart, und „Krokro" haben absolut keinen gefährlichen Charakter. Wie bei der Malaria das Chinin, so ist hier, zumal bei „Krokro", der Perubalsam ein sicheres Bekämpfungsmittel. Die Hautkrankheiten, insbesondere der „Rothe Hund" werden auch häufig durch unzweckmäßige Kleidung hervorgerufen. An der Küste, wo die feucht-warme Luft die Schweißdrüschen der Haut fortwährend reizt, soll man keine wollenen Stoffe auf der Haut dulden. Leinwand, Shirting, gestrickte Baumwolle sind das beste Material für Unterzeuge und auch für Anzüge. Daß Reinlichkeit der Haut, tägliche Bäder

auch das ihrige thun, um das Wohlbefinden zu erhöhen, braucht wol nicht erst besonders ausgeführt zu werden.

Gefährliche Krankheiten, die in den gemäßigten Klimaten soviel Unheil bringen, beispielsweise Erkrankungen der Respirationsorgane, existiren in den Tropen nicht. Im Gegentheil erholen sich hier bekanntermaßen viele Menschen, die früher brust- und lungenkrank waren, und heilen sich vollkommen aus. Aber auch die Zahl der Krankheits- und Todesfälle der beiden endemischen Krankheiten ist nicht so hoch, wie vielfach angenommen wird; sie würde eine noch geringere sein, wenn die Gesunden naturgemäßer lebten und die Kranken mehr Rücksicht auf ihren Zustand nähmen. Wenn ein Afrikaexpectant glaubt, sich vor seiner Abreise aus Europa durch Hungerkuren kasteien und auf das afrikanische Leben vorbereiten zu sollen, so befindet er sich in gewaltigem Irrthum. Je kräftiger der in den Tropen anlangende Europäer ist, desto besser widersteht er den schädlichen Einflüssen des Klimas. Ist ein Europäer so thöricht und will es dem Neger in der Lebensweise gleichthun, geht er beispielsweise ohne Hut in der brennenden Sonne herum, so übersieht er eben, daß die Natur dem Neger den Schutz in seinem dicken Wollhaar gegeben hat, das mit der Undurchlässigkeit des dicksten Filzhutes concurriren kann. Wenn er die schwere und übermäßig gepfefferte Nahrung des Eingeborenen ausschließlich genießen will, so vergißt er, daß dieser von Kind auf an diese Kost gewöhnt ist. Uebertriebener Geschlechts- und Alkoholgenuß thun auch das ihrige, um den Körper seiner so nothwendigen Widerstandsfähigkeit zu berauben. Man kann annehmen, daß ein großer Theil der hohlwangigen, kachektischen Individuen, denen der Tod auf dem Angesicht geschrieben steht, selbst die Schuld an seinem Unglück trägt.

Es sind auch bestimmte Zeiten, in der Regel das Ende der Regenperiode, die als besonders ungesund hervortreten, weil dann der durchnäßte und infolge der Wärme ausdün-

stende Boden einen vorzüglichen Zuchtort für Fieberbacillen bildet.

Wir haben in Kamerun zwei Trocken- und zwei Regenzeiten. Die große Trockenzeit beginnt Anfang November und währt bis zum März, wo ein Uebergangsstadium eintritt, die Tornadozeit, in welcher zahlreiche mit elementarer Gewalt heranbrausende Gewitter die Regenzeit verkünden. April und Mai bilden die kleine Regenzeit, Juni und Juli die kleine Trockenzeit, und August, September, October endlich die große Regenzeit. Vor Beginn der Regenzeit werden in der Regel die Felder bestellt, da durch den nun den Boden befruchtenden warmen Regen alles mit Macht emporsprießt.

Winde herrschen an der Küste meist in einer nachmittags gegen 2 Uhr eintretenden frischen Seebrise und einer gegen Mitternacht von Osten kommenden, schwachen, trockenen und kalten Landbrise vor. Im Innern hatte der Wind meist eine Richtung aus NW., in der Harmattanzeit mehr aus O., wobei er eine eisige Kälte mit sich führte und das Quecksilber fast auf den Nullpunkt brachte.

Nach dieser Darstellung der allgemeinen geographischen, politischen und hygienischen Verhältnisse möchte ich meine Ansicht kundgeben, wie Kamerun am besten nutzbar gemacht werden kann.

Kamerun eignet sich zu Anpflanzungen, Handelsniederlassungen und bedingungsweise selbst zu Ansiedelungen. Wenn auch die Ansiedelung von Europäern an der Küste vorläufig noch nicht räthlich ist, d. h. solange noch keine Quaianlagen gemacht und die fieberhaltigen Mangrovebüsche noch nicht beseitigt sind, so würde sie sich doch auf dem gesunden und fruchtbaren Plateau wol lohnen, und sobald erst die nothwendigen Verbindungen hergestellt sein werden, sollte man den Strom von Auswanderern in diese schönen und gesunden Gegenden leiten. Wieviele Millionen könnten wir ersparen, wenn z. B. alle Zuchthäuser aufgelöst und die Insassen hierher deportirt

würden. Freie Ueberfahrt wären die einzigen Kosten, die der Staat zu tragen hätte; denn Nahrung findet der Eingewanderte bei geringster Arbeit hier leicht, und selbst die nur in gewissem Grade erforderliche Kleidung ist im Nothfalle aus dem Baste der Bäume in der gleichen Weise zu gewinnen, wie sich die Eingeborenen bereits Hüfttücher davon anfertigen. In manchen Colonien sind bereits die Deportirten vorzügliche Culturträger geworden.

Was die Anpflanzungen anbelangt, so befinden sich ja bereits zur Zeit in Kamerun an der Küste von Bibundi an bis bis nach Groß-Batanga hinunter Taback- und Cacaofarmen. Die vorjährige Cacaoernte ist in Deutschland sehr gut aufgenommen worden. Der Tabacksbau dagegen hat vorläufig noch keine besonders gute Qualität geliefert. Es liegt das wol einerseits an dem wenig günstigen Boden an der Küste, der den Taback dumpfig schmecken läßt, aber auch an der starken Seebrise, die ein rauhes Blatt und starke Rippen erzeugt. Die auf der Yaúndestation vorgenommenen Versuche mit dem gleichen Samen haben ein ungleich weicheres und wohlschmeckendes Kraut ergeben. Also auch hier wird, wenn erst bessere Verbindungen nach dem Innern hergestellt sein werden, die Qualität sich bessern und diese Cultur Erfolge erzielen. In neuerer Zeit sind auch Versuche mit Kaffee- und Baumwollenanpflanzungen gemacht worden. Besonders günstig waren die Resultate mit der Pflanzung des Liberiakaffees im Victoriabezirk, wogegen der arabische Kaffee ein mehr binnenländisches Klima zu verlangen scheint. Er wird also später auf dem innern Plateau Aussicht auf Gedeihen haben. Im übrigen hat das Auffinden wilder Kaffeesträucher im Kamerungebirge und in der Umgegend der Yaúndestation das Gedeihen dieser Pflanze an verschiedenen Stellen des Kamerungebietes bewiesen.

Mit dem Anbau von Baumwolle hat das Gouvernement in Kamerun und Victoria ebenfalls Versuche gemacht, die jedoch

bisher keinen besonders günstigen Erfolg aufgewiesen haben. Es ist aber hier der Miserfolg nicht dem Boden und dem Klima zuzuschreiben, da die Baumwolle an vielen Stellen des Gebietes auch wild wächst.

Die Hauptsache in Kamerun jedoch ist und wird immer bleiben: der Handel.

Wenn man, zum ersten mal den Fluß hinaufkommend, vor den Dualladörfern vor Anker geht, und man sieht das rege Treiben auf dem Wasser, man sieht aus allen Ecken und Enden, aus den in den Kamerunfluß mündenden Flüssen und Creeks ein Kanoe nach dem andern auftauchen, vollbeladen mit Palmölfässern, Palmkernen, Elfenbein und Gummi, — Kanoes, welche im Stande sind, 80 bis 100 Leute zu fassen, dann ist man in der That überrascht von der Großartigkeit, mit der hier bereits der Handel betrieben wird.

Aber nicht nur dieses Bild spricht für die Leistungsfähigkeit und Wichtigkeit der Colonie. Eine Durchsicht der Statistik (s. S. 364 fg.) wird dem Leser noch eine klarere Anschauung von dem Werthe Kameruns geben. Wenn die Ausfuhr in den verschiedenen Quartalen bedeutende Schwankungen aufweist, so liegt das nicht in einer Unsicherheit des Handels, sondern in dem durch die Jahreszeit bedingten regern oder geringern Verkehr nach dem Innern.

Trotz seines erst achtjährigen Bestehens als deutsche Colonie erhält Kamerun sich selbst, denn der einzige Zuschuß, den es vom Reiche erhalten hat, 1½ Millionen Mark, war nur eine Anleihe, welche in 15 Jahren von der Colonie wieder zurückgezahlt wird. Bei sehr niedrigen Einfuhrzöllen (Ausfuhrzölle existiren gegenwärtig nicht mehr) hat Kamerun anfänglich eine Einnahme von 240000 Mark gehabt, im letzten Jahre (1891) aber fast das Doppelte aufgebracht.

Vom 1. April 1888 ab wurden, nachdem sämmtliche Aus-

fuhrzölle aufgehoben worden waren, folgende Einfuhrzölle eingeführt:

Rum, Genever, Spiritus

bis einschließlich	49 % Tralles:	0,10	Mark pro Kilo
über	49 „ „	0,20	„ „ „

alle sonstigen alkoholartigen Getränke

in Flaschen	0,20	Mark pro Kilo
in Gebinden	0,15	„ „ „
Feuerwaffen	1,00	„ „ Stück
Gewehrpulver	0,10	„ „ Kilo
Jagdpulver	0,20	„ „ „
Taback	0,20	„ „ „
Salz	4,00	„ „ Tonne
Reis	0,02	„ „ Kilo

Durch Gouvernements-Verordnung wurden vom 1. April 1891 ab die Zölle auf Spirituosen verdoppelt, der Zoll auf Feuerwaffen auf 2,50 Mark pro Stück, auf Gewehrpulver auf 0,15 Mark pro Kilo und auf Salz auf 10 Mark pro Tonne erhöht.

Vom 1. April 1892 ab ist ein geringer Zoll auf Gewebe, 0,20 Mark pro Kilo, hinzugetreten, der allein eine Einnahme von 30—40000 Mark jährlich verspricht.

Als Ausfuhrproducte kommen die aus den seitens der Europäer angelegten Pflanzungen stammenden Erzeugnisse, wie Cacao, Taback, Kaffee und Baumwolle in Betracht, vor allem aber Palmöl und Palmkerne. Dann ferner Kautschuk, das hauptsächlich aus der schon erwähnten Gummiliane (Landolphia), aber auch aus den Kautschukbäumen gewonnen wird; erstere liefert jedoch eine bedeutend bessere Qualität.

Ebenholz, Rothholz, Kolanüsse, Calabarbohnen, Gummikopal (Harz), Piassava, Bananenfaser, Ananasfaser und Kopra gehören ebenfalls zur Ausfuhr an vegetabilischen Erzeugnissen, während das Elfenbein zur Zeit der einzige, allerdings quanti-

tativ wie qualitativ bedeutende animalische Ausfuhrartikel ist, dessen hauptsächliches Ursprungsland, Südadamana, indessen bisjetzt noch nicht für uns erschlossen ist. Ein Handel, der ebenfalls eine große Zukunft zu haben verspricht, ist der Fellhandel, der bei dem Wildreichthum des innern Plateaus ein umfassender werden muß. Ueberhaupt schlummern noch viele Schätze animalischen, vegetabilischen und wol auch mineralischen Ursprungs ungehoben in unserer jungen Colonie. Von Eisenerz habe ich bereits gesprochen; Kupfererze sollen nach Aussage der Wute im Osten vorkommen.

Aber selbst die aufgeführten Producte und die im Anhang gegebenen Zahlen können noch kein vollkommenes Bild von der Leistungsfähigkeit der Colonie gewähren. Keins dieser den Zahlen zu Grunde gelegten Producte stammt aus dem eigentlichen Hinterlande Kameruns, alles kommt aus der nächsten Umgebung der Küste; denn zwei Momente stehen vorläufig der Weiterentwickelung des Handels im Wege: die den Zwischenhandel monopolisirenden Küstenstämme und das Nichtvorhandensein guter Wege nach dem Innern. Schon einige Tagemärsche von der Küste entfernt trifft man Stämme an, die nur dunkel etwas von der Existenz der Küste wissen. Sie weichen der Aufforderung, ihre Producte dorthin zu bringen, stets mit der Erklärung aus, daß sie Gefahr laufen würden, unterwegs gefaßt und zu Sklaven gemacht zu werden, und daß sie, wenn sie viel Glück hätten, mit dem nackten Leben ohne Verdienst wieder in die Heimat zurückgelangen könnten.

Diese beiden Hindernisse des Handels können nur beseitigt werden durch die Anlage von bequemen Wegen und den Schutz derselben und der vorhandenen Wasserstraßen durch Stationen.

Unsere Küstenregion ist durch die natürlichen Verkehrswege, die schiffbaren Theile der Wasserwege, sehr begünstigt. Diese haben eine Länge von 60 bis 100 km, je nachdem die

erste Terrasse näher oder weiter von der Küste beginnt. Die nördlichste Wasserstraße ist das Aestuar des Rio del Rey, welches aus mehreren Gewässern besteht, von denen der Mashantu oder eigentliche Rio del Rey am westlichsten fließt, dann folgen nach Osten Meta, Andonkat und Meme.

Der Mashantu kann von größeren Dampfern befahren werden; er steht durch eine Anzahl von Creeks mit dem Old Calabar (Crossfluß) in Verbindung. Diese Wasserstraßen dienen seit langen Zeiten dem regen Verkehr der Calabarhändler. Zehn Seemeilen von der Küste theilt sich der Mashantu, und weitere fünf Meilen aufwärts verbindet sich der östliche Arm, namens Ofa, durch mehrere Creeks mit dem Meta. An dem nördlichsten dieser Creeks liegt Oron oder Isangili, ein bedeutender Handelsplatz. An der Stelle, wo Ofa und Meta zusammenfließen, liegt eine Insel, hinter welcher der Ndian einmündet. Auf der Ostseite dieser Insel führt ein etwa 6 m tiefer Creek in den obern Theil des Andonkat. Der Ndian ist bis zu seinen Fällen am Orte gleichen Namens für Dampfpinassen schiffbar. Die Entfernung von der Mündung des Mashantu durch den Ofa bis Ndian beträgt 36 Seemeilen. Vor der Mündung des Andonkat liegt die Sodeninsel. Diese und die zu ihren beiden Seiten liegenden Sandbarren, auf welchen nur 3 m Wasser steht, verhindern die Einfahrt größerer Schiffe. Der Andonkat kann bis Mokostrand und Barikastrand mit Dampfpinassen, bis Bangolo mit Booten befahren werden; letzterer Ort liegt von der See schon 86 km weit entfernt.

Der Mungo kann von Kamerun aus durch den Bimbiafluß und durch mehrere Creeks erreicht werden. In der Regenzeit ist er bis zu den Fällen mit kleinen Dampfern und Booten, in der Trockenzeit nur mit Booten befahrbar. Die schiffbare Länge des Mungo beträgt etwa 100 km.

Der Wuri mit seinem Nebenfluß Abo ist in der Regenzeit

etwa 65 km stromaufwärts mit Dampfern, in der Trockenzeit ebenso wie der Abo nur mit Booten befahrbar.

Die ferner ins Kamerunbecken mündenden Lungasi und Donga bilden mit vielen kleinen Creeks zwar auch eine belebte Handelsstraße der Dualla, Malimba und Bakoko, sie reichen jedoch nicht weit ins Land hinein und haben eine größere Bedeutung nur insofern, als sie, ebenso wie der Kwakwa, eine Verbindung der beiden Flußsysteme, des Kamerunflusses und des Sannaga, bewerkstelligen.

Im Sannaga weist uns die Natur auf das Haupteinbruchsthor des Schutzgebiets in das Hinterland hin. Von der Küste aus gelangt man hier auf 80 km langem, fahrbarem Wasserwege nach Edea. Von Edea aus wird jetzt von der Regierung die Anlage eines etwa 250 km langen Ueberlandweges um die Fälle herum nach Balinga ausgeführt. Von diesen 250 km sind jedoch 100 km, nämlich von Edea nach Mangane und die letzten vier bis fünf Tagemärsche vor Balinga bereits gut gangbar. Von Balinga aus kann man dann zunächst mit den reichen Elfenbeinplätzen Ngutte, Ngilla und Mango, die nur zwei bis drei Tagemärsche entfernt liegen, in Verbindung treten, vor allen Dingen aber den nach meinen Forschungen und der Aussage der Eingeborenen schiffbaren Mbam über 300 km weit bis in die Höhe von Banyo und Tibati, also in das Herz von Adamaua hinein, befahren.

Ferner führt ein Weg von Balinga aus in vier Tagen nach der Yaúndestation, welche für ein weiteres Vordringen nach Osten einen geeigneten Stützpunkt bildet.

Im Süden ist es zunächst der Lokundye, der eine kurze fahrbare Strecke aufweist; er hat seinen Ursprung im Randgebirge.

Der bedeutendste Fluß des südlichen Schutzgebietes und der zweitgrößte von ganz Kamerun ist der Nyong, der im untern Lauf bis zu den Neven Du Montfällen etwa 50 km schiffbar

ist, dann aber wieder oben auf dem Plateau eine frequente Handelsstraße der Eingeborenen bildet, die wol eine Länge von 200 km betragen mag.

Von den weiter südlich mündenden Flüssen hat lediglich der Grenzfluß Campo als Verkehrsweg Bedeutung, da auch er eine Strecke lang bis zu den Fällen befahrbar ist.

Alle diese Wasserstraßen müssen ausgiebiger benutzt, vor allem aber durch künstliche Anlagen, Wege um die Fälle, wie am Sannaga, gehoben werden. Man muß bei fehlenden Verbindungswegen mit dem Innern solche künstlich herstellen; auch ein Landweg kann eine belebende Nebenader eines Flusses werden. So legt augenblicklich die Expedition des Dr. Zintgraff eine Straße von Mundame am Mungo über Batom und Mijimbi nach Bali an, welche eine ungefähre Länge von 200 km erlangen wird. Ebenso plant das Gouvernement die Anlage eines 80 km langen Ueberlandweges von den Fällen des Ndian bis zu den Schnellen des Croßflusses.

Die Ausnutzung von natürlichen Verkehrswegen und ihre Unterstützung durch künstliche Anlagen sind die wichtigsten Aufgaben einer jeden jungen Colonie, die überhaupt in der Lage ist zu produciren. Und wie viele Colonien können sich wol mit dem Reichthum an Producten mit Kamerun, mit seiner für den Anbau günstigen Lage und seinen bevorzugten Bodenverhältnissen messen? Jetzt nach acht Jahren colonisatorischer Thätigkeit kann nur derjenige ein richtiges Urtheil von dem Werth dieser Colonie haben, der an Ort und Stelle Erfahrungen gesammelt hat; in acht Jahrzehnten dagegen wird es jedermann, selbst dem eingefleischtesten Colonialfeinde klar werden, welchen Schatz wir an Kamerun besitzen.

Unsere Gegner werfen die Frage auf, was haben wir denn von den Colonien? Sie kosten nur und bringen nichts oder wenig ein. Es scheint ja viel Wahrheit in dieser pessimistischen

Auffassung zu liegen, und viele Laien werden sich durch solche Schlagworte dupiren lassen. Wer aber die Colonialgeschichte anderer Völker studirt hat, wird wissen, daß man hier nicht von heute auf morgen rechnen darf, die Zeitspannen sind in einem uncivilisirten und uncultivirten Lande länger bemessen als hier, wo der Dampf Menschen und Güter mit Windeseile befördert, wo der Telegraph mit Blitzesschnelle die Gedanken vermittelt und man sich durch das Telephon auf weite Entfernungen verständigen kann. Jahrhunderte hat es gewährt und Hunderttausende von Menschenleben hat es erfordert, ehe die englisch-ostindische Compagnie ihre an der Jahreswende des 17. Jahrhunderts errichtete Herrschaft in Indien befestigt hatte; Millionen über Millionen hat es gekostet, ehe dieses reiche Culturland ertragsfähig geworden ist; jetzt aber hat es die aufgewandten Mittel hundertfach zurückgezahlt. Indien ist die größte Erwerbsquelle Englands und der Hauptfactor seines Reichthums. Auch in Australien mußten fast hundert Jahre vergehen, ehe das Land ertragsfähig wurde.

Ebenso wie England ist es Holland gegangen. Die mit der englisch-ostindischen Compagnie ziemlich zu gleicher Zeit gegründete holländisch-ostindische Compagnie brachte dem civilisirten Abendlande die Schätze des Orients, aber auch hier waren und sind heute noch opfervolle Kämpfe zu bestehen.

Und sollten wir schlechtere Colonisatoren als die Engländer und Holländer sein? Sollten unsere Colonien weniger Werth haben?

Die Millionen Deutschen, die nach Nord- und Südamerika ausgewandert und dort die vornehmsten Culturträger geworden sind, geben die beste Antwort auf die erste Frage.

Wie hoch aber der Werth unserer Colonien anzuschlagen ist, das geht am besten aus der Eifersucht unserer Nachbarn hervor; dafür spricht die verhältnißmäßig hohe Ausfuhr aus den Colonien und ihre Absatzfähigkeit für europäische

Waaren, deren Einfuhr Jahr für Jahr im Steigen begriffen ist. Es hat noch keine Colonie existirt, die sich gleich Kamerun von ihrer Gründung an selbst erhalten hat, und es scheint fast, daß dieses Schutzgebiet den anderen Colonien im Anfang als Zugstier dienen soll, um ihnen ihre Culturpflüge durch den uncultivirten Boden der Wildniß hindurchziehen zu helfen. Es wird noch schwere Opfer an Menschen und Geld kosten, wie sie die anderen Colonialvölker haben aufbringen müssen, ehe Resultate sichtbar werden. Wer weiß, ob unsere Generation es erlebt. Aber sollen wir nur von heute auf morgen denken? Unsere Nachkommen werden uns einst dankbar sein, daß wir an sie und das Fortgedeihen des Vaterlandes gedacht haben. Denn ohne Colonien, ohne eine Erweiterung seines Absatz- und Productionsgebietes kann Deutschland bei seiner fortschreitenden Industrie und seinem mit der Bevölkerungsziffer wachsenden Bedürfniß an Colonialwaaren, wofür jetzt bereits über eine halbe Milliarde jährlich ins Ausland wandert, nicht gedeihen. Ueber die ersten schwierigen Anfänge kann nur der echte uneigennützige Patriotismus hinweghelfen, es müssen noch mehr Männer der aussichtsvollen patriotischen Sache mit Rath und That beitreten. Und wenn diese Zeilen mit geholfen haben, hier und da Skrupel zu zerstreuen und neue Anhänger für die coloniale Sache zu gewinnen, so ist ihr vornehmster Zweck erfüllt.

Anhang.

I. Meteorologische Beobachtungen.

Die meteorologischen Beobachtungen sind von Herrn Dr. Freiherr von Danckelman bearbeitet und zusammengestellt worden, für welche Mühe ich dem genannten Herrn auch hier besonders meinen Dank ausdrücke.

Morgen.

Klimatologisches von der Yaúndestation.

Während die klimatologischen Verhältnisse des nördlichen Theils des Schutzgebietes von Kamerun durch die mehrjährigen Beobachtungen am Gouvernementsgebäude in Kamerun selbst, ferner durch die Beobachtungen der Zintgraff'schen Expedition in Barombi und in Baliburg, sowie endlich durch die von Dr. Preuß in Buëa auf dem Kamerungebirge als leidlich aufgeklärt betrachtet werden können — wenn selbstverständlich auch, namentlich in Bezug auf die Regenvertheilung noch vieles zu erforschen übrig bleibt, besonders im Kamerungebirge —, so kann das Gleiche von dem südlichen Theil des Schutzgebietes leider nicht gesagt werden. Mit Ausnahme der weiter unten zu besprechenden Beobachtungen an der Yaúndestation ist hier für klimatologische und meteorologische Forschungen noch nichts geschehen. Und doch ist dieses Gebiet insofern ein meteorologisch recht interessantes, als es das Grenzgebiet zwischen süd- und nordhemisphärischem Regenregime darstellt. Denn während in dem nicht weit entfernten Gabun schon die ausgesprochen südhemisphärische jährliche Regenvertheilung herrscht, mit einer großen Trockenzeit um die Jahresmitte, besonders im Juli und August, und einer kleinern im Januar oder auch Anfang Februar, sowie mit zwei Hauptregenzeiten in October—November und März—April, wird in dem Kamerunästuar bereits eine völlig verschiedene Regenvertheilung über das Jahr wahrgenommen, so zwar, daß von einem Regenminimum, welches je nach den Jahren auf die Monate November bis Februar fallen kann, die niederfallenden Regenmengen von Monat zu Monat steigen, um im Juli ihr Maximum zu erreichen und dann wieder bis zur Jahreswende abzunehmen. Es dürfte sicher nicht ohne Interesse sein, des Näheren zu verfolgen, wie sich nun in dem zwischen Gabun und dem Kamerunästuar liegenden Gebiet der nothwendigerweise vorhandene Wechsel in der Jahresperiode der Regenvertheilung vollzieht. Die Batangaküste und ihr Hinterland würden daher ein sehr dankbares Feld für meteorologische Beobachtungen, insbesondere für Regenmessungen abgeben und wäre zu wünschen, daß hier das bisher Versäumte bald nachgeholt wird.

Auf der Yaúndestation begann die ersten meteorologischen Beobachtungen Lieutenant Tappenbeck, der treue Reisegefährte von Hauptmann Kund. Leider konnte derselbe diese Aufzeichnungen nur zwei Monate hindurch, April und Mai 1889, durchführen, weil er alsdann zur Küste zurückkehrte. In dem längern Interregnum, welches alsdann bis zu meinem Eintreffen an der Station herrschte, sind zwar die Messungen des Regenfalls fortgeführt worden, doch bietet die Person des ungeübten Beobachters

keine Gewähr, daß diese Messungen in zuverlässiger Weise ausgeführt worden sind. Immerhin stimmen ihre Befunde mit den späteren leidlich überein.

Mit dem Eintreffen meiner Expedition übernahm Herr Zenker die Beobachtungen, welche jetzt für ein volles Jahr, December 1889 — November 1890, in ihren Resultaten vorliegen.

Zu denselben ist zunächst zu bemerken, daß die Temperaturbestimmungen mit Thermometern von R. Fueß in Berlin vorgenommen sind, deren Correction zwar unbekannt ist, nach allen Erfahrungen, welche über neuere Thermometer dieser Firma vorliegen, jedenfalls aber sehr unbedeutend gewesen sein wird. Dieser Mangel kommt um so weniger in Betracht, als Herr Zenker die Thermometerstände meist auf volle, höchstens auf halbe Grade abgerundet notirt hat, ebenso wie recht häufig auch die Höhe der gemessenen Niederschläge nur auf volle mm abgerundet angegeben ist.

Die Thermometer waren in einer besondern freistehenden Hütte untergebracht.

Was nun die klimatischen Verhältnisse der Jaúndestation selbst betrifft, so gestattet die untenstehende Tabelle (S. 358 u. 359) einen leichten Ueberblick über den Gang der Lufttemperatur, der Regen-, Bewölkungs-, Gewitter- und Windverhältnisse im Laufe des Jahres.

Die mittlere Jahrestemperatur, welche im Kamerunästuar etwa 26° beträgt, erreicht hier, der Höhenlage von ca. 800 m entsprechend, nur noch circa 22½°. Wie man sieht, sind die Temperaturverhältnisse außerordentlich gleichmäßige. Der kühlste Monat (Juli 21.1°) hat eine nur um 2.3° niedrigere Mitteltemperatur als der wärmste Monat des Jahres, der Februar (23.4°). In den Monaten December—Mai schwankte die Temperatur durchschnittlich täglich um 11—13°, in den übrigen Monaten um 8—10°. Im ganzen Jahre schwankte die Temperatur überhaupt nur um 20°, und zwar wurde die niedrigste Temperatur 12.5° am Morgen des 25. Januar beobachtet, die höchste 32.5° am 6. Februar. In diesen Monaten ist überhaupt der Betrag der täglichen Wärmeschwankung am größten.

Bei solcher bedeutenden Gleichmäßigkeit der Wärmeverhältnisse ist es selbstverständlich, daß nicht diese, sondern, wie ja meist in den Tropen, die Regenvertheilung das Bestimmende in dem Witterungscharakter bildet.

Mit Beginn des December hört die Regenzeit auf, es fallen nur noch gelegentlich kleine Schauer, begleitet von schwachen, häufig nur aus weiter Ferne sich bemerklich machenden Gewittern. Nicht selten herrscht während der Morgenstunden, ab und zu auch am Abend ein leichter Nebel, der sich zuweilen zu einem feinen Regen verdichtet. Die Bewölkung ist während der Monate De-

cember und Jannar am geringsten im ganzen Jahr; besonders in den Abendstunden herrscht meist völlig klarer Himmel. Weil die Bewölkung in diesen Monaten so gering ist, erreicht die Temperatur infolge der wenig behinderten Sonneneinstrahlung ihr Maximum. Die Heiterkeit des Himmels würde eine noch größere sein, wenn die Eingeborenen die Trockenzeit nicht dazu benutzten, die mächtigen Grasflächen der Savannen in Flammenmeere zu verwandeln, welche die Anlegung der Farmen und die Jagd auf die Thiere der Wildniß erleichtern helfen, deren Rauch aber, wie im ganzen tropischen Afrika, das Blau des Himmels trübt. Bereits in der zweiten Februarwoche macht sich das Herannahen der ersten Regenzeit durch das Auftreten einzelner heftiger, aus NO. bis SO. heranziehender Gewitter bemerkbar, die von kurzen aber starken Winden aus der gleichen Richtung begleitet zu werden pflegen, im allgemeinen aber nicht viel Regen bringen und überhaupt rasch wieder heiterm Wetter Platz machen. Zuweilen, so am 19. Februar 1890, fällt bei solchen Gelegenheiten auch Hagel, der in diesem Falle Bohnengröße erreichte; die Körner wogen im Durchschnitt etwa 0.5 gr.

Im März setzt die Regenzeit mit Macht ein und erreicht im April und Mai ihren Höhepunkt. Elektrische Erscheinungen sind tägliche Vorkommnisse, und bemerkenswerth ist, daß die Zahl der Tage mit Gewittern während dieser Zeit erheblich größer ist als die der Tage mit Regenfällen. Denn an der Station selbst vergehen auch zur Höhe der Regenzeit oft 3 oder 4 Tage, ohne daß dort Regen fällt. Während oft über der Station der Himmel im reinsten Blau strahlt, toben längs der nur etwa zwei Stunden von der Station gegen N. und NW. entfernt liegenden Gebirgszüge schwere und reichlichen Regenfall bringende Gewitter. Am Morgen lagern starke Nebel über den von starken Niederschlägen durchtränkten Wäldern und Savannen, die sich unter dem Einfluß der rasch emporsteigenden Sonne bald zu schweren Wolkenbänken und hochgethürmten Haufwolken verdichten, welch letztere dann meist in den Nachmittagsstunden zu neuen Gewittern den Anstoß geben. Nachtgewitter sind seltener, wie denn überhaupt die dreimal täglich vorgenommenen Regenmessungen ergeben, daß zwischen 7 Uhr Morgens und 9 Uhr Abends durchschnittlich über 60 % der Gesammtregenmenge fallen.

Um Mitte Juni nehmen die Gewitter und Regenfälle rasch an Häufigkeit ab und scheint die nun schnell einbrechende zweite Trockenzeit die gewitterärmste Periode des Jahres zu sein; die oft mehrere Wochen anhaltende trockene Witterung wird nur durch gelegentliche kleine Schauer, die nicht immer von elektrischen Erscheinungen begleitet sind, unterbrochen. Während innerhalb der

Regenzeiten die Luftbewegung, soweit sie sich überhaupt bemerklich macht, vorwiegend eine östliche ist — eine direkte Folge der die Gewitter begleitenden stürmischen Winde aus dem östlichen Quadranten — sind nunmehr westliche Winde nicht nur vorwaltend, sondern geradezu fast ausschließlich die herrschenden, soweit nicht Windstille stattfindet, ein Zustand, welcher bei der geringen Luftbewegung, die im allgemeinen an der Station herrscht, in den Morgen- und Abendstunden wenigstens sehr häufig ist. Die längste völlig regenlose Periode währte vom 24. Juli bis zum 16. August; innerhalb dieses Zeitraumes fehlte sogar auch das sonst so häufige abendliche Wetterleuchten vollständig; gewitterfrei war die Zeit vom 12. Juli bis 20. August. In der letzten Decade dieses Monats kamen schon öfters kleine Gewitterschauer wieder vor, die zweite Regenzeit setzte aber erst am 1. September ein und hielt bis Ende November an.

Das Jahr zerfällt im Yaúndeland also in zwei Trockenzeiten und zwei Regenzeiten. Die ersten beiden sind, was ihre Dauer und Intensität betrifft, einander fast gleichwerthig, wenigstens läßt eine einjährige Beobachtungsreihe keine Entscheidung nach dieser Richtung zu. Die beiden Regenzeiten scheinen sich nicht in dem Maße zu gleichen; wenigstens lassen die Zenker'schen Beobachtungen sowol wie die vorausgegangenen des Jahres 1889 erkennen, daß die zweite Regenzeit noch gewitterreicher ist und mehr Regenfall bringt als die erste. Dagegen sind die Gewitter der zweiten Regenzeit weniger von starken Winden begleitet, wie die im März—Mai, erst gegen Ende der zweiten Regenperiode werden auch diese tornadoartigen Erscheinungen häufiger. Die Winde sind in dieser Jahresperiode sehr variabel und meist sehr schwach, eine ausgesprochen vorherrschende Windrichtung ist nicht zu constatiren.

Das im Yaúndeland herrschende Regenregime gleicht, wie man aus Vorstehendem sieht, in vielen Stücken noch genau dem südhemisphärischen, wie es z. B. von Gabun bekannt ist, und zeigt kaum Aehnlichkeit mit dem des Kamerunästuars.

Auffallend erscheint die geringe Höhe des jährlichen Niederschlags, welche 1400 mm kaum überschreitet; auch das Maximum des Regenfalls in 24 Stunden: 57 mm, ist sehr gering, wenn man erwägt, daß im Kamerunästuar durchschnittlich im Jahr etwa 4200 mm fallen und Regenmengen von 180—200 mm binnen 24 Stunden vorkommen, während für Gabun die resp. Werthe 3000 mm und 150 mm sein mögen. Wahrscheinlich ist die — wenigstens für tropische Verhältnisse — auffällig geringe Regenmenge der Station eine mehr locale Erscheinung, hervorgerufen durch den Einfluß der nicht weit von derselben sich erhebenden Bergketten.

Jaúndestation (φ = ca. 3° 49′ n. Br. λ = 12° 20′ ö. L. h = ca. 770 m).

Klimatologische Uebersicht.

I.

1889—90	Psychrometer (Celsius)							Extremtemperaturen (Celsius)						Zahl der Tage mit					
	trocken				feucht			Mittlere			Absolute			Regen				Ge-witter	nur Wetter-leuchten
	7 a.	2 p.	9 p.	Mittel	7 a.	2 p.	9 p.	Max.	Min.	Diff.	Max.	Min.	Diff.	im allg.	mehr als mm 0.3	mehr als mm 1.0	mm 25.0		
December (9.—31.)	21.0	27.8	21.2	23.3	19.9	23.6	20.2	29.6	18.3	11.3	31.0	17.0	14.0	6	3	0	0	4	0
Januar	19.4	28.5	21.6	23.2	18.8	22.4	20.5	30.5	17.0	13.5	31.5	12.5	19.0	3	2	2	0	4	0
Februar	20.5	27.6	22.1	23.4	19.6	22.3	20.6	30.3	18.5	11.8	32.5	16.0	16.5	10	10	7	1	12	0
März	20.2	27.2	22.1	23.2	19.3	22.1	20.7	29.6	18.2	11.4	31.0	14.5	16.5	17	16	15	2	18	4
April	19.7	26.2	21.3	22.4	18.9	21.5	20.2	28.6	17.8	10.8	31.0	16.0	15.0	18	17	13	2	23	5
Mai	20.2	26.0	21.5	22.6	19.5	22.1	20.4	29.4	18.3	11.1	31.0	15.5	15.5	16	16	13	2	21	6
Juni	19.8	25.4	20.6	21.9	19.1	21.9	19.6	27.9	18.3	9.6	30.0	17.0	13.0	14	14	10	2	14	5
Juli	19.3	24.2	19.9	21.1	18.2	20.5	18.7	27.7	17.6	10.1	30.5	15.0	15.5	7	7	5	0	2	1
August	19.1	24.7	20.3	21.4	17.9	20.3	18.5	27.0	17.3	9.7	29.0	15.5	13.5	7	7	1	0	3	2
September	19.9	25.3	20.9	22.0	18.9	21.4	19.7	26.6	18.1	8.5	29.5	16.0	13.5	20	20	19	2	27	1
October	19.4	25.5	20.9	21.9	18.5	22.1	20.1	26.6	17.8	8.8	28.0	15.5	12.5	18	18	15	4	26	3
November	19.6	26.5	21.0	22.4	19.1	22.0	20.2	27.2	17.8	9.4	30.0	16.0	14.0	15	15	13	1	19	5
Jahr	19.8	26.2	21.1	22.4	19.0	21.8	20.0	28.4	17.9	10.5	32.5	12.5	20.0	151	145	113	16	173	32

II.

1889—90	Windstärke				Bewölkung				Regenmenge in mm				
	7 a.	2 p.	9 p.	Mittel	7 a.	2 p.	9 p.	Mittel	7 a.	2 p.	9 p.	Summa	Max. in 24 Stunden
December (9—31.)	0.8	1.8	1.7	1.4	3.7	4.7	1.5	3.3	2.1	0.3	0.2	2.6	0.7
Januar	0.6	1.6	1.2	1.1	4.2	3.9	0.5	2.9	7.5	7.3	0.0	14.8	7.5
Februar	0.3	2.1	0.8	1.0	7.4	6.4	2.6	5.5	12.5	9.6	62.5	84.6	42.0
März	0.5	1.9	1.2	1.2	8.5	6.0	3.1	5.9	75.0	34.0	25.1	134.1	31.0
April	0.1	1.9	0.9	1.0	7.3	5.8	3.2	5.4	69.0	44.1	49.0	162.1	44.0
Mai	0.5	1.3	0.9	0.9	5.6	5.8	2.6	4.7	104.0	67.0	20.0	191.0	45.0
Juni	0.5	1.4	1.7	1.2	8.4	5.5	2.8	5.6	23.0	57.3	46.0	126.3	41.0
Juli	1.3	2.5	2.0	1.6	7.7	6.4	4.3	6.1	1.9	0.0	14.2	16.1	8.8
August	1.2	1.8	1.2	1.4	7.8	6.0	2.9	5.6	1.0	1.0	6.0	8.0	2.0
September	0.2	1.4	0.9	0.8	7.7	6.4	6.1	6.7	67.5	75.5	146.5	289.5	39.0
October	0.0	1.0	1.1	0.7	8.4	5.2	6.8	6.8	117.5	3.5	121.0	242.0	34.0
November	0.0	1.2	0.5	0.6	7.7	4.4	3.3	5.1	74.1	1.0	71.0	146.1	57.0
Jahr	0.5	1.7	1.2	1.1	7.0	5.5	3.3	5.3	555.1	300.6	561.5	1417.2	57.0

Ngilladorf, August 1890.

Datum	Aneroid 600 mm + 7 a.	2 p.	9 p.	Temperatur-Maximum	Bemerkungen.
1	92.0	89.5	—	—	
2	—	—	—	—	
3	—	—	—	—	
4	91.0	90.0	91.0	—	
5	92.0	91.0	91.0	—	Wetter trübe, NW schwach.
6	92.0	89.5	90.5	26.5°	Desgleichen.
7	91.0	89.0	90.0	24.0°	Wetter klar, NW-Wind bis Stärke 4.
8	91.5	89.5	90.5	26.0°	a. m. trübe, dann klar, NW 2.
9	91.5	90.0	90.0	24.0°	Desgleichen.
10	92.0	89.5	90.5	25.5°	Bedeckt, zeitweise Regen, NW 2.
11	91.5	89.5	89.5	23.5°	a. m. trübe, p. m. Sonnenschein, Wind W 2.
12	91.0	88.0	89.0	27.5°	Bis 9 a. m. starker Nebel, dann klar, W 3.
13	90.0	88.0	89.5	27.5°	Wetter wie gestern. Der Wind setzt in der Regel um $1._{30}$ p. m. ein und hört zwischen 7—10 p. m. auf. Richtung schwankt zwischen NNW—SW.
14	90.0	87.5	89.5	25.5°	5—$9._{30}$ a. m. feiner Regen, dann klar, NNW 2.
15	90.0	—	89.0	25.0°	Bis 10 a. m. Nebel, dann klar, NW 3.
16	90.5	88.5	89.5	26.5°	Trübe, von 7 p. m. an starker Regen, NW-Wind.
17	90.5	89.5	89.5	24.0°	Bis 10 a. m. Regen, dann ziemlich klar. Wind NW—WSW 4.
18	90.5	90.0	90.0	24.0°	Bis $8._{30}$ a. m. Nebel, dann klar. Wind NNW 2.
19	91.0	89.0	89.0	26.0°	Bis 11 a. m. trübe und nebelig, dann Sonnenschein. Wind NW 3.
20	90.5	89.0	89.5	25.0°	Trübe, von 6 p. m. Regen. Wind SW 2—3.
21	90.5	88.5	89.0	25.0°	Klar, Wind SW 2—3.
22	90.5	87.5	89.0	25.0°	Bis $8._{30}$ a. m. Nebel, dann klar. Wind SW 2.
23	89.0	87.0	89.0	27.0°	Nebel und feiner Regen bis $9._{30}$ a. m. Wind W 2.
24	90.0	88.0	90.0	25.0°	Nebel, trübe. Wind NW 2.
25	90.0	88.0	89.0	25.0°	Nebel bis $9._{30}$ a. m., dann klar. Wind W 2.
26	91.0	88.5	89.0	27.0°	Desgleichen.
27	89.5	87.0	89.0	26.5°	Nebel bis 10 a. m., dann klar; 3—$3._{30}$ p. m. Regen. Wind WSW 2.
28	90.5	88.5	89.0	25.0°	Nebel bis 9 a. m., dann klar. Wind W 3.
29	90.0	89.0	89.0	25.0°	Desgleichen. Wind W 2.
30	90.0	87.5	88.0	26.0°	Nebel bis $9._{30}$ a. m. Wind W 2.
31	89.5	88.5	88.5	27.5°	Trübe. Von $12._{30}$ p. m.—$1._{15}$ p. m. Gewitter mit wenig Regen aus NW, 4—$4._{30}$ p. m. wieder wenig Regen, Wind W 2.
Mittel	90.6	88.7	89.5	25.5°	

Ngilladorf, September 1890.

Datum	Aneroid 600 mm +			Temperatur-Maximum	Bemerkungen.
	7 a.	2 p.	9 p.		
1	88.5	87.0	89.0	25.5°	Bis 9 a. m. Nebel, dann klar. Von 3.$_{40}$ p. m. Gewitter aus SO, von 4.$_{25}$—5 p. m. starker Gewitterregen, Wind SW 2—3. Von 6.$_{14}$—7 p. m. Gewitterregen aus N.
2	90.0	87.5	88.8	27.5°	Trübe, zuweilen schwacher Regen. 4.$_{10}$ p. m. Gewitter aus SO mit wenig Regen, Wind NW 2.
3	89.0	88.5	90.0	27.0°	Trübe, 2 p. m. Gewitter aus SO. Von 8 p. m. ab starker Regen, Wind NW 2.
4	90.0	87.5	88.0	24.0°	Regen bis 9 a. m., 7.$_{20}$ p. m. Gewitter aus S. Wind W 2.
5	89.5	86.5	89.0	27.0°	Klar, von 8 p. m. ab Gewitter aus W, Wind W 2—4.
6	90.0	88.5	89.5	27.0°	Von 5.$_{50}$ p. m. Regen aus W, Wind W 3.
7	91.0	90.0	89.5	26.0°	Von 10 a. m. ab feiner Regen, von 1.$_{10}$ p. m. ab starker Landregen bis 5.$_{15}$ p. m. Wind W 2.
8	91.0	88.5	89.0	23.5°	Heiter, Wind W 2.
9	90.5	88.0	89.0	25.0°	Heiter, Wind W 2—3.
10	89.5	88.5	89.0	26.5°	2 p. m. Gewitter aus SO, Wind SW 2.
11	90.5	88.5	89.0	26.5°	Heiter, von 7 p. m. Wetterleuchten in NW, von 9 p. m. an Regen, Wind WSW 2.
12	90.0	87.0	89.0	26.0°	Bis 9 a. m. Nebel, dann ziemlich klar, Wind SW 2.
13	90.0	88.0	89.0	27.0°	Bis 10 a. m. Nebel, dann Sonnenschein, von 7 p. m. an Wetterleuchten in N und NW. Wind W 2, abends W 3—4.
14	90.5	87.5	89.0	26.0°	Heiter, Wind SW 2.
15	88.5	87.0	88.0	27.0°	Bis 1.$_{30}$ p. m. klar, dann Gewitter aus SW mit starkem Regen bis 7 p. m. Wind NW 3.
16	90.0	88.0	88.0	24.0°	Klar, 6.$_{30}$ p. m. Gewitter aus W mit starkem Regen. Wind W 2.
17	88.5	86.5	88.0	27.0°	Einzelne Cirri. Von 7 p. m. ab Wetterleuchten in NW—SW. Wind W 2, später starkes Gewitter mit starkem Regen.
18	89.5	85.5	—	27.5°	Von 8 p. m. an starker Gewitterregen aus W.
	Mittel				
	89.8	87.7	88.8	26.1°	

Vertheilung der Windrichtungen auf der Jaúndestation:

1889—90	Zeit	N	NE	E	SE	S	SW	W	NW	Windstille	nicht beobachtet
December	7 a	—	—	—	6	—	1	—	—	8	
	2 p	—	—	3	5	1	2	—	—	3	
	9 p	—	—	1	6	1	3	—	3	2	
	Summe	—	—	4	17	2	6	—	3	13	39
Januar	7 a	—	1	—	—	1	2	1	—	20	6
	2 p	—	—	4	10	—	9	3	—	2	3
	9 p	—	—	2	3	1	7	4	2	9	3
	Summe	—	1	6	13	2	18	8	2	31	12
Februar	7 a	—	—	—	—	1	1	2	1	18	5
	2 p	1	—	1	7	2	5	3	1	5	3
	9 p	1	—	0	0	1	5	3	—	11	7
	Summe	2	—	1	7	4	11	8	2	34	15
März	7 a	—	—	—	2	—	—	3	1	25	—
	2 p	—	—	1	5	1	3	13	6	2	—
	9 p	1	1	—	4	1	1	6	1	16	—
	Summe	1	1	1	11	2	4	22	8	43	—
April	7 a	—	—	—	1	—	—	2	—	27	—
	2 p	1	2	5	11	3	1	2	1	3	1
	9 p	1	—	2	—	—	3	9	—	15	—
	Summe	2	2	7	12	3	4	13	1	45	1
Mai	7 a	—	—	1	2	1	1	3	1	22	—
	2 p	1	2	6	7	8	1	3	1	3	—
	9 p	—	—	4	1	7	1	8	0	10	—
	Summe	1	2	11	9	16	3	14	2	35	—
Juni	7 a	—	—	—	1	1	—	6	2	20	—
	2 p	1	—	—	3	8	3	12	1	1	1
	9 p	—	—	—	1	11	1	12	1	4	—
	Summe	1	—	—	5	20	4	30	4	25	1
Juli	7 a	—	—	—	—	—	1	16	—	3	11
	2 p	—	—	2	—	—	1	16	—	—	12
	9 p	—	—	2	1	4	1	10	1	—	12
	Summe	—	—	4	1	4	3	42	1	3	35
August	7 a	—	—	—	—	1	4	17	—	9	—
	2 p	—	—	—	—	4	6	19	1	—	1
	9 p	—	—	—	—	10	3	9	1	8	—
	Summe	—	—	—	—	15	13	45	2	17	1
September	7 a	—	—	—	1	1	2	3	—	23	—
	2 p	1	1	1	4	1	3	10	4	3	2
	9 p	—	—	1	2	3	4	9	1	9	1
	Summe	1	1	2	7	5	9	22	5	35	3
October	7 a	—	—	1	—	—	—	—	—	30	—
	2 p	1	2	7	7	1	—	3	2	7	1
	9 p	1	4	1	1	4	1	11	—	6	2
	Summe	2	6	9	8	5	1	14	2	43	3
November	7 a	—	—	1	—	3	—	2	—	24	—
	2 p	—	—	4	13	—	2	1	1	9	—
	9 p	—	—	3	3	3	—	4	—	16	1
	Summe	—	—	8	16	6	2	7	1	49	1

Höhenbestimmungen.

Sechs Siedepunktbestimmungen, welche ich Ende Juni und Anfang Juli 1890 auf der Yaúndestation vornahm, ergaben eine mittlere Siedetemperatur von 97.50° = 694.4 mm. Hieraus wurde mit Hülfe der correspondirenden Beobachtungen in Kamerun eine Seehöhe von 770 m für die Station abgeleitet, ein Werth, welcher die seiner Zeit durch Hauptmann Kund ermittelte Höhe bestätigt.

Ort	Datum	Zeit	Anzahl d. Beobachtungen	Corrigirter Siedepunkt	Luftdruck	Abgerundete Seehöhe
				°	mm	m
Rechtes Sannaganufer an den Nachtigalschnellen	24. Juni 1890	8 a	1	98.60	722.7	460
Ngilla	27. u. 28. Juli	7 a	2	97.40	691.9	830
"	6.,7.,13. August u. 4. September	2 p	4	97.29	689.2	850
Rechtes Mbamufer zwisch. Tibati u. Banyo	30. December	6 p	1	96.95	680.6	930
Banyo	1. u. 2. Januar 1891	3 p	2	96.40	667.1	1110
Quelle des Mao-Banyo	5. Januar	5 p	1	95.60	647.8	1350
Wasserscheide zwischen Banyo u. Gasheka	5. Januar	—	—	—	—	1510
Gasheka	8. Januar	3 p	1	98.65	724.0	370
Bakundi	15. Januar	3 p	1	99.20	738.5	190

Anmerkung: Die an den übrigen Stellen mit dem Aneroid vorgenommenen Höhenbestimmungen sind in der Karte in Metern eingetragen worden.

Anmerkungen zu den meteorologischen Beobachtungen:

1. Bei dem sonst ambulanten Charakter der Expedition konnten nur auf der Yaúndestation und in Ngilladorf meteorologische Beobachtungen vorgenommen werden.

2. Die Angaben des Aneroides sind mit Hülfe wiederholt angestellter Siedepunktbeobachtungen an den Fueß'schen Siedethermometern Nr. 137 und Nr. 141 reducirt und von dem Einflusse des Indexfehlers befreit.

3. Das nach Ngilladorf mitgenommene Minimumthermometer war untauglich geworden; nach den vom Thermometer am Aneroid gemachten Beobachtungen sank die Temperatur auf dem Plateau morgens oft auf + 7° C. (in Banyo auf + 4° C.) herunter.

4. Die Windstärke ist nach der Beaufort'schen Scala angegeben.

II. Ein- und Ausfuhr in Kamerun.

Uebersicht der vom 1. April bis 30. Juni 1890 in das Kamerungebiet eingeführten Waaren.

(Den Gewichtsangaben sind die Nettogewichte zu Grunde gelegt.)

Bezeichnung der Artikel.	kg	Fässer	Kisten	Liter	Stück	Ballen	Bunde
Rum und Genever	—	108	236	325 198	—	—	—
Cognac, Liqueure u. s. w.	816	1	133	17 366	—	—	—
Feuerwaffen	—	—	—	—	2 621	—	—
Pulver	77 191	—	—	—	—	—	—
Zündhütchen	119	—	4	—	—	—	—
Salz	825 020	—	—	—	—	—	—
Reis	95 784	—	—	—	—	—	—
Taback	25 310	—	—	—	—	—	—
Cigarren	57	—	—	—	—	—	—
Bier	31 876	—	—	—	—	—	—
Wein	7 952	1	6	—	—	—	—
Mineralwasser	3 507	10	5	—	—	—	—
Baumwollwaaren	18 288	—	27	—	—	289	—
Blei, Bleiwaaren	2 510	2	—	—	—	—	—
Bürstenbinderwaaren	139	—	—	—	—	—	—
Droguen, Apotheker- und Farbwaaren	4 237	10	5	—	—	—	—
Eisen und Eisenwaaren	27 598	18	72	—	—	—	154
Erzeugnisse des Land- und Gartenbaues	7 368	—	—	—	—	—	—

Glas und Glaswaaren	1 367	—	—	—	—	—	—
Bauholz, Faßholz und Holzwaaren	75 582	57	—	—	945	—	11
Instrumente, Maschinen und Handwerkszeug	461	—	18	—	—	—	—
Kautschukwaaren	193	—	—	—	—	—	—
Kleider u. s. w.	2 110	1	22	—	—	—	—
Kupfer- und Messingwaaren	4 804	—	—	—	—	—	—
Kurzwaaren	794	1	8	—	—	—	—
Lederwaaren	6	—	—	—	—	—	—
Leinengarn, Leinwand, Leinen und Seilerwaren	5 363	—	—	—	—	24	—
Bücher und Kunstgegenstände	57	—	1	—	—	—	—
Material-, Spezerei-, Conditorwaaren und Consumtibilien	45 624	105	94	—	—	—	—
Oele, Fette und Lichte	3 370	2	10	—	—	—	—
Papierwaaren	435	—	1	—	—	—	—
Petroleum und andere Mineralöle	7 797	—	—	—	—	—	—
Seidenwaaren	—	—	2	—	—	—	—
Seife und Parfümerien	21 027	—	2	—	—	—	—
Steinwaaren	5 025	2	—	—	—	—	—
Steinkohlen	215 550	—	—	—	—	—	—
Bast- und Strohwaaren	18	—	—	—	1 600	—	—
Theer und Pech	203	1	—	—	—	—	—
Thonwaaren	250	10	11	—	—	—	—
Wollwaaren	1 200	—	—	—	—	—	—
Zinn- und Zinkwaaren	30	—	—	—	—	—	—
Cement	21 150	6	—	—	—	—	—
Möbel und Schiffsinventar	4 614	—	2	—	—	—	—

Verschiedenes: 1 Flußdampfer nebst Zubehör, 1 Segelschiff und 2 Brandungsboote.

Uebersicht der vom 1. Juli bis 31. December 1890 in das Kamerungebiet eingeführten Waaren.

Bezeichnung der Artikel	kg	Fässer	Kisten	Liter	Stück	Ballen	Körbe	Rollen	Bunde	Packete
Rum und Genever	—	4	167	341 546	—	—	—	—	—	—
Bessere Schnäpse, Liqueure u. s. w.	—	20	1 088	12 851	—	—	—	—	—	—
Feuerwaffen	—	—	—	—	10 717	—	—	—	—	—
Pulver	196 667	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Zündhütchen und Munition	2 757	—	20	—	—	—	—	—	—	—
Salz	1 493 550	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Reis	177 235	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Taback	53 720	—	26	—	—	—	—	—	—	—
Cigarren	302	—	17	—	—	—	—	—	—	—
Bier	37 222	—	195	—	—	—	—	—	—	—
Wein einschließlich Schaumwein	13 527	—	6	100	—	—	—	—	—	—
Mineralwasser	6 528	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Baumwollwaaren	33 906	—	90	—	—	1 028	—	—	—	—
Blei, Bleiwaaren einschließlich Hagel	1 226	21	2	—	—	—	—	2	—	—
Bürstenbinderwaaren	8	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Droguen, Apotheker- und Farbwaaren	14 748	27	19	—	—	—	—	—	—	—
Eisen, Eisen- und Stahlwaaren	95 907	31	286	—	1 198	—	—	—	331	—
Erden, Erze und Metalle	660	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Flachs und andere Spinnstoffe	24	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Getreide und sonstige Erzeugnisse des Landbaues	10 710	2	3	—	—	—	142	—	—	—
Glas und Glaswaaren	5 047	7	1	—	—	—	—	—	—	—
Bauholz, Faßholz und Holzwaaren	648 002	92	362	—	—	—	—	—	575	—

Instrumente, Maschinen und Handwerkszeug	4653	—	—	—	—	5	—	—	—	—
Kautschukwaaren	48	—	—	—	—	3	—	—	—	—
Kleider, Putzwaaren, Leibwäsche, Hüte und Schirme u. s. w.	5324	13	30	—	—	3	—	—	—	—
Kupfer- und Messingwaaren	7319	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Kurzwaaren	2826	2	14	—	—	—	—	—	—	—
Leder und Lederwaaren	433	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Leinengarn, Leinwand, Leinen- und Seilerwaaren	12598	—	25	—	2	44	—	—	—	—
Bücher und Kunstgegenstände	378	—	2	—	—	—	—	—	—	—
Material-, Spezerei-, Conditorwaaren und Consumtibilien	113518	198	827	—	—	15	—	—	—	—
Oele, Fette und Lichte	7659	4	2	—	—	—	—	—	—	—
Papier und Papierwaaren	734	—	3	—	—	—	—	—	—	—
Petroleum	11038	—	84	—	—	—	—	—	—	—
Seide und Seidenwaaren	32	—	3	—	—	—	—	—	—	—
Seife und Parfümerien	14020	—	1240	—	—	—	—	—	—	—
Steine und Steinwaaren	11661	—	14	—	—	—	—	—	—	—
Steinkohlen und Kohlenbriketts	713000	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Haare und Federn	10	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Theer und Pech	11512	13	—	—	—	—	—	—	—	—
Thonwaaren	3387	29	19	—	—	—	—	—	—	—
Wachstuch	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—
Wollwaaren	1853	—	3	—	—	1	—	—	—	—
Zinn- und Zinkwaaren	2473	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Cement	14270	37	—	—	—	—	—	—	—	—
Dachpappe	2021	—	—	—	—	—	—	2	—	—
Uhren	181	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Möbel und Schiffsinventar	1687	—	333	—	—	—	—	—	—	10

Verschiedenes: 6 Brandungsboote, 1 Dampfbarkasse und 1 Reiseboot nebst Zubehör.

Uebersicht der vom 1. Januar bis 31. März 1891 in das Kamerungebiet ein- und ausgeführten Waaren.

Bezeichnung der Artikel	Kamerunbezirk		Victoriabezirk		Insgesammt	
	Gewicht in Kilogramm[1]	Werth in Reichsmark	Gewicht in Kilogramm	Werth in Reichsmark	Gewicht in Kilogramm	Werth in Reichsmark
Einfuhr.						
Rum oder Genever	496 220	140 750	15 374	3 737	511 594	144 487
Liqueure u. s. w.	6 892	4 491	108	250	7 000	4 741
Feuerwaffen	30 000[2]	46 534	4 132[3]	8 725	34 132[4]	55 259
Pulver	85 962	29 415	1 050	750	87 012	30 165
Salz	541 950	14 441	2 150	356	544 100	14 797
Reis	65 162	12 963	10 775	5 952	75 937	18 915
Taback	25 871	25 643	129	1 470	26 000	27 113
Cigarren	145	793	—	—	145	793
Bier	24 062	1 130	2 174	888	26 236	2 018
Wein	7 240	5 653	1 275	1 454	8 515	7 107
Mineralwasser	6 773	2 417	1 031	317	7 804	2 734
Baumwollenwaaren	95 560	246 700	4 920	5 705	100 480	252 405
Bleiwaaren	1 480	620	—	—	1 480	620
Bürstenbinderwaaren	10	20	—	—	10	20
Droguen und Farben	8 020	6 875	2 080	1 805	10 100	8 680
Eisen und Eisenwaaren	111 236	62 427	55 579	30 718	166 815	93 145
Getreide und sonstige Erzeugnisse des Landbaues	810	363	5	50	815	413
Glaswaaren	3 295	3 410	—	—	3 295	3 410
Bau- und Nutzholz	122 400	19 790	12 424	2 184	134 824	21 974
Instrumente und Maschinen	1 048	5 980	138	190	1 186	6 170
Kautschukwaaren	1 020	8 530	—	—	1 020	8 530
Kleider und Putzwaaren	3 570	46 350	50	160	3 620	46 510
Kupfer- und Messingwaaren	2 593	5 789	—	—	2 593	5 789
Kurzwaaren	429	813	—	—	429	813

Leinen- und Seilerwaaren	12 373	8 143	—	—	12 373	8 143
Literarische und Kunstgegenstände	10	36	—	—	10	36
Materialwaaren und Verzehrungsgegenstände	99 040	63 950	15 110	10 222	114 150	74 172
Oele und Fette	5 626	4 831	380	331	6 006	5 162
Papier und Papierwaaren	262	869	14	45	276	914
Petroleum	27 077	7 065	840	204	27 917	7 269
Seidenwaaren	1 796	20 939	—	—	1 796	20 939
Seife und Parfümerien	29 650	8 780	20 251	5 300	49 901	14 080
Steinwaaren	10 211	4 660	250	188	10 461	4 818
Stroh- und Bastwaaren	134	265	230	141	364	406
Theer und Pech	2 940	970	200	30	3 140	900
Thonwaaren	13 940	5 700	925	280	14 865	5 980
Wollwaaren	198	1 703	25	85	223	1 788
Zinn- und Zinkwaaren	6 160	4 580	2 602	965	8 762	5 545
Cement, Kalk	307 595	20 550	4 130	205	311 725	20 755
Uhren	74	460	—	—	74	460
Möbel, Haushaltungsgegenstände, Schiffsinventar	27 530	28 800	2 701	2 840	30 231	31 640
Dachpappen	4 950	415	—	—	4 950	415
Munition	840	3 415	130	167	970	3 582
Verschiedenes	26 496	29 587	108	300	26 604	29 887
Zusammen	2 218 650	907 515	161 290	86 014	2 379 940	993 529
Ausfuhr.						
Palmöl	357 308	154 219	135 680	55 580	492 988	209 799
Palmkerne	482 805	159 961	106 460	23 395	589 265	183 356
Gummi-elasticum	91 276	338 132	988	3 682	92 264	341 814
Elefantenzähne	8 191[5]	144 238	62[6]	1 050	8 253[7]	145 288
Kolanüsse	7 188	3 594	970	842	8 158	4 436
Calabarbohnen	112	179	1 018	865	1 130	1 044
Ebenholz	—	—	133 000	10 680	133 000	10 680
Cacao	—	—	5 665	5 492	5 665	5 492
Taback	—	—	3 749	25 243	3 749	25 243
Zusammen	946 880	800 323	387 592	126 829	1 334 472	927 152

[1] Es ist überall Nettogewicht verstanden. [2] = 6 600 Stück. [3] = 870 Stück. [4] = 7 470 Stück. [5] = 1 226 Stück. [6] = 11 Stück. [7] = 1 237 Stück.

Uebersicht der vom 1. April bis 30. Juni 1891 im Kamerungebiet ein- und ausgeführten Waaren.

Bezeichnung der Artikel	Kamerunbezirk		Victoriabezirk		Insgesammt	
	Gewicht[1] in Kilogramm	Werth in Reichsmark	Gewicht in Kilogramm	Werth in Reichsmark	Gewicht in Kilogramm	Werth in Reichsmark
Einfuhr.						
Rum oder Genever	478 526	136 945	51 827	20 003	530 353	156 948
Liqueure u. s. w.	6 420	24 396	1 030	708	7 450	25 104
Pulver	154 357	95 701	5 074	3 828	159 431	99 529
Salz	606 000	24 240	10 850	434	616 850	24 674
Feuerwaffen	—[2]	69 701	—[3]	2 780	—[4]	72 481
Reis	69 336	28 428	20 146	3 921	89 482	32 349
Tabak	38 268	51 662	4 459	4 998	42 727	56 660
Cigarren	187	810	—	—	187	810
Bier	40 796	17 397	4 356	1 950	45 152	19 347
Wein	6 062	5 824	1 072	1 379	7 134	7 203
Mineralwasser	3 943	1 351	1 173	419	5 116	1 770
Baumwollenwaaren	105 380	377 146	10 774	22 649	116 154	399 795
Bleiwaaren	1 400	475	—	—	1 400	475
Bürstenbinderwaaren	77	169	96	176	173	345
Droguen und Farben	3 990	5 188	502	475	4 492	5 663
Werg, Flachs und Spinnstoffe	95	97	50	22	145	119
Eisen und Eisenwaaren	66 473	40 385	11 088	6 778	77 561	47 163
Getreide und sonstige Erzeugnisse des Landbaues	9 493	2 805	441	117	9 934	2 922
Glaswaaren	9 052	7 943	849	605	9 901	8 548
Bau- und Nutzholz, sowie Holzwaaren	91 704	12 941	32 123	6 327	123 827	19 268
Instrumente und Maschinen	3 947	6 886	1	50	3 948	6 936
Kleider und Putzwaaren	3 575	16 959	1 242	4 058	4 817	21 017
Kautschukwaaren	910	520	—	—	910	520
Haare, Federn	80	183	20	15	100	198
Kupfer- und Messingwaaren	4 433	9 178	106	171	4 539	9 349
Kurzwaaren	2 018	9 522	424	500	2 442	10 022
Leder und Lederwaaren	57	533	—	—	57	533

Leinenwaaren, Seilerwaaren	18615	12653	58	60	18673	12713
Literarische und Kunstgegenstände	356	810	—	—	356	810
Materialwaaren und Verzehrungsgegenstände	69831	46704	17019	10921	86922	57625
Oele und Fette	1997	1119	371	343	2368	1462
Papier und Papierwaaren	194	385	43	113	297	498
Petroleum	4439	1214	596	145	5035	1359
Seidenwaaren	312	6249	—	—	312	6249
Seife und Parfümerien	12276	5550	489	255	12765	5805
Steinwaaren	436	191	30	10	466	201
Steinkohlen	560000	25150	12500	400	572500	25550
Theer und Pech	923	362	623	52	1546	414
Thonwaaren	587	480	1216	275	1803	755
Wollwaaren	195	1355	—	—	195	1355
Zinn- und Zinkwaaren	10903	5188	3173	1167	15076	6355
Thiere	—[5]	800	—	—	—	800
Cement, Kalk	21914	1970	15755	1202	37669	3172
Uhren	—[6]	130	—[7]	150	—[8]	280
Möbel, Haushaltungsgegenstände, Schiffsinventar	6299	5836	894	708	7193	6544
Munition	7078	6430	2086	1111	9164	7541
Verschiedenes	9686	51377	2492	2598	12178	53975
Zusammen:	2432620	1121338	215120	101873	2647740	1223211[9]
Ausfuhr.						
Palmöl	—	369001	—	53970	—	122971
Palmkerne	1725224	407103	88650	21474	1813874	428577
Gummi-elasticum	114544	411653	1770	6785	116314	418438
Elefantenzähne	9121	154976	185	3511	9306	158487
Kolanüsse	2163	1082	—	—	2163	1082
Calabarbohnen	216	302	390	293	606	595
Ebenholz	13626	2453	70000	6120	83626	8573
Cacao	—	—	1720	1995	1720	1995
Taback	—	—	3894	27258	3894	27258
Gummikopal	1699	1030	—	—	1699	1030
Piassava	170	238	—	—	170	238
Zusammen:	—	1347838	—	121406	—	1469244[10]

[1] Es ist überall Nettogewicht verstanden. [2] 7727 Stück. [3] 332 Stück. [4] 8059 Stück. [5] 6 Stück Rindvieh. [6] 1 Stück. [7] 5 Stück. [8] 6 Stück. [9] Gegen 993529 Mark im Vorquartal. [10] Gegen 927152 im Vorquartal.

Uebersicht der vom 1. Juli bis 30. September 1891 im Kamerungebiet ein- und ausgeführten Waaren.

Bezeichnung der Artikel.	Kamerunbezirk		Victoriabezirk		Insgesammt	
	Gewicht in Kilogramm [1]	Werth in Reichsmark	Gewicht in Kilogramm	Werth in Reichsmark	Gewicht in Kilogramm	Werth in Reichsmark
Einfuhr.						
Rum oder Genever	422 758	132 079	28 207	10 996	450 965	143 075
Liqueure u. s. w.	4 742	14 226	60	205	4 802	14 431
Pulver	128 958	79 954	3 025	2 475	131 983	82 429
Salz	1 267 000	63 350	54 500	2 622	1 321 500	65 972
Feuerwaffen	— [2]	77 724	—	6 187	—	83 911
Reis	98 626	22 684	24 451	4 889	123 080	27 573
Taback	35 873	52 074	6 560	7 617	45 133	59 691
Bier	16 686	7 804	1 484	745	18 170	8 549
Wein	1 579	2 320	832	992	2 411	3 312
Mineralwasser	675	344	527	265	1 202	609
Cigarren	135	1 266	36	153	171	1 419
Baumwollwaaren	78 554	254 389	11 990	25 829	90 544	280 218
Bleiwaaren	352	160	—	—	352	160
Bürstenbinderwaaren	75	100	—	—	75	100
Droguen und Farben	5 534	4 316	1 172	1 175	6 706	5 491
Eisen und Eisenwaaren	55 963	34 293	11 738	6 282	67 701	40 575
Getreide und sonstige Erzeugnisse des Landbaues	3 753	1 107	298	40	4 051	1 147
Glaswaaren	10 349	11 295	5 917	3 208	16 266	14 503
Bau- und Nutzholz, sowie Holzwaaren	233 791	40 049	830 804	22 652	1 064 595	62 701
Instrumente und Maschinen	1 145	1 656	450	800	1 595	2 456
Kleider und Putzwaaren	2 603	10 161	612	2 048	3 215	12 209
Kautschukwaaren	175	455	—	—	175	455
Kupfer- und Messingwaaren	8 543	14 877	—	—	8 543	14 877
Leder und Lederwaaren	489	2 758	115	600	604	3 358

Kurzwaaren	668	2 197	521	623	1 189	2 820
Leinen- und Seilerwaaren	11 780	7 922	984	904	12 764	8 826
Literarische und Kunstgegenstände	155	480	—	—	155	480
Materialwaaren und Verzehrungsgegenstände	48 588	31 984	18 600	11 411	67 188	43 425
Oele und Fette	5 188	3 361	698	1 516	5 886	4 877
Papier und Papierwaaren	333	887	33	78	366	965
Petroleum	3 780	940	168	45	3 948	985
Seidenwaaren	74	863	—	—	74	863
Seife und Parfümerien	38 456	12 605	1 550	427	40 006	13 032
Steinwaaren	1 228	383	—	—	1 228	383
Steinkohlen	270 027	12 007	11 000	500	281 027	12 507
Theer und Pech	3 805	553	1 707	400	5 512	953
Thonwaaren	357	255	260	220	617	475
Thiere	—[3]	1 740	—	—	—	1 740
Zinn- und Zinkwaaren	2 790	2 086	26	28	2 816	2 114
Cement, Kalk	9 395	485	820	44	10 215	529
Uhren	—[4]	300	—	—	—	300
Möbel, Haushaltungsgegenstände, Schiffsinventar	10 833	11 210	400	424	11 233	11 634
Munition	6 679	10 658	390	1 004	7 069	11 662
Verschiedenes	—	42 301	—	14 144	—	56 445
Zusammen	2 795 194	972 658	1 019 938	131 578	3 815 132	1 104 236[5]
Ausfuhr.						
Palmöl[6]	—	341 426	—	32 407	—	373 833
Palmkerne	1 302 814	325 304	78 232	15 385	1 381 046	340 689
Gummi elasticum	102 100	292 961	1 400	2 693	103 500	295 654
Elfenbein	9 645	156 300	28	540	9 673	156 840
Kolanüsse	625	313	—	—	625	313
Calabarbohnen	217	130	—	—	217	130
Ebenholz	5 257	841	48 500	5 269	53 757	6 110
Cacao	368	368	8 450	9 580	8 818	9 948
Taback	—	—	455	910	455	910
Gummikopal	1 049	957	80	224	1 129	1 181
Zusammen	1 422 075	1 118 600	137 145	67 008	1 559 220	1 185 608[7]

[1] Es ist überall Nettogewicht verstanden. — [2] 9361 Stück. — [3] 29 Stück. — [4] 15 Stück. — [5] Gegen 1 223 211 Mark im Vorquartal. — [6] Nur nach Imperialgallons angegeben und zwar: für Kamerunbezirk 211 707, für Victoriabezirk 23 450 Imperialgallons. — [7] Gegen 1 469 211 Mark im Vorquartal.

Uebersicht der vom 1. October bis 31. December 1891 im Kamerungebiet ein- und ausgeführten Waaren.

Bezeichnung der Artikel	Kamerunbezirk		Victoriabezirk		Insgesammt	
	Gewicht [1] in Kilogramm	Werth in Reichsmark	Gewicht in Kilogramm	Werth in Reichsmark	Gewicht in Kilogramm	Werth in Reichsmark
Einfuhr.						
Rum, Genever und Spiritus [2]	259 683	85 380	35 853	11 670	295 536	97 050
Liqueure	2 419	7 257	198	594	2 617	7 851
Pulver	110 448	68 478	6 973	4 323	117 421	72 801
Salz	1 147 800	56 450	131 150	6 450	1 278 950	62 900
Feuerwaffen	— [3]	36 612	— [3]	22 068	—	58 680
Reis	105 998	24 380	18 664	4 295	124 662	28 675
Taback	34 447	46 503	5 637	7 590	40 084	54 093
Cigarren	131	1 191	—	—	131	1 191
Wein	7 253	9 185	1 088	1 945	8 341	11 130
Bier	13 969	6 092	4 389	1 866	18 358	7 958
Mineralwasser	6 962	2 314	1 155	545	8 117	2 859
Baumwollenwaaren	95 672	286 949	5 625	16 646	101 297	303 595
Bleiwaaren	1 929	1 146	270	430	2 199	1 576
Bürstenbinderwaaren	42	118	50	64	92	182
Droguen und Farben	12 301	8 089	1 447	1 060	13 748	9 149
Eisen und Eisenwaaren	96 935	58 455	12 726	2 419	109 661	60 874
Getreide und sonstige Erzeugnisse des Landbaues	7 554	2 747	427	390	7 981	3 137
Glaswaaren, Porzellan u. s. w.	2 448	3 526	390	349	2 838	3 875
Bau- und Nutzholz, sowie Holzwaaren	164 639	48 451	34 285	4 540	198 924	52 991
Instrumente und Maschinen	6 885	22 858	130	220	7 015	23 078
Kleider und Putzwaaren	4 098	19 161	306	1 042	4 404	20 203
Kautschukwaaren	852	385	—	—	852	385
Kupfer- und Messingwaaren	8 307	15 681	580	218	8 887	15 899
Leder und Lederwaaren	1 212	6 520	—	—	1 212	6 520
Kurzwaaren	8 176	15 936	218	499	8 394	16 435
Leinen- und Seilerwaaren	25 115	17 782	2 915	4 090	28 030	21 872
Literarische und Kunstgegenstände	515	1 543	—	—	515	1 543

Materialwaaren und Verzehrungsgegenstände	185 590	90 031	15 458	9 229	201 048	99 260
Oele und Fette (Lichte)	1 675	1 183	165	355	1 840	1 538
Papier und Papierwaaren	272	360	—	—	272	360
Petroleum	11 974	4 541	390	100	12 364	4 641
Seide und Seidenwaaren	428	8 035	—	—	428	8 035
Seife und Parfümerien	27 024	10 847	4 621	1 224	31 645	12 071
Steinwaaren	7 578	3 537	116	117	7 694	3 654
Steinkohlen und Briketts	10 019	744	11 000	500	21 019	1 244
Theer und Pech	6 357	1 270	1 807	431	8 164	1 701
Thierische Producte	76	150	—	—	76	150
Vieh	— [4]	890	—	—	—	890
Thonwaaren	10 136	4 327	8 119	5 010	18 255	9 337
Wollwaaren	425	2 456	320	780	745	3 236
Zinn- und Zinkwaaren	16 522	13 506	1 285	762	17 807	14 268
Cement, Kalk	19 441	3 663	4 360	325	23 801	3 988
Uhren	— [5]	223	—	—	—	223
Möbel, Haushaltungs- und Schiffsinventariengegenstände	17 772	10 979	412	458	18 184	11 437
Munition	12 415	7 260	1 246	787	13 661	8 047
Verschiedenes (darunter 12 Boote und eine Barkasse)	13 720	95 848	—	—	13 720	95 848
Zusammen	2 467 214	1 113 039	313 775	113 391	2 780 989	1 226 430 [6]
Ausfuhr.						
Palmöl [7]	—	142 638	—	32 660	—	175 298
Palmkerne	859 353	181 071	105 874	21 702	965 227	202 773
Gummi-elasticum	62 726	172 890	2 617	5 907	65 343	178 797
Gummikopal	272	246	—	—	272	246
Cacao	38	38	11 500	13 800	11 538	13 838
Calabarbohnen	58	35	50	25	109	60
Elfenbein	7 924	135 224	104	1 440	8 028	136 664
Ebenholz	13 943	2 231	90 168	10 545	104 111	12 776
Piassava	4 009	4 169	—	—	4 009	4 169
Zusammen	948 324	638 542	210 313	86 079	1 158 637	724 621 [8]

[1] Es ist überall Nettogewicht angegeben. [2] Bei den alkoholhaltigen Getränken ist in dem Bericht aus Kamerun die Menge in Litern angegeben. Der bessern Uebersicht halber ist hier statt dessen das Gewicht in Kilogramm aufgeführt. [3] 6520 Stück, davon 4068 im Kamerunbezirk. [4] 16 Stück. [5] 7 Stück. [6] Gegen 1 104 236 Mark im Vorquartal. [7] Nur nach Imp.-Gallons angegeben und zwar: für Kamerunbezirk 103 493, für Victoriabezirk 22 896 Imp.-Gallons. [8] Gegen 1 185 608 Mark im Vorquartal.

III. Einheitliche Schreib- und Sprechweise der geographischen Namen in den deutschen Schutzgebieten.

(Für den amtlichen Gebrauch.)

Bei geographischen Bezeichnungen, welche aus europäischen Sprachen entnommen sind, oder von Eigennamen herrühren, verbleibt es bei der ursprünglichen Schreibweise. Europäischen Sprachen entnommene allgemeine geographische Bezeichnungen wie Berg, Fluß, See, Dorf, Stadt u. s. w. sind in der Regel deutsch wiederzugeben.

Im übrigen gelten für die Schreib- und Sprechweise der geographischen Namen in den deutschen Schutzgebieten folgende Regeln:

I. Die Schrift hat den Wortlaut so genau wiederzugeben, wie dies mit einfachen Schriftzeichen möglich ist.

II. Selbstlauter (Vokale) und Doppellauter (Diphthonge) werden so geschrieben, wie sie in der deutschen Sprache klingen.

Für äu, eu, oi und oy wird nur oi, für ai, ei, ay und ey nur ai gesetzt.

Die Reihe der Selbstlauter und Doppellauter ist darnach folgende:

a, e, i, o, u, ä, ö, ü, oi, ai, au.

Selbstlauter werden doppelt geschrieben, wenn sie getrennt ausgesprochen werden. Werden Doppellauter getrennt ausgesprochen, so wird einer derselben mit einem Trema (··) bezeichnet.

Besondere Dehnung eines Selbstlauters wird durch den Circumflex (^) bezeichnet.

III. Für die Mitlauter (Consonanten) gelten folgende Regeln:

1. Zusammengesetzte Mitlauter werden in ihre Bestandtheile aufgelöst: x=ks, z und c=ts.
2. Genau wie im Deutschen werden gebraucht: b, d, f, g, h, k, l, m, n, p, r*, t.

---

* Es ist das Zungen-r gemeint.

3. y tritt an die Stelle des deutschen j.
4. j entspricht dem französischen j, dj dem englischen j (französisch dj).
5. sh entspricht dem deutschen sch, tsh dem deutschen tsch (englisch ch, französisch tch).
6. v entspricht dem deutschen w, w dem englischen w, kw dem deutschen qu.
7. kh entspricht dem deutschen gutturalen ch, gh* demselben Laut, jedoch weicher ausgesprochen, kk dem deutschen ck.
8. s entspricht dem weichen deutschen s, s̄ dem scharfen s (deutsch ß).
9. ts entspricht dem deutschen z und weichen c.

Als entbehrlich werden danach ausgeschieden die deutschen Schriftzeichen:

c (= ts oder k), ck (= kk), ch (= kh), sch und tsch (= sh und tsh), qu (= kw), x (= ks), ph, sofern es wie f ausgesprochen wird, z (= ts).

Anders als im Deutschen werden gebraucht: j, v, w, y.

IV. Bestehen Namen aus mehreren Wörtern, so sind diese in der Regel getrennt, jedoch mit Verbindungsstrichen zu schreiben.

V. Zur Bezeichnung der betonten Silbe wird der Acut gebraucht, sofern nicht der Circumflex Anwendung findet (II).

VI. Nach den vorstehenden Regeln wird ein Verzeichniß der wichtigeren bekannten geographischen Namen aus den einzelnen Schutzgebieten aufgestellt, welches allmählich zu ergänzen und auszudehnen ist.

VII. Die Ermittelung der Sprech- und Schreibweise neuer geographischer Namen, welche in den Gebrauch übernommen werden sollen, geschieht in erster Linie in den Schutzgebieten selbst. Zu diesem Zwecke empfiehlt es sich, damit befaßte Beamte und sonst geeignete Personen dahin mit Anweisung zu versehen, daß sie die Namen nach möglichst sorgfältiger Aufnahme des Wortes niederschreiben und sich dabei nach den obigen Regeln für die Schreibweise richten.

VIII. Bei der Aufnahme ist darauf zu achten, daß die Namen so wiedergegeben werden, wie sie von der angesessenen Bevölkerung ausgesprochen bezw. geschrieben werden. Es ist ferner dabei zu ermitteln, ob der Name aus einem Wort oder aus Wörtern besteht, welche eine besondere Bedeutung haben. Für solche Wörter ist eine einheitliche Schreibweise anzuwenden.

Der obere Beamte, jedes Schutzgebietes wird sich einer Prüfung der ihm vorgelegten Namen mit den ihm zu Gebote stehen-

* Entspricht auch dem sog. Zäpfchen-r.

den örtlichen Hülfsmitteln unterziehen und auf Grund derselben deren Klang und Schreibweise feststellen. Verzeichnisse derselben werden periodisch dem Auswärtigen Amt überreicht.

IX. Das Auswärtige Amt beruft eine ständige Commission von Sachverständigen, welche die Aufgabe hat, eingehende Verzeichnisse neuer Namen (VIII) zu prüfen, die unter Nr. VI erwähnten Verzeichnisse fortzuführen, etwa nothwendig werdende Ergänzungen oder Abänderungen der Schriftzeichen (II und III) vorzuberathen und auf Beseitigung abweichender Schreibweisen hinzuwirken.

X. Die in Gemäßheit vorstehender Vorschläge festgestellten Namen sind im amtlichen Verkehr in und mit den Schutzgebieten ausschließlich anzuwenden. Sie werden von Zeit zu Zeit durch das Kolonialblatt oder in sonst geeigneter Weise veröffentlicht, in der Absicht, zu ihrer Anwendung auch beim Kartendruck, in der Tagespresse und in anderen Druckschriften zu bestimmen.

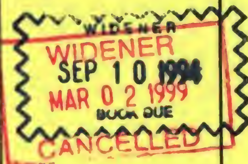
Register.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.




3 2044 024 216 921


WIDENER
WIDENER
SEP 1 0 1994
MAR 0 2 1999
BOOK DUE
CANCELLED